



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Die Frucht der menschlichen Arbeit“

Aspekte einer visionären Philosophie der Arbeit unter besonderer
Berücksichtigung von William Morris

verfasst von / submitted by

Johannes Maria Kopf, BA BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2018 / Vienna 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 941

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

MA Philosophie

Betreut von / Supervisor:

Univ. Prof. Mag. Dr. Konrad Paul Liessmann

Was ich daher im folgenden vorschlage, ist eine Art Besinnung auf die Bedingungen, unter denen, soviel wir wissen, Menschen bisher gelebt haben, und diese Besinnung ist geleitet [...] von den Erfahrungen und den Sorgen der gegenwärtigen Situation. Solch eine Besinnung verbleibt natürlich im Bereich des Denkens und Nachdenkens, und praktisch gesprochen vermag sie nichts, als zu weiterer Besinnung anregen – was immerhin vielleicht nicht nichts ist angesichts des oft ruchlos anmutenden Optimismus, der hoffnungslosen Verwirrtheit oder dem ahnungslosen Wiederkäuen des guten Alten, die nur zu oft die geistige Atmosphäre bestimmen, in der diese Dinge diskutiert werden. Wie immer es damit bestellt ist: was ich vorschlage, ist etwas sehr Einfaches, es geht mir um nichts mehr, als dem nachzudenken, was wir eigentlich tun, wenn wir tätig sind.

Hannah Arendt, Vita activa

Inhalt

1. Einleitung	4
2. Was heißt Arbeit?	6
2.1 Eine begriffliche Annäherung	7
2.2 Paradigmatische historisch-philosophische Positionen.....	14
2.2.1 Arbeit und Kunst in der griechischen Antike.....	14
2.2.2 Arbeitsethos und Arbeitsorganisation im Mittelalter	21
2.2.3 Arbeit der Neuzeit: Vom Kolonialismus zur Industriellen Revolution.....	29
3. Vom Wirklichen zum Möglichen, oder: Ein utopischer Entwurf – William Morris’ Arbeits- und Kunstverständnis	40
3.1 Die Utopie – Eine Vorbemerkung.....	40
3.2 Zur Person William Morris	43
3.3 Vom ästhetischen zum sozialrevolutionären Bewusstsein.....	54
3.4 Die Kunde von Nirgendwo – Ein utopischer Roman.....	62
3.4.1 Das äußere Erscheinungsbild Utopias.....	64
3.4.2 Geld, Erziehung und Bildung.....	66
3.4.3 Die Rolle der Frau	69
3.4.4 Politik und Regierung.....	70
3.4.5 Unglück, Gesetze und Opposition.....	72
3.4.6 Arbeit in Utopia.....	73
3.4.7 Kleine Rezeptionsgeschichte.....	79
3.5 Morris’ Ideale – Utopische Wahlverwandtschaften	81
3.6 Von der Utopie zur Wirklichkeit.....	85
4. Arbeit im 21. Jahrhundert.....	85
4.1 Finanzialisierung und Transnationalisierung	85
4.2 Digitalisierung und Automatisierung	95
4.3 Vom nahen Ende der Erwerbsarbeit.....	102
5. Philosophie und das Ende der Arbeit	113
5.1 Die Herrschaft der instrumentellen Vernunft.....	113
5.2 Die entfremdete Arbeit.....	116
5.3 Der Verlust der Dauer	119
5.4 Ein Ausblick.....	123
6. Anhang	125
6.1 Abstract	125
6.2 Literaturverzeichnis.....	126

1. Einleitung

Vor 170 Jahren, 1848, ging ein Gespenst um in Europa: das Gespenst des Kommunismus. Als Karl Marx und Friedrich Engels im Manifest der Kommunistischen Partei erklärten, die „Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen“¹, herrschte eine revolutionäre Stimmung. Das Bürgertum war dabei, die alten Feudalherren vom Hof zu jagen und die politische Macht an sich zu reißen. Der technologische Wandel brach in Gestalt der Maschinenindustrie mit traditionellen manuellen Arbeits- und Produktionsweisen. Darauf gründete schließlich die Entstehung einer neuen sozialen Klasse, des eigentumslosen Proletariats, das seinen Lebensunterhalt einzig und allein aus dem Verkauf der Arbeitskraft ziehen konnte. Die Hoffnungen der Kommunisten, den Klassenkampf durch die Erhebung des Proletariats, dieser „Bewegung der ungeheuren Mehrzahl im Interesse der ungeheuren Mehrzahl“², ein für alle Mal zu beenden und in den Zustand einer klassenlosen, allgemein freien und radikal demokratischen Gesellschaft einzutreten, erfüllten sich bekanntlich nicht. Das bürgerlich-kapitalistische System erwies sich als elastisch genug, um alle Angriffe gegen seine Grundprinzipien – kapitalbasiertes Privateigentum und freier, kapitalgebundener Handel – zu absorbieren. Zudem waren die politischen Vertreter der privilegierten Klasse letztlich klug genug, die Dinge nicht zu überreizen: „Mein Gedanke war, die arbeitenden Klassen zu gewinnen, oder soll ich sagen zu bestechen, den Staat als soziale Einrichtung anzusehen, die ihretwegen besteht und für ihr Wohl sorgen möchte.“³ Dazu bekannte sich in den 1880er Jahren der konservative Reichskanzler des Deutschen Reiches, Otto von Bismarck, und initiierte eine Reihe von sozialpolitischen Maßnahmen, die das revolutionäre Verlangen in der Arbeiterschaft dämpften.

Individueller Reichtum sowie der Wohlstand einer Nation sind das Ergebnis gesellschaftlicher Arbeit. Die Gretchenfrage lautet freilich: Wie hält die Gesellschaft es mit der Verteilung dieser Arbeit und den daraus resultierenden Möglichkeiten? Im 21. Jahrhundert sind die Klassengegensätze lange nicht mehr so vereinfacht und transparent wie zu Zeiten Marxens und Engels'. Aber staatlich garantierte Arbeitsrechte und Sozialsysteme, für Kinder aus allen Schichten offenstehende Bildungsinstitutionen usw. täuschen kaum darüber hinweg, dass das bürgerlich-kapitalistische Ausbeutungsregime nach wie vor besteht und die Mainstream-Politik in den repräsentativen Demokratien Kapitalinteressen hofiert. "There's class warfare, all right, but it's

¹ Marx, Karl / Engels, Friedrich: Manifest der Kommunistischen Partei. Reclam, Stuttgart 2014, 36

² Ebd. 52

³ Otto von Bismarck: Gesammelte Werke (Friedrichsruher Ausgabe). 1924/1935, Band 9, 195f

my class, the rich class, that's making war, and we're winning!"⁴, äußerte sich der US-amerikanische Milliardär und Börsenspekulant Warren Buffett im Jahre 2006, angesprochen auf die seit den 1980ern kontinuierlich sinkende Besteuerung von hohen Einkommen und Vermögen.

Im frühen 21. Jahrhundert geht jedenfalls ein anderes Gespenst um in der Welt: das Gespenst der Digitalisierung. Es fürchten sich davor aber nicht die Reichen und Mächtigen, sondern jene, die ihren Lebensunterhalt primär aus ihrer Lohnarbeit ziehen. Die Digitalisierung bringt uns weltweit vernetzte, hochkomplexe Computersysteme, die nahezu jede Form von Aktivität, von Arbeit und Beschäftigung registrieren, vermessen, kategorisieren und archivieren, global nutz- und austauschbar machen, und die so gewonnenen Datensätze schließlich wieder in Arbeitsleistung umformen – nun aber ohne menschliche Beteiligung. Die Industrialisierung des 19. Jahrhunderts sorgte mittels Mechanik für eine teilweise Automatisierung in der Warenproduktion. Was intelligente Computernetze zu leisten imstande sein werden, geht weit über jedes noch so kompliziert aufgebaute mechanische Räderwerk hinaus. Es bedarf einiger Vorstellungskraft, um das Potential einer vollständigen Automation vieler Produktionsketten und Dienstleistungen abzuschätzen, die heute noch menschliche Arbeitskräfte binden. Eine große Freiheit könnte die Folge sein, die in der bisherigen Menschheitsgeschichte stets nur einigen wenigen Privilegierten zukam: sich im Bewusstsein einer materiell gesicherten Existenz frei und nach eigener Façon betätigen zu können. Es könnte andererseits großes soziales Elend aus diesem technischen Fortschreiten hervorgehen, wenn die ökonomischen Rahmenbedingungen des bürgerlichen Kapitalismus bestehen bleiben. Höchste Zeit also, grundsätzlich über das Phänomen der menschlichen Arbeit nachzudenken.

Die nachfolgende philosophische Auseinandersetzung beginnt mit einer Begriffsuntersuchung, was Menschen der europäischen Kulturtradition heute unter Arbeit verstehen bzw. in vergangenen Tagen verstanden haben. In einem zweiten Schritt werden dazu markante kulturgeschichtliche Denkpositionen in Antike, Mittelalter und Neuzeit erörtert, die auf unterschiedliche Weise in unserer Gegenwart nachhallen. Das dritte Kapitel eröffnet einen utopischen Zugang zum Thema Arbeit, indem es Leben und Werk des englischen Künstlers William Morris (1834-1896) referiert und insbesondere seine Überlegungen zu einer ästhetischen, moralischen und ökologischen Arbeits- und Lebensform diskutiert. Kapitel vier konfrontiert uns hingegen

⁴ Stein, Ben: „In Class Warfare, Guess Which Class Is Winning“, New York Times vom 26.11.2006, online abrufbar: <https://www.nytimes.com/2006/11/26/business/yourmoney/26every.html> (Stand: 12.06.2018)

mit den konkreten Arbeitsbedingungen und Problemstellungen des 21. Jahrhunderts, angefangen von der enormen Macht der Finanzmärkte über globalisierte Warenproduktion bis hin zu den Verheißungen und Gefahren von Digitalisierung und Automatisierung. Hierbei wird auch auf die Debatten um ein mögliches Ende der Arbeit und einer vom technischen Fortschritt evozierten Massenarbeitslosigkeit eingegangen und das bedingungslose Grundeinkommen kritisch analysiert. Das abschließende fünfte Kapitel löst sich von den greifbaren, materiellen und aus dem gesellschaftlichen wie journalistischen Alltagsdiskurs bekannten politökonomischen Mechanismen und Interessen. Es fokussiert hingegen auf die metaphysischen Motive, die sich gemeinhin hinter jenen verbergen.

2. Was heißt Arbeit?

Sprache ist ein fundamentaler Baustein des menschlichen Daseins. In und mit der Sprache erschließt und ordnet der Mensch zugleich die Welt, differenziert zwischen verschiedenen sinnlich erfahrenen Gegenständen, indem er ihnen unterschiedliche Namen gibt, vor allem aber erkennt er sich selbst als ein Wesen, das nicht mit den wahrgenommenen Dingen identisch ist. Sprache ermöglicht Distanz – von der Welt und von sich selbst. Das Sprachvermögen wurzelt seinerseits darin, dass die menschliche Natur neben der körperlichen eine unkörperliche, nämlich geistige Dimension aufweist. Aristoteles bestimmte den Menschen daher als *zoon logon echon*, in der lateinischen Übersetzung *animal rationale*, also als Wesen, das Geist hat. Jener griechische Begriff des *logos* lässt sich freilich auch mit Sprache, Rede oder Denken übersetzen, wogegen der lateinische Begriff der *ratio* für uns deutschsprachige Geister fast ausschließlich mit dem Wort Vernunft verbunden ist. In diesem Fall wird ein allgemeiner Zug der ständigen Auseinandersetzung des Menschen mit der Sprache sichtbar: die Reduktion von Komplexität. Die Tendenz zur begrifflichen Eineindeutigkeit führt nur scheinbar zu einem Gewinn an Klarheit im Denken und Erkennen. Tatsächlich bewirkt der Verlust von Bewusstsein für sprachliche und begriffliche Tiefe, dass Zusammenhänge oder Gemeinsamkeiten übersehen, dass die sprachlich adressierten Dinge nur an ihrer Oberfläche bekannt werden. Wenn Sprache ein wesentliches Element des Welterschließens ist, dann ist das Verfügen über Begriffsbedeutungen ein mächtiges Werkzeug zur Kontrolle und Steuerung menschlichen Denkens und Verhaltens. Zur (totalitären) Ausübung von politischer Macht genügt es nicht, die institutionellen Vermittlungsorgane sprachlicher Erzeugnisse, bspw. Presse oder Rundfunk, unmittelbar zu lenken und so die Diskurshoheit zu behalten. Vielmehr muss die Sprache selbst als Spur für das Denken

gestaltet werden, aus der nicht so leicht herauszukommen ist.⁵ In George Orwells dystopischem Roman *1984* finden wir eine meisterhafte literarische Veranschaulichung dieses Erkenntnis. Im fiktiven Staat Ozeanien operiert die politische Macht mit *Newspeak* (Neusprech), d.h. einer bewusst modellierten Sprache, wodurch das Denken und die Beschreibbarkeit von Sachverhalten eingeschränkt, steuer- und kontrollierbar werden. Solcherart Verschleierungen sehen wir uns im realen Alltag zuhauf ausgesetzt, bspw. wenn Unternehmen eine ‚Gewinnwarnung‘ veröffentlichen, die UN von einem ‚robusten Mandat‘ und Militärs von ‚Stabilisierungseinsätzen‘ sprechen.

Wer einen gesellschaftlichen Sachverhalt aus philosophischer Perspektive näher analysieren will, tut gut daran, zuallererst die alltägliche Sprache zu untersuchen. Nichts anderes tat Sokrates, als er die Agora betrat und die Menschen danach befragte, was sie denn damit meinten, wenn sie von Wahrheit, Gerechtigkeit oder Schönheit gesprochen hatten. Die Analyse der Alltags- oder Umgangssprache gibt Aufschluss über das unkritische Selbstverständnis der Menschen und den fundamentalen Zugang zu den Bedingungen ihres In-der-Welt-Seins. Unser Interesse gilt fortan dem Begriff der *Arbeit*.

2.1 Eine begriffliche Annäherung

Wenn wir im Alltag von Arbeit sprechen, so meinen wir damit in aller Regel *Erwerbs-* bzw. *Lohnarbeit*. Damit wird eine regelmäßige, vertraglich festgelegte Beschäftigung oder Tätigkeit bezeichnet, für welche man eine Geldleistung erhält, die wiederum für das Begleichen der Lebenserhaltungskosten in der Gesellschaft erforderlich ist. Grundsätzlich ist unsere Gesellschaft als Erwerbsarbeitsgesellschaft konzipiert. Denken wir uns einen erwachsenen Menschen, der ohne jede Form des Privateigentums, sei es Geldvermögen oder Grundbesitz, in unsere Welt eintritt. Abgesehen von karitativen Einrichtungen, die ihm temporär Unterkunft und Nahrung gewähren, bleibt ihm nur die schnellstmögliche Aufnahme einer entlohten Arbeitstätigkeit, ohne die er nicht einmal seine elementaren Bedürfnisse decken kann. Das politische Gemeinwesen in Form des österreichischen Staates leistet zwar eine sog. ‚bedarfsorientierte Mindestsicherung‘, d.i. eine Bargeldleistung und eine Krankenversicherung, aber nur unter bestimmten

⁵ Zugespitzt heißt das: Die herrschende Sprache ist die Sprache der Herrschenden. Weiterführende Forschung, wie Sprache unser Denken und Handeln bestimmt, leistet die moderne Sprach- und Kognitionswissenschaft. Vgl. Whorf, Benjamin L.: Sprache, Denken, Wirklichkeit – Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2008

Bedingungen: „Arbeitsfähige Personen müssen bereit sein, eine Arbeit auszuführen. Wird eine zumutbare Arbeit nicht angenommen, kann die Leistung gekürzt werden. In Ausnahmefällen kann die Leistung auch entfallen.“⁶ Dem Zwang zur Erwerbsarbeit entkommt also nur, wer über genügend Privateigentum verfügt, von dem der Lebensunterhalt bestritten werden kann.

Den Stellenwert der Erwerbsarbeit für das individuelle wie gesellschaftliche Leben lässt sich an Hand von Zahlen der Statistik Austria verdeutlichen. Die Erwerbstätigenquote⁷ bezeichnet in der empirischen Sozialwissenschaft den Anteil der erwerbstätigen Personen an der Wohnbevölkerung im erwerbsfähigen Alter, d.h. in der Regel zwischen 15 und 64 Jahren, die mind. 1 Stunde pro Woche einer Erwerbsarbeit nachgehen. Jene lag 2015 in Österreich bei 71,1%, geschlechtsspezifisch für Männer bei 75,1% und für Frauen bei 67,1%, wobei die Erhebungen für Frauen ein kontinuierliches Wachstum seit 1994 belegen. Auch die durchschnittliche tatsächlich geleistete Arbeitszeit wird statistisch erhoben, die 2015 bei unselbständig Beschäftigten 30,5 Wochenstunden betrug (Erwerbstätige insgesamt 31,4 Wochenstunden). Vollzeiterwerbstätige leisteten durchschnittlich 36,8 Wochenstunden, Teilzeitbeschäftigte durchschnittlich 17,7 Wochenstunden. In Bezug auf Teilzeitarbeit lassen sich extreme geschlechtsspezifische Unterschiede ausmachen, so arbeiteten 2015 47,4% der Frauen, aber nur 11,2% der Männer in Teilzeit. Der Blick in die Welt der Arbeitsmarktstatistik vermittelt nachdrücklich die Bedeutung der Erwerbsarbeit im gesamtgesellschaftlichen Gefüge. Auffallend ist zudem der geschlechtsspezifische Unterschied in der Teilzeitquote, der auf den Zusammenhang von Arbeitsorganisation und den soziokulturellen Rahmenbedingungen hinweist. Wir werden zu einem späteren Zeitpunkt darauf zurückkommen.

Die Rede von der Erwerbsarbeitsgesellschaft ist also kein leere Abstraktion von Soziologen oder Kulturphilosophen, sondern ein Faktum, dem die alltagssprachliche Identifizierung von Arbeit mit Erwerbstätigkeit nur Rechnung trägt, insofern sie die Lebensrealität großer Bevölkerungsteile reflektiert. Historisch betrachtet⁸ korreliert die Verengung des Arbeitsbegriffs mit der Industriellen Revolution. Erst im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts wird Lohnarbeit zum allgemein vorherrschenden Los. Setzt man Erwerbsarbeit und Arbeit synonym, so werden jedoch etliche Formen des Tuns und der Beschäftigung unterschlagen: Subsistenzarbeit, Haus-

⁶ Siehe die Ausführungen auf der Homepage des Sozialministeriums: https://www.sozialministerium.at/site/Soziales_und_KonsumentInnen/Sozialhilfe_Mindestsicherung/Voraussetzungen/ (Stand: 12.03.2017)

⁷ Siehe: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/arbeitsmarkt/erwerbstaetige/index.html (Stand: 12.03.2017)

⁸ Vgl. Komlosy, Andrea: Arbeit – Eine globalhistorische Perspektive. Promedia, Wien 2014, 9f

und Familienarbeit, Gartenarbeit, Ehrenamt etc. finden im verkürzten Arbeitsbegriff keinen Widerhall. Ein derartiger sprachlicher Reduktionismus verführt zum Fehlschluss, der ‚Arbeitslose‘ sei generell ein Nichtstuender, gar ein gesellschafts- und staatsschädigender Parasit, da er auf Kosten der Gemeinschaft lebe.

Betrachten wir zunächst die Etymologie des Begriffs ‚Arbeit‘, um die verschütteten Bedeutungsgehalte freizulegen. Arbeit geht zurück auf das mittelhochdeutsche „arebeit“, dieses auf das althochdeutsche „arapeit“, beide bezeichneten im übergeordneten Sinn eine „mühevollle Tätigkeit“. In ihrem Deutschen Wörterbuch demonstrieren Jacob und Wilhelm Grimm die Komplexität des Wortes, handle es sich doch um „ein uraltes, viel merkwürdige seiten darbietendes wort“⁹. Sie verweisen zunächst auf die Verwandtschaft zum Begriff ‚rabota‘ in den slawischen Sprachen¹⁰, was soviel wie Knechtschaft bedeutet. Weiters nennen sie sechs Anwendungsbereiche des Wortes ‚Arbeit‘, darunter schwere Knechtsarbeit, Kopfarbeit, eine Betätigung ohne Hervorbringung eines bestimmten Werkes. Sie gelangen zur Feststellung: „allmählich heizt alles arbeit, was von den sogenannten handwerkern verrichtet wird, wofür, wie dieser name selbst bezeugt, ursprünglich lieber werk gesagt wurde“¹¹. Der Arbeitsbegriff wurde bis ins 18. Jahrhundert auch im Zusammenhang mit der menschlichen Geburt gebraucht, was die Dimension des Erleiden-müssens betont.¹² Im Wörterbuch der Grimms finden wir auch dem Arbeiten verwandte Begriffe wie schaffen, schöpfen und werken, die bis heute den weiteren Bedeutungshorizont abstecken. In einigen Regionen und Milieus, wo Dialekt gesprochen wird, hat Arbeit zumindest sprachlich das schöpferische Element erhalten. So beispielsweise im Alemannischen: von der Ostschweiz über Vorarlberg bis ins süddeutsche Baden-Württemberg ‚gond d’Lüt go schaffa‘ (gehen die Leute arbeiten). Das Wienerische, ein ostmittelbairischer Dialekt, rückt in den Termini ‚Hackn‘ (Arbeit) und ‚hackeln‘ (arbeiten) hingegen die körperliche Anstrengung der Landarbeit (Hacke) in den Mittelpunkt.

Da die deutsche Sprache im Vergleich zur lateinischen oder griechischen historisch jüngerer Ursprungs ist, lohnt ein Blick auf letztere. Das Altgriechische unterschied zwischen *pónos* und *érgon*. Ersteres stand für die körperlich beschwerliche, ermüdende Betätigung; letzteres bezeichnete das Werk als Resultat einer Leistung. Als *Pónos* wird in der griechischen Mythologie

⁹ Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. Leipzig 1854-1961, Bd. 1, Sp. 538 bis 543; Onlineversion siehe: <http://woerterbuchnetz.de/DWB/?lemma=Arbeit> (Stand: 20.05.2017)

¹⁰ Im heutigen Polnisch lautet das Wort für Arbeit „robota“.

¹¹ Grimms Wörterbuch 1854-1961, a.a.O.

¹² Aus dem 15. Jahrhundert ist bspw. die Formulierung „ein fraw, die in kindsarbeit ligt“ überliefert. Vgl. Komlosy 2014, 41

zudem jener Daimon bezeichnet, der die Zwangsbemühung und die schwere, ermüdende Arbeit verkörpert. Die Unterscheidung von *pónos* und *érgon* wurde im Lateinischen in den Termini *labor* (*laborare*), Wurzel des englischen ‚labour‘, und *opus* bzw. *opera* beibehalten. Das Lateinische kennt ferner den Begriff *trepalium* (von *tripalis*, drei Spitzen oder Pfähle besitzend), der ein Folterinstrument bezeichnete. Dies wurde zur Wurzel des altenglischen *travail* (eine besonders schmerz- und konflikthafte Anstrengung) sowie des französischen *travailler* (arbeiten). Richard Sennett hat in seiner Studie zum *Handwerk*¹³ gezeigt, dass die griechischen Begriffskonnotationen ein hierarchisches Bild von Arbeit und Arbeitsleistung offenbaren, insofern körperlich beschwerliche Arbeit mit Geistlosigkeit in Verbindung gesetzt wurde. Bei den Griechen stand die *scholé*, d.h. die Muße für kontemplativ-geistige Betätigung, grundsätzlich höher im Kurs. Aristoteles geht in seiner Schrift zur *Metaphysik* gar soweit, dem Handwerker den Begriff des *érgon* zu entziehen und nurmehr wörtlich vom händisch-tätigen Menschen (*χειροτεχνῆς*) zu sprechen, da dieser ohne Geist und durch bloße körperliche Gewöhnung Dinge herstelle, deren Ursache und Wesen er gar nicht verstehe.¹⁴ Ohne Zweifel lässt sich aus den etymologischen Funden herauslesen, dass Arbeit und arbeiten ursprünglich keineswegs mit Freude und Lustgewinn assoziiert waren. Ein Lied, dessen Refrain „Die Arbeit hoch! Die Arbeit hoch!“¹⁵ zu skandieren verlangt, wäre weder Griechen noch Römern leicht über die Lippen gekommen.

Kehren wir zurück in unsere Gegenwart. Wenn wir im Alltagsdiskurs nach der Arbeit eines Menschen fragen, so nützen wir oft den Begriff ‚Beruf‘, ohne uns dabei zu fragen, was es denn mit dem darin enthaltenen ‚Ruf‘ auf sich habe. Unsere Verwendung dieses Wortes geht zurück auf die Bibelübersetzung Martin Luthers, in der ‚Beruf‘ zum ersten Mal für die weltliche Arbeitstätigkeit¹⁶ gebraucht wurde. Damit erzeugte Luther einen Konnex zwischen göttlicher Vorsehung oder Begabung und praktischer Realisierung in der Arbeitswelt – worauf wir später

¹³ Sennett, Richard: *Handwerk*. Berliner Taschenbuch, Berlin 2009

¹⁴ Vgl. Aristoteles: *Metaphysik*. 981b

¹⁵ Das sog. „Lied der Arbeit“ wurde 1867 in Wien von Josef Zapf (Text) und Josef Scheuch (Musik) geschrieben. Seinem Status als Hymne der österreichischen Sozialdemokratie entsprechend, wird es heutzutage noch, bspw. bei der großen Feier zum 1. Mai (Tag der Arbeit) am Wiener Rathausplatz, intoniert.

¹⁶ Max Weber hat dies an Luthers Übersetzung der Stelle in Jesus Sirach (11, 20 u. 21) gezeigt. Einerseits verwendet Luther „Beruf“ ganz im Sinne des göttlichen Rufs zum ewigen Heil, andererseits in der inkriminierten Stelle als Umschreibung für die weltliche Arbeitstätigkeit. In der Septuaginta steht „ἐν τῷ ἔργῳ σου παλαιώθητι“ (20) und „καὶ ἔμμενε τῷ πόνῳ σου“ (21), was Luther übersetzt mit „halt aus in deinem Beruf“ (20) und „bleibe in deinem Beruf“ (21; Fassung 1984) – anstatt zu sagen „bleibe bei deiner Arbeit“. Die revidierte Lutherbibel von 2017 übersetzt näher am griechischen Wortsinne: „bleibe bei deinem Tun“ (20) und „halte aus in deinen Mühen“ (21). Vgl. Weber, Max: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. Textausgabe auf der Grundlage der ersten Fassung von 1904/05, hrsg. von Klaus Lichtblau und Johannes Weiß, Beltz Athenäum, Weinheim 1996², 34-38

zurückkommen. Tatsächlich ist uns heute der theologisch-religiöse Bezug weitgehend verloren gegangen. ‚Beruf‘ (engl. ‚calling‘) steht auf einer Ebene mit dem aus dem Englischen entlehnten ‚Job‘¹⁷, im 16. Jahrhundert noch ein Wort für eine unstete, kurzfristige Tätigkeit im Kontrast zu ‚continuous labour‘, im Zuge der Ausweitung der Lohnarbeitsverhältnisse ab dem 17. Jahrhundert die sich allgemein durchsetzende Bezeichnung für jedwede Art ‚work done for pay‘.

Arbeit prägt auch den Umgang mit und das Verständnis von *Zeit*. In unserer Erwerbsarbeitskultur herrscht im Alltag ein dualistisches Zeitmodell, nämlich eine Spaltung in *Arbeits-* und *Frei-Zeit*. Letztere meint eine Phase, in der die Menschen frei von Erwerbsarbeit sind. Interessant ist, dass wir im Moment der Freizeit davon sprechen, frei zu *haben*, anstatt frei zu *sein*. Ein sprachlich feiner Unterschied, der den sklavischen Charakter der Arbeit, unser dauerhaftes Abhängigkeitsverhältnis, anzeigt. Jedenfalls fallen Tätigkeiten wie Garten-, Familien- oder Hausarbeit in die *Frei-Zeit*, gleiches gilt für jede ehrenamtliche Beschäftigung. Klassische Arbeitsverhältnisse gehorchen einem regelmäßigen Rhythmus, im Falle der regulären Vollzeiterwerbsarbeit 8 Stunden, je nach Branche und/oder Vertragssituation auch 12 Stunden. Im Dienstleistungssektor etablierte sich im 20. Jahrhundert das 9-to-5-Schema, d.h. die Arbeitszeit erstreckte sich von 9 Uhr vormittags bis 17 Uhr nachmittags. Kinderbetreuungsstätten, Schulen, öffentliche Ämter usw. haben ihre Öffnungszeiten an den ortsüblichen Konditionen der Erwerbsarbeitsverhältnisse ausgerichtet, was mitunter zu Konflikten führt: Interdisziplinäre Forschung hat nachgewiesen, dass der in Zentraleuropa übliche Schulbeginn zwischen 7:30 Uhr und 8:15 Uhr aus Sicht des sich entwickelnden Kindes zu früh ansetzt. Würde der Biorhythmus berücksichtigt und auf optimale Leistungsfähigkeit abgezielt werden, müssten Grundschule (ab 6 Jahren) und Unterstufe (bis 14 Jahre) einen früheren Schulbeginn als die Oberstufe aufweisen. Ebenso wäre angebracht, die jahreszeitlichen Schwankungen der Tageslänge in das schulische Zeitregiment einzubeziehen. Eine mögliche Änderung dieses Zustandes scheint freilich ausgeschlossen, da die Erfordernisse der Arbeitswelt, d.h. die Positionen der Arbeitgeberverbände und der diesen korrespondierenden Arbeitnehmervertreter, politisch höher im Kurs stehen.¹⁸

Der zeitliche Rhythmus der Erwerbsarbeit prägt das gesellschaftliche wie individuelle Leben der Menschen auf ungeheure Weise. In einer Kultur, die Erwerbsarbeit nahezu für sakrosankt

¹⁷ Vgl. Online Etymology Dictionary: http://www.etymonline.com/index.php?term=job&allowed_in_frame=0 (20.05.2017)

¹⁸ Susanne Brandsteidl, ehemalige Wiener Stadtschulratspräsidentin (2001-2015) und nunmehrige Mitarbeiterin des Ministeriums für Bildung und Frauen, argumentierte 2012 ganz im Zeichen des Vorrangs der arbeitsweltlichen Bedingungen: ein späterer Schulbeginn sei ausgeschlossen, ja „die Tendenz gehe aufgrund des frühen Arbeitsbeginns der meisten Eltern sogar in die andere Richtung“. Siehe: <https://www.news.at/a/debatte-unterrichtsbeginn-schulbeginn-9-uhr-323568> (20.05.2017)

erklärt, sind die Auswirkungen fehlender Erwerbsarbeit fatal. Die Problematiken des Zeitbewusstseins und der Zeitkontrolle im Falle von Erwerbsarbeitslosigkeit wurden in der 1933 entstandenen Studie *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit* von Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel besonders eindrücklich dargestellt. Hunderte von Frauen und Männern, die in der Textilfabrik Marienthal gearbeitet und in den ihr zugehörigen Arbeiterwohnhäusern mit ihren Familien gelebt hatten, verloren im Zuge der Weltwirtschaftskrise ihre Arbeitsstelle. Da sie über keinen anderen Besitz als ihre Arbeitskraft verfügten, waren sie existenziell fortan von staatlichen Unterstützungszahlungen abhängig. In dieser physischen und psychischen Extremsituation – eingedenk der hoffnungslosen weltwirtschaftlichen Rahmenbedingungen – erwiesen sich die Betroffenen nicht als souverän im Umgang mit Zeit. Anstatt die quasi unendliche *Frei-Zeit* dafür zu nutzen, die familiären oder persönlichen Interessen und Freuden zu pflegen, sportlichen, intellektuellen oder künstlerischen Aktivitäten zu frönen, versanken die Menschen in zeit- und haltlose Resignation: „In Marienthal verloren die erwerbslosen Männer ihr Zeitgefühl. Obwohl ihr Zeitbudget unbegrenzt war – sie füllten zum Beispiel die Stunden zwischen dem Aufstehen und dem Mittagessen mit einer Tätigkeit, die normalerweise nicht mehr als zehn Minuten gedauert hätte – beklagten sich die Frauen darüber, daß ihre Männer unpünktlich zu den Mahlzeiten erschienen.“¹⁹ Die Entlehnungen in der Arbeiterbibliothek gingen zurück, die Gemeinschaftlichkeit bröckelte, die Kinder waren häufiger krank, die Gehgeschwindigkeit sank. Ohne taktgebende Erwerbsarbeit verloren die Menschen, die an keine vollständig autonome Zeitstrukturierung gewohnt waren, jede praktische Zielgerichtetheit aus den Augen. Eine eigene Zeitstruktur zu etablieren, gelang nur wenigen. Die Verfasser der Studie zogen aus dem, was sie empirisch vorgefunden hatten, den Schluss: „Mußestunden sind ein Gegenstück zu Arbeitsstunden, nicht deren Ersatz.“²⁰ Wir werden uns diesem Problemfeld später wieder widmen, wenn wir die Konsequenzen eines bedingungslosen Grundeinkommens beleuchten.

Die Frage nach der Arbeit führt – in der Erwerbsarbeitsgesellschaft rascher denn anderswo – zur Frage nach der personalen *Identität*. Begegnen sich Menschen unseres Kulturkreises zum ersten Mal, so stellen sie sich oft in der Weise vor, dass sie mit ihrem Namen beginnen, an zweiter Stelle jedoch schon den Beruf nennen. Ob an Universitäten oder bei Talkshows im Fernsehen, die Vorstellung von Referenten oder Diskutanten kreist um die jeweilige berufliche

¹⁹ Jahoda, Marie: Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert. Beltz, Weinheim/Basel 1986, 46

²⁰ Ebd. 47

Tätigkeit. Wer jemand ist, zeigt sich in dem, was er oder sie tut bzw. getan hat. Unsere gegenwärtige Gesellschaft ermöglicht ihren Mitgliedern grundsätzlich Autonomie in der Berufswahl – ‚grundsätzlich‘ meint freilich nicht ‚ohne Einschränkung‘. Zwar besteht ein objektiver Unterschied zu früheren Gesellschaftsformen, in denen bspw. Geburtsstände die berufliche und soziale Mobilität verhinderten, dennoch ist auch die heutige liberale Bürgergesellschaft mit de jure garantierter Berufsfreiheit²¹ alles andere als frei von geschlechtsspezifischen, sozialen Differenzierungsmechanismen und also sozialen Schichtungen, die die Berufswahlfreiheit de facto einschränken.²² Die Erwerbsarbeit ist jedenfalls einer der zentralen Faktoren für die Verortung des Individuums im sozialen Feld, da sie in der Regel wichtige sozioökonomische (messbare) Indikatoren wie Einkommen, Bildungsabschluss oder soziale Vernetzung bündelt. Personale Identität ist dynamisch, sie entwickelt sich fortlaufend im Spannungsfeld von Selbst- und Fremdwahrnehmung. In unserem Kulturraum kommt der Erwerbsarbeit diesbezüglich eine wichtige Rolle zu. Menschen, deren Beruf am unteren Ende der gesellschaftlichen Beschäftigungshierarchie rangiert, müssen ebenso um ihre soziale Reputation und Selbstbehauptung kämpfen wie jene, die in der Erwerbsarbeitsgesellschaft als ‚arbeitslos‘ gelten. Manche Berufszweige, die zwar höhere Qualifizierung voraussetzen und hohes Einkommen gewähren, sind dennoch gesellschaftlich wenig angesehen.²³ Künstlerisch-kreative Jobs ermöglichen nicht nur Selbstverwirklichung, sie verlangen es geradezu. In allen Fällen erzeugt Arbeit eine psychische Belastung, die in die sog. Frei-Zeit mitgetragen wird. Das als Modekrankheit verschriene Phänomen des Burnouts decouvriert die hypertrophe Aufladung der gegenwärtigen Arbeitskultur, wo es keine Grenze mehr zwischen Selbst-sein und Arbeitender-sein gibt: ‚Ich bin meine Arbeit.’

²¹ In Artikel 6 des österreichischen Staatsgrundgesetzes von 1867 heißt es: „Jeder Staatsbürger kann an jedem Orte des Staatsgebietes seinen Aufenthalt und Wohnsitz nehmen, Liegenschaften jeder Art erwerben und über dieselben frei verfügen, sowie unter den gesetzlichen Bedingungen jeden Erwerbszweig ausüben.“ Siehe: <https://www.ris.bka.gv.at/Ergebnis.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Titel=STGG&VonArtikel=6> (Stand: 20.05.2017)

²² ‚Gläserne Decken‘, auf die vor allem Frauen stoßen, die in großen Unternehmen höhere bzw. höchste Managementebenen anstreben; geschlechtsspezifische Lohnunterschiede bei gleicher Arbeit; das Bestehen von typisch weiblichen/männlichen Berufen – all dies sind Phänomene, die so tief in unserer Kultur verwurzelt sind, dass bloße Änderungen im Recht sie noch lange nicht zum Verschwinden bringen. Siehe für diese Problemkonstellation insb. die Forschungsarbeiten von Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1982; sowie derselbe: *Die männliche Herrschaft*. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2005

²³ Meinungsforscher fragen regelmäßig das Vertrauen der Bevölkerung in unterschiedliche Berufsgruppen ab. Politiker und Bankmitarbeiter werden in Europa schlechter beurteilt als anderswo. Für die Ergebnisse Österreichs 2016 siehe: <https://kurier.at/wirtschaft/in-welche-berufe-vertrauen-die-oesterreicher-am-meisten/186.115.809>; für die globale Perspektive siehe: <http://www.gfk-verein.org/compact/fokusthemen/weltweites-ranking-vertrauenswuerdige-berufe> (Stand: 20.05.2017)

Wir wollen uns nun näher mit wichtigen Stationen auf dem Pfad der Geschichte der menschlichen Arbeit auseinandersetzen. Dies soll uns Aufschluss geben, auf welches Fundament die gegenwärtige, unseren Kulturraum auszeichnende Hierarchie der Tätigkeiten gebaut ist. Außerdem ist zu klären, inwiefern sich das Verständnis von Arbeit im Laufe der Geschichte verändert hat, welche Interessen, Macht- und Herrschaftsverhältnisse in den jeweiligen Paradigmen Ausdruck fanden.

2.2 Paradigmatische historisch-philosophische Positionen

2.2.1 Arbeit und Kunst in der griechischen Antike

Athen im 4. Jahrhundert vor Christus: Epizentrum der militärischen Macht im östlichen Mittelmeerraum, Kulturhauptstadt Europas, Sammelstelle für weitverzweigte Handelswege von Makedonien bis Persien, Keimstätte verschiedener Weltbetrachtungsweisen – kurz: ein blühender Ort des Herstellens, Handelns und Denkens. Diese Epoche gibt in vielen Bereichen die Blaupause für das multikulturelle, liberale und demokratisch organisierte Leben unserer Gegenwart. Aber wo Licht ist, fällt Schatten. Radikale Ungleichheit bestimmt die patriarchale, streng hierarchische Gesellschaft. Freie Männer diskutieren und lenken in der sog. Volksversammlung die Geschicke der Polis. Eine Freiheit von Wenigen, die auf Sklaverei, wirtschaftlicher Ausbeutung der Vasallenstädte und der politischen Unmündigkeit der Mehrheitsgesellschaft gebaut ist. Die Rollen sind klar verteilt, ein Ausbrechen aus den schichtspezifischen Usancen nicht erwünscht, die Rangordnung und Wertschätzung von Tätigkeiten allen bekannt: Oben die herrschende Klasse der Politiker und Aristokraten, unten die Klasse der Bauern, Tagelöhner und Sklaven, dazwischen die Soldaten, die unabhängigen Handwerker und die Metöken, d.h. die ortsansässigen freien Fremden ohne lokalem Bürgerrecht. Das volle Bürgerrecht, das zur Partizipation am politischen Prozess befähigt, kommt nur Männern zu, deren Eltern beide über das einfache Bürgerrecht verfügten.

Als wesentliches Strukturelement der attischen Gesellschaft erkennen wir die Arbeitsteilung. Es handelt sich dabei gewiss nicht um Arbeitsteilung im modernen, industriekapitalistischen Sinne, wo die Warenproduktion in viele kleine Einzelschritte zerfällt. Die antike Arbeitsteilung meint eine Teilung von Arbeit nach sozialem Status, Geburt, nach Branchen, Berufen usw., wobei die Staatsführung eine übergeordnete Rolle einnimmt. Platon hat die Vorzüge dieser Arbeitsteilung in seiner zentralen Schrift zum Staatswesen, der *Politeia*, herausgearbeitet und im

für ihn typischen literarischen Format des Dialogs niedergeschrieben. Wir begleiten daher Sokrates und seine Gesprächspartner, die gemeinsam nach den Leitlinien des optimalen Staates suchen und dabei auf den vielgestaltigen Gewinn der Arbeitsteilung stoßen:

[...] Muß nun jeder einzelne seine Arbeit für alle gemeinsam leisten? Soll der eine Bauer für alle andern vier die Lebensmittel beschaffen und die vierfache Zeit und Mühe dafür aufwenden und die andern beileilen! Oder soll er die andern sein lassen und nur für sich den vierten Teil der Speisen herstellen im vierten Teil der Zeit, die restlichen drei Teile der Zeit für den Hausbau, das Gewand und die Schuhe verwenden? [...]

Darauf erwiderte Adeimantos: ‚Die erste Art dürfte leichter sein als die letztere!‘

‚Ganz natürlich, bei Zeus!‘, rief ich. ‚Denn während deiner Worte fällt mir ein, daß von Natur aus keiner von uns dem andern völlig gleicht, sondern verschiedene Anlagen hat, jeder für eine andere Tätigkeit. [...] Wann leistet man nun schönere Arbeit, wenn einer viele Künste ausübt oder nur eine einzige?‘

‚In letzterem Fall!‘

[...] ‚Als Folge davon werden mehr Werke geschaffen und sie schöner und leichter gearbeitet, wenn jeder nur ein Werk seiner Anlage entsprechend und zur richtigen Zeit schafft, unbesorgt um alle andern.‘²⁴

Platons ökonomische Rationalisierungsgedanken zum optimalen Herstellungsprozess von Waren aller Art könnten dem Kopf eines kapitalistischen Ökonomen unserer Zeit entsprungen sein, stellen aber freilich keine Vorform der kapitalistischen Ideologie dar, weil ihr finaler Sinn nicht Kapitalakkumulation um seiner selbst willen bezweckt. In Platons Perspektive dominiert das Kalkül der wirtschaftlichen Effizienz im Dienste des Staatswohls, es geht um möglichst hohen Ertrag in Relation zur Größe der eingesetzten Mittel bzw. des nötigen Arbeitsaufwandes. Die Arbeitsteilung lässt so produzieren, dass ein Surplus, ein Mehrprodukt, entsteht. Dieser Gewinn besteht freilich nicht nur auf der betriebswirtschaftlichen Ebene, sondern für die gesamte Volkswirtschaft als solche. Nur wenn Sklaven, die z.B. die Arbeit in der Landwirtschaft ausführen, mehr produzieren als für ihren eigenen Erhalt notwendig ist, kann ihr Besitzer sich anderer, höherer Arbeit zuwenden. Wer aber macht welche Arbeit? Platon parallelisiert die arbeitsteilige Produktion mit den individuellen Naturanlagen jedes Menschen. Der eine habe einen starken Geist, der andere einen ebensolchen Körper, der eine habe ein besonderes Geschick für handwerkliche Tätigkeiten, der andere habe außergewöhnlichen Mut und eigne sich vortrefflich zum Krieger. Wer keine besonderen Eigenschaften oder Vermögen aufweise, der finde seinen Platz vielleicht im Handel, wo „in richtig geleiteten Staaten zumeist die Schwächlichen, die zu keiner anderen Arbeit taugen [...], auf dem Markt warten“²⁵ und den Prozess des Kaufens und Verkaufens übernehmen, oder aber er reihe sich ein unter die Lohnarbeiter, denen Platon wenig schmeichelhaft attestiert, dass sie „zwar nicht genug Verstand haben, um in der Gemeinschaft wertvoll zu sein, aber dafür hinreichende Körperkräfte für Arbeiten besitzen.“²⁶ Nur jene, die

²⁴ Platon: Der Staat. 369d-371a

²⁵ Ebd. 371c

²⁶ Ebd. 371d-e

über geistige und körperliche Vorzüge gleichermaßen verfügen, sind im Staat zu Höherem berufen. Die Ordnung des Staatswesens folgt so der Ordnung der Natur, diese entspricht wiederum der metaphysischen Ordnung Gottes.

Eine Sonderstellung nimmt freilich das antike Sklaventum ein, dessen Legitimierung uns, die wir durch die Aufklärung im 18. Jahrhundert die Würde jedes Menschen *als Mensch* be- und erkannt haben, geradezu grotesk und unmenschlich erscheint. Bei Aristoteles lesen wir:

Denn das Herrschen und das Beherrschtwerden gehört nicht nur zu den notwendigen Dingen, sondern auch zu den zuträglichen. Und zugleich von der Geburt her tritt einiges auseinander, das eine in Richtung auf das Beherrschtwerden und das andere in die auf das Herrschen. [...] Ferner aber ist die Beziehung des Männlichen zum Weiblichen von Natur aus so, daß das erstere das bessere ist, das letztere aber das schlechtere, das eine das Herrschende und das andere das Beherrschte. [...] Daß demnach von Natur aus die einen Freie sind und die anderen Sklaven, ist offenbar; und für die Sklaven ist es zuträglich, Sklaven zu sein, und gerecht.²⁷

Die schon bei Platon kaum verklausulierte Höherschätzung geistiger Arbeit gegenüber der (vorwiegend) körperlichen findet sich noch schärfer in Aristoteles' Schriften zur Politik:

Die am ehesten einer Kunst entsprechenden Arbeitstätigkeiten sind die, die das geringste Maß an Zufall aufweisen, die niedrigsten die, bei denen der Körper am meisten Schaden nimmt, die sklavenhaftesten die, wo der Umgang mit dem Körper ganz besonders erforderlich ist, doch die unedelsten sind die, bei denen man zum allerwenigsten einer Fertigkeit bedarf.²⁸

Das Idealbild eines Arbeiters im aristotelischen Sinne ist der mußevolle, von körperlicher Anstrengung freie und nach logischen Gesetzen operierende Denker. Alle anderen sind Beschäftigungen ausgesetzt, die der Ausbildung der Tugend widerstreben, die körperlich so in Anspruch genommen werden, dass darunter die geistige Beweglichkeit leidet. Für Aristoteles ist klar, dass man „gar nicht die Belange der Tugend verrichten [kann], wenn man das Leben eines (niedrigen) Handwerkers oder das eines Lohnarbeiters lebt“²⁹, analog verhält es sich mit den Menschen im Handelswesen, die leicht vom Sog des Geld- und Besitzerwerbs erfasst werden, worüber sie ihr Seelenheil verlieren.

In Platons Idealstaat, dessen Sozialstruktur von drei Ständen gebildet wird, gehören Sklaven zum (untersten) dritten Stand. Sie besorgen durch ihre Arbeit die Lebensgrundlage der ganzen Gesellschaft, also auch des mittleren Krieger- oder Wächterstandes, von dem sie Schutz erhal-

²⁷ Aristoteles: Politik. 1254a-1255a

²⁸ Ebd. 1258b

²⁹ Ebd. 1278a

ten, sowie des oberen Philosophen- oder Herrscherstandes, der den Staat im Sinne der Gerechtigkeit lenkt. Nur der dritte Stand, zu dem auch alle Handwerker, Bauern und Lohnarbeiter zählen, kennt Eigentum, von dem Platon insinuiert, dass es die Seele verderben kann. Solange lediglich der politisch ohnmächtige Erwerbsstand mit den Problemen zu kämpfen hat, die von Gier und Besitzstreben ihren Ausgang nehmen, droht noch kein Verfall des Staates; anders jedoch, wenn die Wächter und Herrscher ihre Konzentration auf das Wesentliche, das Staatswohl, verlieren. Daher ist letzteren Eigentum gesetzlich verboten.

Im Gegensatz zu seinem Schüler Aristoteles wirbt Platon in der *Politeia* für ein – in wesentlichen Punkten – emanzipierteres Frauenbild, was sich auch auf die Arbeit auswirkt, die Frauen leisten (dürfen) sollen. Anhand einer Analogie zum Leben von Hunden lässt Platon dieses Thema diskutieren, das offenbar für viele Köpfe der damaligen Zeit ein Tabu darstellt, an dem man besser nicht rührt. Wer im antiken Athen der Emanzipation der Frau das Wort redet, ist entweder Spartaner oder – was dasselbe meint – von belustigender geistiger Unzurechnungsfähigkeit.

„Müssen weibliche Hunde nach unserer Meinung genauso wachen wie die Rüden und mitjagen und bei allem andern gemeinsam mithalten – oder müssen sie im Haus weilen, weil sie zu jener Tätigkeit unfähig sind, wegen der Geburt ihrer Brut und der Aufzucht, während die Rüden allein sich abmühen und die ganze Sorge um die Herde haben?“

„Sie machen alles gemeinsam“, antwortete er. „Nur berücksichtigen wir die größere Schwäche der einen und die Stärke der anderen.“

„Kann man nun irgendein Lebewesen zum gleichen Zweck gebrauchen, wenn man ihm nicht dieselbe Erziehung und Ausbildung gibt?“

„Das ist unmöglich!“

„Wenn wir also den Frauen dieselben Aufgaben stellen wie den Männern, müssen wir sie auch genauso erziehen!“

„Ja!“ [...]

„Vieles mag wohl an unseren Ausführungen lächerlich erscheinen, weil es unserer Gewohnheit widerspricht – wenn man die Worte verwirklichen wollte.“

„Das ganz sicher!“³⁰

Sachliche Basis der ständischen bzw. beruflichen Einteilung der Menschen sind nach Platon die jeweiligen Naturanlagen. Sokrates und seine Gesprächspartner stellen nach eingehender Prüfung fest, dass die Anlagen zur körperlichen oder geistigen Betätigung, zu Gymnastik oder Musik, zwar nicht generell vom Geschlecht abhängen, dass es also ebenso musikalische Frauen wie unmusikalische Männer, kriegstaugliche Frauen wie kriegsuntaugliche Männer gibt; dennoch erscheint ihnen die Vorherrschaft des Männlichen unstrittig: „Es gibt also keinen öffentlichen Beruf, der nur für eine Frau oder nur für einen Mann geeignet wäre, sondern die Anlagen

³⁰ Platon: Der Staat. 451d-452b

sind in beiden Geschlechtern gleich verteilt und die Frau hat, nach ihrer Anlage, an allen Berufen Anteil, ebenso der Mann, überall aber ist die Frau schwächer als der Mann.“³¹ Die Erziehung entscheidet darüber, ob ein Mensch, gleich ob Mann oder Frau, seine Anlagen entfalten und somit in seiner Arbeit nützlich werden kann. Dies wäre aus staatspolitischer Sicht jedenfalls höchst wünschenswert.³²

Wir haben bei Platons Skizze eines wohlgeordneten und gerechten Staates also folgende Konstellation des Arbeitsverständnisses vor uns. Erstens: Arbeit wird umfassend verstanden als jede Tätigkeit, die zur Existenz der Gesamtgesellschaft beiträgt. Zweitens: Die Arbeitshierarchie differenziert zwischen körperlicher und geistiger Beschäftigung, letztere steht höher im Kurs. Drittens: Die Arbeitsteilung dient nicht nur einer möglichst effizienten Güterproduktion, sie ist ferner ein Instrument, um den natürlichen, individuell verschiedenen Begabungen der Menschen gerecht werden zu können. Viertens bringt Platon den Ausdruck der persönlichen Begabung in Zusammenhang mit dem Kunstwerk, welches eine spezielle Kunstfertigkeit, das Beherrschen einer Technik, widerspiegelt. Der Begriff Kunst wurzelt etymologisch im Können, Künstler ist demnach, wer in seiner Tätigkeit Quantität und Qualität, Geschwindigkeit und Formvollendung, letztlich Wissen um den Gegenstand und Wissen um die rechte Bearbeitung desselben vereint. Arbeit umfasst nach Platon geistiges wie körperliches Tätigsein, das auf die Erhaltung und Verbesserung der Gemeinschaft, des Staatswesens und des Lebens überhaupt ausgerichtet ist. In diesem Sinne erweisen sich Philosophen, Handwerker und Bauern gleichermaßen – aber nicht in gleicher Wertschätzung – als Arbeiter und Künstler; die einen haben die Fertigkeit des Regierens, die anderen jene des Produzierens bestimmter Güter zu erlernen. Jedem Bewohner des platonischen Idealstaates kommt eine ihm gerecht werdende Aufgabe zu, „ohne die ihm das Leben nutzlos wird“³³. Die Frucht der Arbeit ist im Idealstaat die Realisierung der eigenen Anlagen zum Zwecke der Existenz einer gerechten Gesellschaft. Es lohnt aber, an dieser Stelle einerseits den Kunstbegriff, andererseits die realen antiken Lebensverhältnisse unter die Lupe zu nehmen.

Tatsächlich hatten in Athen Arbeitsteilung und Sklaventum, die geographische Lage, das freundliche Klima und viele andere Faktoren dazu geführt, dass ein gewisser materieller Wohl-

³¹ Ebd. 455d-e

³² Vgl. Ebd. 456e

³³ Ebd. 407a

stand einige Menschen freisetzte, ihre Fähigkeiten und Talente auszubilden. Unter diesen Bedingungen ereignete sich eine Revolution in den bildenden Künsten, so konstatiert der Kunsthistoriker Ernst Gombrich: „Die Ägypter gründeten ihre Kunst auf Wissen; die Griechen begannen die Augen aufzumachen.“³⁴ Während Philosophen wie Platon im Denken in und hinter die Welt zu sehen versuchten, näherten sich ihr die Künstler mittels verfeinerter Techniken. Kunsthandwerker schufen Tempel und Skulpturen, deren Schönheit wir heute noch bewundern, und blieben doch im Wortsinne Arbeiter:

Wir dürfen uns aber nicht vorstellen, dass Künstler damals zu den intellektuellen Kreisen gehörten. Die reichen Griechen, die die Politik der Stadt beherrschten [...], ja vielleicht sogar die Dichter und Philosophen schauten auf Bildhauer und Maler als etwas Minderes herab. Künstler waren Leute, die von ihrer Hände Arbeit lebten. Sie saßen beim Schmelzofen, verschwitzt und mit geschwärzten Gesichtern, sie schufteten wie ganz gewöhnliche Schwerarbeiter und wurden daher von der griechischen Gesellschaft nicht für voll genommen.³⁵

Der gesamtgesellschaftliche Reichtum ließ auch das an und mit der Sprache arbeitende Künstlertum florieren. Dichter und Stückeschreiber verfassten Epen, Tragödien und Komödien, die noch heute in unseren Theaterhäusern inszeniert werden. Es war nicht allein eine ausgeprägte Wettbewerbskultur, die die Künstler zur Höchstleistung antrieb. Vielmehr verstanden sie sich und ihre Arbeit als Beitrag zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Das Theater bot Zerstreuung, Unterhaltung, Witz und Ernst, aber selten war es frei von Politik, selten ohne Bezug zum Lebensalltag. Insbesondere in der Komödie schlug der Puls der Zeit heftig aus. Als Prototyp ist uns heute Aristophanes bekannt. Seine Werke enthalten neben vulgärem Klamauk, virtuosem Sprachspiel und heftiger – durchaus persönlicher – Verbalinjurien auf wichtige Figuren Athens ein Gespür für die brisanten Ideen und Tabuthemen innerhalb der griechischen Gesellschaft. In den *Wolken*³⁶ lässt Aristophanes unter anderem den Streit zwischen Sophisten und Philosophen eskalieren, wobei die titelgebende Verortung schon viel darüber anzeigt, was von einer „Denkerei“ zu halten ist, die mit den Füßen kein Erdreich mehr berührt. Dass die Zulassung von Frauen in die Volksversammlung angedacht wird, um der sich offenbar breitmachenden Dekadenz des politischen männlichen Establishments entgegenzuwirken, kann mindestens so sehr als zynischer Aufschrei einer patriarchalen Kultur – denn die Frauen treten nicht als Frauen, sondern als Männer verkleidet in die Versammlung ein – gehört werden, wie als utopischer Funke gesehen werden. Jahre bevor Platon dieses Tabu in der *Politeia* schriftlich anrührt, lässt Aristophanes durch Praxagora die neue politische Ordnung auf der Theaterbühne verkünden:

³⁴ Gombrich, Ernst H.: Die Geschichte der Kunst. Phaidon, Berlin/New York 2006¹⁶, 78

³⁵ Ebd. 82

³⁶ Aristophanes: Die Wolken. Reclam, Stuttgart 2014

Denn *gemeinsam*, will ich behaupten, sollen alle an allem teilhaben und aus dem selben Topf leben, und es soll nicht der eine reich sein, der andere aber im Elend leben. Und der eine soll nicht viel Land bebauen, der andere nicht einmal Platz haben, sich begraben zu lassen; und Sklaven soll nicht der eine haben in Menge, der andere aber nicht einmal einen Begleiter; nein, *eine* gemeinsame Lebensform schaffe ich für alle *gleich*. [...] Das Land mache ich zuerst zum gemeinsamen Besitz aller, und das Geld und alles andere, was jedem Einzelnen gehört. Dann werden wir euch [die Männer; Anm. d. Verf.] von diesem, wenn es gemeinsam ist, ernähren; wir Frauen werden verwalten und sparen und an alles denken.³⁷

Historisch betrachtet ist das Programm der Praxagora, das Aristophanes mit viel satirischem Beiklang auf die Bühne bringt, nicht neu, sondern weitgehend deckungsgleich mit der Politik Spartas, Athens traditionellem politischen Gegenspieler im Kampf um die griechische Hegemonie. Aristophanes' Kunstwerk leistet vielerlei: Es übt Kritik am gegenwärtigen Zustand Athens, der Saturiertheit seiner männlichen Herrschaftsfiguren, es überzeichnet und parodiert den Intimfeind Sparta, es propagiert ein brachiales „Athen darf nicht Sparta werden“, transportiert aber zugleich ein Bild davon, wie eine Gesellschaft auch aussehen könnte.

Wir wollen an dieser Stelle rekapitulieren. Die antike griechische Gesellschaft schimmert als eine vielschichtige und farbenfrohe Gestalt. Trotz realer Klassengrenzen, Arbeitsteilung, Spezialisierungstendenzen usw. haben wir es nicht mit einzelnen, abgerissenen Gliedmaßen zu tun. Arbeit und Kunst stehen noch nicht in einem disparaten Verhältnis zueinander. Wenn Homer eine Hymne auf Hephaistos, den Schutzherrn der Handwerker, dichtet, belegt dies eindrücklich das frühe Bewusstsein für die Bedeutung solcher Tätigkeiten:

Muse mit heller Stimme! Hephaistos, den ruhmvollen Denker, / preise im Lied! Mit Athene, der eulen-
äugigen Göttin, / lehrte er herrliche Werke die Menschen auf Erden, die früher / hausten wie Tiere in
Höhlen der Berge. Doch jetzt in der Lehre / jenes ruhmvollen Künstlers Hephaistos lernten sie schaffen,
/ bringen sie leicht ihre Zeit dahin bis zum Ende des Jahres, / leben in Ruhe und Frieden in ihren eigenen
Häusern.³⁸

Die hymnische Lobpreisung des Hephaistos mag aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die ideellen Grundlagen für das zunehmende Herabsinken der gesellschaftlichen Bedeutung des Handwerks schon zu Platons Zeit gelegt und gelebt wurden. Das Faktum der Sklaverei weist auf die transparente Hierarchie von Tätigkeiten hin. Den Griechen galt jene Arbeit wenig, je näher sie zum Körperlichen rückte, d.h. zur Ebene der Erfüllung menschlicher Reproduktionsbedingungen. Hannah Arendt hat in ihrer – den Arbeitsbegriff sehr spezifisch und eng fassenden – Analyse der *Vita activa* das Selbstverständnis der Griechen präzise herausgearbeitet:

³⁷ Aristophanes: *Frauen in der Volksversammlung*. Reclam, Stuttgart 2004, 40f

³⁸ Homerus: *Homerische Hymnen*. Griech. u. dt., hrsg. von Anton Weiher, München 1986, 123. Neuere Forschungsergebnisse bezweifeln, dass die sog. Homerischen Hymnen von Homer selbst verfasst wurden. Ihre Entstehung dürfte auf das 7. bis 5. Jahrhundert v. Chr. zu datieren sein.

Das Altertum meinte [...], daß man Sklaven nötig habe, weil es notwendige Beschäftigungen gibt, die ihrer Natur nach ‚sklavisch‘ sind, nämlich dem Leben und seiner Notdurft versklavt. [...] Da die Menschen der Notdurft des Lebens unterworfen sind, können sie nur frei werden, indem sie andere unterwerfen und sie mit Gewalt zwingen, die Notdurft des Lebens für sie zu tragen.³⁹

Der antike Ideenhorizont kennt noch keine grundsätzliche Gleichrangigkeit aller Menschen. Alles Denken steht im Zeichen der kosmischen Ordnung, die einer Stufenleiter gleich vom Reich Gottes, dem Reich des Geistes und der Ideen, hinabführt zur Erde, dem Reich des Körpers. Platon und Aristoteles stehen für die geistige Elite dieser Kultur, ihre Schriften künden vom Machtbewusstsein des Geistesmenschen, nicht weniger aber auch von der durchdringenden Furcht vor der Macht des Körpers, den es unentwegt zu zügeln, mindestens jedoch abzuwerten gilt. Dies findet seinen Niederschlag in der Organisation der Arbeit, mit der gleichzeitig auch der Anspruch auf politische Teilhabe verknüpft ist. Perspektivisch finden wir nicht das Individuum im Mittelpunkt, sondern das Wohl des Staatswesens. Gerecht ist, was dem Staat nützt.

Nun ist die politisch-gesellschaftliche Struktur der antiken Griechen – die Mahnworte des Aristophanes im schallenden Gelächter überhörend – zwar untergegangen, ihre Vorstellungen von Arbeit, von Menschsein oder von der kosmischen Ordnung haben sich hingegen in neu aufkommenden sozialen Bewegungen und politischen Herrschaftssystemen erhalten. Ein Auffangbecken war die christliche Religion, die wesentliche Gedanken von Platon und Aristoteles transformierte und zur Grundlage ihrer Theologie aufhob. Christliches Denken bestimmte das mittelalterliche Leben in einer Weise, die uns heute mindestens so befremdet wie die antike Legitimation der Sklaverei. Bis weit in die Neuzeit hinein standen Arbeit und Handwerk, geistige wie körperliche Beschäftigung, im Dienste Gottes. Die kosmologisch-göttliche Ordnung war den Mächtigen in der Antike das Instrument zur Regulierung des gesellschaftlichen und sozialen Lebens, d.h. insbesondere der Arbeitstätigkeiten; dasselbe ereignete sich nun im Mittelalter auf Basis der christlichen Gotteslehre.

2.2.2 Arbeitsethos und Arbeitsorganisation im Mittelalter

Die christliche Religion ist keine plötzliche creatio ex nihilo, sondern ein organisch gewachsener Ideenkomplex, dessen Fundament das griechische Denken, insbesondere Platon und Aris-

³⁹ Arendt, Hannah: Vita activa oder vom tätigen Leben. Piper, München 2008⁷, 101

toteles, bildet. Ein Kerngedanke, den wir bereits umrisshaft kennengelernt haben, wurde modifiziert und zur Grundlage der christlichen Religion: die Zwei-Welten-Theorie. Die Griechen schufen die prinzipiellen Voraussetzungen, um Geist und Körper auseinanderzudividieren, die Christen schieden dementsprechend ein jenseitiges und ein diesseitiges Leben, eine *civitas dei* und eine *civitas terrena*⁴⁰. Diese Interpretation Platons sah „zwischen der wahren geistigen, nur durch die Vernunft erkennbaren Welt und der materiellen sinnlich wahrnehmbaren Welt eine tiefe Kluft. An der Spitze der Wirklichkeitspyramide stand ‚das Eine‘, ein jenseitiger geistiger Gott [...]. Um zum Einen zu gelangen, musste man die materielle Welt überwinden und hinter sich lassen.“⁴¹ Es ist wichtig zu bemerken, dass die bei den Griechen angelegte Bevorzugung des Geistes zuungunsten des Körpers im Christentum eine neue Akzentuierung erfährt.⁴² Dies wird zunächst weniger im theoretisch-ideellen Verständnis des Arbeitsprozesses, als vielmehr im praktischen Kunsthandwerk anschaulich. Die bildende Kunst tritt in den Dienst der Glaubensverkündigung, was zu einer Anpassung des Stils, der Formen und Gestaltungsweisen führt. Denn „Bilder waren nicht mehr einfach dazu bestimmt, schön zu sein, sie sollten vor allem dazu dienen, die Gläubigen an ein Beispiel göttlicher Macht und Gnade zu gemahnen. [...] Forderungen nach Klarheit und Einfachheit begannen wieder das Ideal getreuer Naturnachahmung zu verdrängen.“⁴³ Wenn die frühchristliche Kunst scheinbar detailärmer wirkt, weniger individuelle Züge trägt, so ist dies nicht einer minderen technischen Fertigkeit der Handwerker, sondern ihrem Auftrag geschuldet, den Papst Gregor der Große mit folgenden Worten erteilte: „Was die Schrift für die bedeutet, die lesen können, das leistet das Bild für die, die es nicht können.“⁴⁴

Der endgültige Zusammenbruch des antiken römischen Reichs hinterließ in Europa einen Fleckenteppich der politisch-militärischen Macht. Das noch von Rom aus expandierende Christentum blieb die Klammer für die verschiedenen europäischen Volksstämme und schuf Einheit gegen den gemeinsamen Feind, der zunächst von Südwest-, dann von Südosteuropa kommend zurückgedrängt werden musste. In einer weitgehend analphabetischen Gesellschaft waren die

⁴⁰ Vgl. Augustinus, Aurelius: Vom Gottesstaat (*De civitate dei*). DTV, München 2007

⁴¹ Zimmer, Robert: Das neue Philosophenportal – Ein Schlüssel zu klassischen Werken. DTV, München 2007, 53

⁴² Ein so vielschichtiges Gebilde wie die christliche Religion, das als organisches Element zudem dem historischen Wandelprozess unterliegt, kennt verschiedene Spielarten, worüber die Theologen in solchen Streit geraten, dass man sich zwischen den Fronten verschiedener Religionen wähnt. Entscheidend ist für uns hier nicht, ob das Christentum nicht *auch* eine sehr leibfreundliche Glaubensauslegung zulässt, sondern die prinzipielle Trennung von Diesseits und Jenseits – mit der uneingeschränkten Präferenz des letzteren, wie das Jesu-Wort unmissverständlich fordert: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt.“ (Joh 18,36)

⁴³ Gombrich 2006, 129

⁴⁴ Zit. nach: Gombrich 2006, 135

bildenden Künste ein zentrales Mittel der Kommunikation und des Ausdrucks von Machtansprüchen. Durch die motivisch-stilistische Loslösung von der Natur(nachahmung) vermochte die Kunst das Reich des Göttlichen aus der bloßen Vorstellung in die Anschauung zu holen, ohne es mit allzu profanem irdischem Gehalt zu korrumpieren:

Um ihre Aufgabe zu bewältigen, muß es ihr [der Kunst; Anm. d. Verf.] gelingen, sichtbare Wirklichkeit nachzuahmen und zugleich deutlich zu machen, daß ihr wahrer Gegenstand ein im Nachgeahmten nur angedeutetes und von ihm wesentlich verschiedenes ist. So erklärt sich der ausgeprägte Hang mittelalterlicher Kunst zu Formen uneigentlicher Darstellung, namentlich zum Symbol und zur Allegorie.⁴⁵

Wo das Individuelle in der Kunst wenig Raum hat und dem Transport einer frohen Botschaft untergeordnet ist, da spielt auch der Künstler als Individuum keine herausragende Rolle: „Die bildende Kunst war ein Handwerk, das im Prinzip jeder erlernen konnte und das zumeist gemeinschaftlich betrieben wurde. Entsprechend wurde um den Künstler selbst kein großes Aufhebens gemacht: als bloßes Werkzeug, dessen sich Gott zu seiner Offenbarung bediente, blieb er in der Regel anonym.“⁴⁶ Im Dienste der Religion war künstlerisches Handwerk so anonym wie agrarische Arbeit, wo der Nutzwert stets den ästhetischen übertrifft. Stärker noch als in der Antike galt der bildende Kunsthandwerker als technischer Experte, der über weite Kenntnisse von Materialien, Stoffqualitäten und Fertigungsverfahren verfügen musste. Der Schritt zur ‚Marke‘ blieb ihm aber vorerst noch verwehrt. Weiter in diese Richtung fortgeschritten waren freilich die geistig arbeitenden Künstler, d.h. die Dichter, Musiker und Literaten, deren Persönlichkeit sehr wohl in der Geschichtsschreibung verdingt. Sie prägten höfisches und städtisches Leben spätestens im Hochmittelalter um 1150 n. Chr., wobei sie sich vom religiös-kirchlichen Dienst bereits gelöst hatten. Wolfram von Eschenbach oder Hartmann von Aue sind trotz schwieriger Quellenlage fixe Größen in der deutschen Literaturgeschichte. Zu ihren Lebzeiten waren sie von Hof zu Hof wandernde Sänger und Dichter, die von dieser Tätigkeit ihren Lebensunterhalt bestritten.

Das christliche Gedankengut führte freilich nicht nur den Künstlerarm mit Pinsel oder Hammer, es prägte das Arbeitsverhältnis des Mittelalters in toto. Griechisch-antikes und christlich-mittelalterliches Denken stimmen erstens darin überein, geistige Arbeit für wertvoller zu erachten als körperliche; zweitens in der Verurteilung des Müßiggängers, wobei für letztere die Begründung eine andere geworden ist. In Athen war der freie Bürger verpflichtet, sich der politisch-gesellschaftlichen Arbeit zu stellen, andernfalls galt er als verachteter ‚Idiot‘. In den Augen

⁴⁵ Hauskeller, Michael: Was ist Kunst? Positionen der Ästhetik von Platon bis Danto. C.H. Beck, München 1998, 24

⁴⁶ Ebd. 27

eines Christen widersetzte sich der Müßiggänger der von Gott aufgetragenen Pflicht, sich die Natur untertan zu machen⁴⁷ oder zumindest seine von Gott erhaltenen Talente⁴⁸ – ad maiorem dei gloriam – einzusetzen. Die entscheidende Differenz zwischen Antike und christlichem Mittelalter liegt darin, dass zwar die körperliche, naturbedingte Arbeit „als Mühe und Last empfunden [wurde], als Fluch und Strafe Gottes, zugleich aber auch als Auftrag, den es, um Chancen auf ewiges Heil zu erlangen, zu erfüllen galt.“⁴⁹ Nicht mehr das Staatswohl steht im Vordergrund jeder Arbeitstätigkeit, sondern das individuelle Seelenheil. „Im Rahmen der Kirche wurde Arbeit zur Teilnahme am Schöpfungswerk Gottes. Insbesondere das ora et labora der mittelalterlichen Klöster wurde zur überaus effektiven Orientierung der mediävalen Arbeitswelt.“⁵⁰

Kirchenvater Augustinus sah sich um 400 n. Chr. mit christlichen Mönchsbewegungen in Nordafrika konfrontiert, die unter Berufung auf die Hl. Schrift jede körperliche Arbeit verweigerten, um völlig frei für das Gebet und die Lobpreisung Gottes zu sein. Was zunächst den Anschein einer lobenswerten Frömmigkeit erweckte, musste doch durch die Kirchenoberen verurteilt werden, als sie die zugrundeliegende Chuzpe der Mönche erkannten: Diese hatten nämlich aus der unbestreitbar wertvollsten Aufgabe des ‚Gottesdienstes‘ ein Recht auf Unterhalt durch die einfachen Gläubigen abgeleitet, was in wenig statthaften Hedonismus mündete. Offenbar waren der Zulauf von Menschen mit nicht ganz so hehren Motiven und das Gebaren in den Klöstern eindeutig genug, um eine Klarstellung des Bischofs von Hippo Regius zu provozieren. Augustinus gesteht in seiner Argumentation zunächst zu, dass die Künder der Frohbotschaft „aufgrund der Bestimmung des Herrn nicht mit den Händen zu arbeiten, sondern vom Evangelium zu leben“⁵¹ aufgerufen seien, wobei „diese Privilegien aber nicht in Form eines Befehls, sondern in der einer Erlaubnis gegeben wurden“⁵². Paulus zum Vorbild erkoren, rühmt Augustinus dessen Bescheidenheit, denn jener habe von seinem Recht auf Unterhalt durch die Glaubensgemeinde keinen Gebrauch gemacht, um „nicht als ein Verkäufer des Evangeliums zu erscheinen und dadurch [...] der Ausbreitung des Wortes Gottes beim unwissenden Volke Hindernisse zu bereiten“⁵³. Die müßiggängerischen Mönchsbewegungen rückten die Kirche in ein schlechtes

⁴⁷ Vgl. Gen 1,28-30

⁴⁸ Vgl. das biblische Gleichnis vom anvertrauten Geld: Lk 19,11-27

⁴⁹ Füllsack, Manfred: Arbeit. Facultas.wuv, Wien 2009, 37

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Augustinus, Aurelius: Die Handarbeit der Mönche (De opere monachorum). Augustinus-Verlag, Würzburg 1972, 8

⁵² Ebd. 11

⁵³ Ebd. 22

Licht, sie irrten zudem in ihrer Bibelauslegung, wenn sie Gebet und Gottesdienst zur Freistellung von aller körperlichen Arbeit vorschützten, moniert Augustinus. Er betont daher die Notwendigkeit, körperliche Arbeit und Verkündigung der christlichen Frohbotschaft zu vereinbaren:

Wenn wir aber imstande sind zu arbeiten, so dürfen wir Gott nicht versuchen; denn es ist dank seines Gnadenerweises, daß wir das tun können, was wir tun, und wenn wir von dem, was wir tun können, leben, so leben wir dank seiner Freigiebigkeit, da ja er es ist, der uns in seiner Huld das Können gegeben hat.⁵⁴

Der göttliche Auftrag zur Arbeit ergeht an den Menschen im Rahmen der biblischen Schöpfungsgeschichte, und dies bereits vor dem Sündenfall. In der Hl. Schrift heißt es: „Und Gott der Herr nahm den Menschen, den er erschaffen, und setzte ihn in das Paradies, damit er bebaue und behüte.“⁵⁵ Die erste und damit wichtigste Aufgabe, die Gott dem Menschen stellt, mithin also seine ureigenste Tätigkeit, besteht in der Agrikultur, dem sorgsamem Umgang mit dem Garten Eden. Diese Arbeit war ohne Qual, weil „das, was Gott erschaffen hatte, mit der Beihilfe des menschlichen Wirkens fröhlicher noch und ergiebiger gedieh, auf daß der Schöpfer um so reichlicher zu loben war“⁵⁶. Da der Mensch vom Baum der Erkenntnis aß, wurde ihm zwar die Arbeit mühsam, aber die Aufgabe des Bebauens und Behütens blieb ihm dieselbe. Auf körperlicher Arbeit beruht die Stillung grundsätzlicher menschlicher Bedürfnisse, sie gestattet überdies eine Erfahrung individuellen Vermögens, ist schließlich Quelle der täglichen Freude – an sich selbst und an der ganzen Schöpfung. Augustinus schätzt vor diesem Hintergrund die landwirtschaftliche Tätigkeit am höchsten ein, gefolgt vom Handwerk. In der naturverbundenen Arbeit ist der Mensch zugleich ganz nah bei sich und bei Gott:

Gibt es denn einen größeren, einen wundervolleren Anblick, oder wo vermag die menschliche Vernunft sich inniger in eine Zwiesprache mit der Natur einzulassen, als wenn der Mensch Samen in die Erde setzt, Reiser anbaut, Bäumchen umpflanzt und Setzlinge steckt und dann zu ergründen versucht, was jeweils die Kraft der Wurzel und des Keims vermag, und was sie nicht vermag [...]. In solcher Betrachtung durchschaut der Mensch erst, daß ‚weder der, der pflanzt, noch der, der es begießt, etwas ist, sondern der, der das Gedeihen gibt, nämlich Gott‘ (1 Kor 3,7), weil auch das von außen hinzutretende Wirken erst durch dieses Gedeihen zur Geltung kommt, das niemand anderer als eben dieser Gott erschaffen hat, der es unsichtbar leitet und in Ordnung hält.⁵⁷

Als besonders beispielhaft für das auf Gott hin ausgerichtete Arbeitsleben gilt ferner die Ordensregel des hl. Benedikt von Nursia (ca. 480-547 n. Chr.). Die *Regula Benedicti* (RB), die sich wesentlich auf die ältere, jedoch noch stärker den Einzelfall entscheidende *Regula Magistri*

⁵⁴ Ebd. 57

⁵⁵ Gen. 2,15; In der Terminologie der Vulgata: „et posuit eum in paradiso voluptatis ut operaretur et custodiret illum“

⁵⁶ Augustinus, Aurelius: Über den Wortlaut der Genesis. Hrsg. von Carl Johann Perl, Ferdinand Schöningh, Paderborn 1964, 56

⁵⁷ Ebd. 56f

stützt, ist ein monastisches Gesetzbuch zur Organisation des klösterlichen Alltags. Ähnlich wie Augustinus, der selbst mehrere Regelsätze, die zur *Regula Augustini* zusammengefasst wurden, erließ, wendet sich die RB strikt gegen jede Form der mönchischen Arbeitsverweigerung. Sie fand in Europa weiträumig Verbreitung und Beachtung, vor allem aber wurde sie zur Grundlage des Klosterlebens in Frankreich und England. Wir fokussieren uns hier auf die Kapitel in der RB, die den Arbeitsprozess betreffen. Der Grundsatz der RB ist: „Müßiggang ist der Feind der Seele. Deshalb sollen sich die Brüder zu bestimmten Zeiten mit Handarbeit, zu bestimmten Stunden dagegen mit heiliger Lesung beschäftigen.“⁵⁸ Jede Form von notwendiger Arbeit zur Stützung und Erhaltung des Klosters geschieht im zeitlichen Rahmen der *liturgia horarum*, des Stundengebets. Die notwendige Arbeit besteht einerseits aus täglicher körperlicher Arbeit, d.h. Landwirtschaft und Handwerk, andererseits aus geistiger Beschäftigung mit dem Wort Gottes oder theologischer Literatur. Zur Erhaltung des Klosters, das auch als Gaststätte für Pilger fungiert, gesteht die RB Handel mit den im Kloster erwirtschafteten Gütern zu. Allerdings hat der Abt des Klosters die Motive zu prüfen, denn materieller Reichtum dürfe nicht letzter Zweck der Arbeit darstellen. Im Falle von handwerklich begabten Mönchen wird daher gefordert, dass sie „in aller Demut ihr Handwerk ausüben“, und wenn dadurch verkaufbare Produkte entstehen, so darf sich bei der „Festsetzung des Preises [...] nicht das Laster der Habsucht einschleichen. Man soll im Gegenteil immer etwas billiger verkaufen, als es Weltleute tun können, *damit in allem Gott verherrlicht werde*.“⁵⁹ Letztere Pointe ist von besonderer Brisanz, wenn man bedenkt, dass die Klostergemeinschaft *eo ipso* mit ökonomischen Startvorteilen, als da wären eigener Grundbesitz und Arbeitskräfte, die nicht entlohnt werden müssen, produzieren kann. Der große wirtschaftliche Erfolg vieler Klöster und Orden ist historisch gut belegt. Er führt in der weiteren Geschichte des Mittelalters dazu, dass sich die Elite in den Klöstern der Ansichten Platons und Aristoteles‘ erinnern kann, wonach die eigentlich zu Gott führende Arbeit eine geistige Arbeit sei. Thomas von Aquin greift im 13. Jahrhundert nicht nur die antike Legitimierungsstrategie der Ungleichheit qua Arbeitsteilung wieder auf, vielmehr fügt er eine entscheidende normative Note hinzu, die die exzeptionelle Bedeutung der (theologischen) geistigen Arbeit klarstellt:

Weil nämlich vieles erforderlich ist für das menschliche Leben, zu dessen Beschaffung ein einzelner Mensch für sich nicht genügt, ist es notwendig, daß durch Verschiedene Verschiedenes geschehe [...]; und weil das Leben der Menschen nicht nur der körperlichen Dinge bedarf, sondern noch mehr der geistlichen, *ist es notwendig, daß einige für die geistlichen Dinge frei sind zur Verbesserung der anderen*; sie müssen von der Sorge um die zeitlichen Dinge freigestellt sein. Diese Aufteilung aber verschiedener

⁵⁸ Benedikt von Nursia: Die Benediktus-Regel – lateinisch-deutsch. Hrsg. von Basilius Steidle, Beuroner Kunstverlag, Beuron 1975, 145 [Kap. 48]

⁵⁹ Ebd. 159 [Kap. 58]

Funktionen auf verschiedene Personen erfolgt durch göttliche Vorsehung, gemäß dem Umstand, daß manche mehr zu dieser als zu anderen Funktionen geneigt sind.⁶⁰

Anders als Augustinus oder Benedikt kämpft Thomas nicht gegen Dekadenzerscheinungen innerhalb des Klerus. Er argumentiert aus einer Position der Stärke heraus, ist sich der gesellschaftlichen Macht und Bedeutung der Kirche des 13. Jahrhunderts so gewiss, dass er für sich und seinesgleichen eine Sonderstellung behaupten kann, die sonst nur dem Adel gebührt, der sie i.d.R. ja durch Gewalt durchgesetzt hatte. Auch bei Thomas finden wir als letzten Legitimationsgrund der Gesellschaftsordnung und damit der Verteilung der Arbeit die göttliche Vorsehung.

Wenn wir uns nun auf die abstrakte Analyseebene des mittelalterlichen Arbeitens begeben, so sehen wir, dass die klösterlichen Regeln systematisch den Arbeits- und Produktionsprozess strukturierten. Im Zusammenspiel mit der gemeinschaftlichen Arbeitsteilung entstand ein hochproduktives Arbeitskollektiv, das insbesondere im ländlichen Raum die schwierigen Lebensbedingungen von kleinbäuerlichen Dorfgemeinschaften entlastete bzw. die einfachen Gläubigen beispielsweise durch Lehen selbst in Arbeit brachte. Die Vorteile des systematischen Arbeitsprozesses blieben freilich nicht hinter den Klostermauern verborgen. In den zunehmend wegen Landflucht wachsenden Städten erkannten sowohl Handwerker als auch das rohstoffverarbeitende Gewerbe die Vorteile einer reglementierten, kollektiven Arbeitsweise, welche bei größeren Projekten wie dem Bau von Burgen, Klöstern oder Kathedralen unumgänglich war. Die Arbeitsteilung veränderte wesentlich ihre Gestalt im Vergleich zur Antike, die Manufaktur wurde geschaffen:

Eigenständige Berufsstände, die zuvor verstreut und dezentral ihre Produkte und Leistungen angeboten hatten, begannen zentral unter einem Dach zu produzieren. [...] Gleichzeitig wurde damit die geachtete Arbeit von Handwerkern aber auch allmählich entwertet: Für die Verrichtung der verschiedenen Einzelschritte war kein außergewöhnliches Spezialwissen mehr nötig, das dem Arbeiter Prestige und Nachfrage sicherte. Darüber hinaus brachte der zerstückelte Prozess den arbeitenden um den Bezug zu seinem Produkt. Das fertige Werk verschwand zunehmend aus seinem Blickfeld.⁶¹

Die Manufaktur in Reinform war zum einen ein Phänomen der Stadt, denn nur dort fanden sich genügend ‚freie‘ (Lohn-)Arbeitskräfte, zum anderen eine Entwicklung des Spätmittelalters (ab dem 14. Jhd.). Der Großteil der Waren wurde überhaupt im sog. Verlagswesen produziert:

Das Verlagswesen stellte gewissermaßen eine dezentrale Manufaktur dar, insofern als einzelne Arbeitsschritte [...] in bäuerliche oder kleinhäuslerische Haushalte verlagert wurden, die diese auf eigene Rechnung, im Stücklohn, im Zeitlohn oder einer Kombination davon ausführten.⁶²

⁶⁰ Zit. nach: Forschner, Maximilian: Thomas von Aquin. C.H. Beck, München 2006, 142 (Herv. d. Verf.)

⁶¹ Füllsack 2009, 47

⁶² Komlosy 2014, 126

Nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches herrschte in West- und Zentraleuropa ein machtpolitisches Vakuum, der überwiegende Teil der Bevölkerung lebte in dörflich-ländlichen Strukturen, teilweise in Leibeigenschaft. Immer wieder zogen räuberische Banden durch die Lande, darunter die gefürchteten sog. Raubritter. Die landwirtschaftliche Arbeit dominierte, selbst in Kleinstädten „verfügten Handwerker oft über ein landwirtschaftliches Standbein als Ackerbürger“⁶³. Auf dem Lande beinhaltete die bäuerliche Arbeit „nicht nur Ackerbau und Viehzucht, sondern auch die Herstellung lebensnotwendiger Gebrauchsgegenstände, Hausbau und Instandhaltung sowie die Versorgung der im Haushalt lebenden Familienmitglieder [...]“⁶⁴. Mit Blick auf den Arbeitsprozess, die Arbeitsteilung und den materiellen Wohlstand ist historisch unstrittig ein temporärer Rückfall hinter das Niveau der attischen Polis feststellbar, der erst durch die Entwicklung der Stadtkultur und des überregionalen Handels (z.B. die norddeutsche Hansekaufmannschaft ab dem 12. Jhd.) wettgemacht, sodann in großen und rasch aufeinanderfolgenden Sprüngen übertroffen werden konnte. Dennoch kann keine Rede davon sein, dass die Menschen des Frühmittelalters nur Not und Elend und beschwerliche tägliche Arbeit gekannt hätten. Im Unterschied zur Beschäftigung in der Manufaktur, wo die Arbeit zentral vorgegeben und gesteuert wird, obliegt im Verlagssystem die Souveränität über wesentliche Kriterien des Arbeitsprozesses, z.B. Zeit, Intensität, soziales Umfeld etc., beim Arbeiter selbst. Hannah Arendt stößt in ihrer Untersuchung der historischen Arbeitsbedingungen auf das Element der zur Subsistenzerhaltung notwendigen Arbeitszeit. Sie verweist auf Schätzungen der mediävistischen Forschung, wonach „während des Mittelalters nicht mehr als die Hälfte der Tage im Jahr gearbeitet wurde“⁶⁵, ein ungeheurer Unterschied im Vergleich zu unserer Gegenwart, in der tw. Menschen von einer Vollzeiterwerbsarbeitsstelle kaum die Lebenserhaltungskosten bestreiten können. Der Zusammenschluss der Handwerker und anderer Gewerbetreibender zu Produktionsgemeinschaften brachte auch einen neuen bürokratisch-herrschaftlichen Ansatz in die Organisation und Verteilung der Arbeit, d.i. das Zunftwesen. Verankert in den Städten, kontrollierten Zünfte überregional weite Teile des handwerklichen Arbeitslebens: „Ein Kreis von Vollberechtigten monopolisiert die Verfügung über die betreffenden ideellen, sozialen und ökonomischen Güter, Pflichten und Lebensstellungen als ‚Beruf‘.“⁶⁶ Max Weber sieht die Zunft als eine Form von „Gemeinschaftshandeln“, das primär vom „Interesse an der Ein-

⁶³ Ebd. 91

⁶⁴ Ebd.

⁶⁵ Arendt 2008, 451

⁶⁶ Weber, Max: Schriften zur Soziologie – Wirtschaft und Gesellschaft. Reclam, Ditzingen 1995, 145

schränkung des Angebots von Anwärtern auf die Pfründen und Ehren der betreffenden Berufsstellung“⁶⁷ geleitet ist. Jedes Gemeinschaftshandeln basiert auf einer vorgängigen Bestimmung von Kriterien der In- bzw. Exklusion, so schlossen beispielsweise die mittelalterlichen Zünfte – in der Regel – Frauen ebenso wie Juden kategorisch aus.⁶⁸ Die Macht des Gemeinschaftshandelns wird uns später noch beschäftigen.

Aus der christlichen Glaubenslehre sehen wir im Mittelalter einen krassen Wandel der Hierarchie wie der zweckmäßigen Ausrichtung von Arbeit erwachsen, der mit der antiken Tradition dergestalt bricht, dass zwar die höhere Wertschätzung des Geistes gegenüber der körperlich-materiellen Beschäftigung prolongiert, letztere aber vom Makel der sklavischen Menschenunwürdigkeit befreit wird. Der Weg zu Gott führt nicht allein über Kontemplation, sondern auch über körperliche Arbeit, sofern sie in liebevollem Umgang mit der Schöpfung besteht. Augustinus übernimmt den platonischen und aristotelischen Gedanken der Berufung, wonach jedem Menschen eine spezifische Aufgabe zukomme, und verknüpft diesen mit der Idee des göttlichen Gnadenbeweises – eine Verbindung, die rund 1000 Jahre später von den Reformatoren wieder aufgegriffen und zum Fundament des Erfolgs der kapitalistisch-marktwirtschaftlichen Ideologie wird.

2.2.3 Arbeit der Neuzeit: Vom Kolonialismus zur Industriellen Revolution

Neuzeitliche Globalisierung

Das 15. Jahrhundert war für Europa ein Jahrhundert der politischen Machtkonzentration nach innen und der Expansion nach außen, ein Jahrhundert der Wiederentdeckung antiker Ideale in der Kunst und zugleich der Erfindungen nie dagewesener Kunsttechniken. In Zentraleuropa gab sich das Heilige Römische Reich nicht nur den nominellen Zusatz ‚Deutscher Nation‘ (Sacrum Imperium Romanum Nationis Germanicae), was den Aufstieg des Nationengedankens anzeigt, es versuchte auch durch zahlreiche Reformbestrebungen⁶⁹ die politisch-herrschaftliche Macht, die sich im Lauf der Zeit immer kleinräumiger entfaltet hatte, zu einen. 1492 wurde auf der iberischen Halbinsel die letzte muslimische Bastion im Rahmen der Reconquista zurückerobert.

⁶⁷ Ebd.

⁶⁸ Für ein differenziertes Bild des europäischen Zunftwesens siehe: Haupt, Heinz-Gerhard (Hrsg.): Das Ende der Zünfte – Ein europäischer Vergleich. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2002 [insb. S. 9-39]

⁶⁹ Darunter fällt bspw. der ‚Ewige Landfriede‘, die Reichsreform von 1495, welche das mittelalterliche Fehderecht außer Kraft setzte und quasi das Gewaltmonopol auf der höchsten Herrschaftsebene des Reiches festlegte.

1492 war zugleich das Jahr, in dem der italienische Seefahrer Cristoforo Colombo in Diensten des kastilischen Königreichs Amerika ‚entdeckte‘. Als 1517 Karl V., Kaiser des Hl. Röm. Reiches, zum König ganz Spaniens (Karl I.) gekrönt wurde, regierte er ein Kolonialreich, in dem die Sonne niemals unterging. In Italien küssten dieser Tage die Musen freigiebiger als anderswo: Leonardo Da Vinci, Michelangelo und Raffael waren die Begnadeten, die mit ihren Händen Werke schufen, deren Qualität die Zeitgenossen mit dem Begriff ‚göttlich‘ nur recht attribuiert sahen. Weiter nördlich experimentierte zur selben Zeit ein genialer Handwerker mit Metallgussverfahren, um daraus einzelne Lettern herstellen, diese schnell setzen und anschließend drucken zu können. Colombo entdeckte einen neuen Kontinent, Gutenberg eine neue Galaxis – zentrale Voraussetzungen für eine Revolution der Arbeitskultur.

Das neuzeitliche Paradigma stellt Arbeit unter das Diktat des *Kapitals*. Diese Veränderung hängt ursächlich mit Kolonialismus und Überseehandel zusammen, waren diese doch arbeits- und kapitalintensiv. Kaufleute brauchten neben Krediten für die Schifffahrt auch Versicherungen derselben. Die Bedeutung des Kapitals wuchs enorm im Vergleich zum Mittelalter, in dem der europäische Binnenhandel weit weniger Kapital erforderte und der Asienhandel quantitativ nie das Niveau des neuen Kolonialwarentransfers erreichte. Die Überseekolonien veränderten das europäische Arbeitsleben dergestalt, dass von einer neuen internationalen Arbeitsteilung gesprochen werden kann.⁷⁰ Vor allem Rohstoffe des Bergbaus (Edelmetalle, Erze usw.) waren in südamerikanischen Gebieten einfacher und in größeren Mengen abbaubar, worunter die europäische Förderung in eine Krise geriet. Eine entsprechende Rohstoffverarbeitung, sofern sie nicht gleich in den Kolonien selbst geleistet wurde, verlangte in Europa nach einer Anpassung der Infrastruktur und der Arbeitsorganisation, da sich das Verlagssystem dafür als ungeeignet erwies. Hafennahe, zentralistisch organisierte Arbeitsstätten, die Vorläufer der Manufakturen bzw. Fabriken, entsprachen den neuen Bedingungen. Sie waren freilich ihrerseits auf große Kapitalinvestitionen gebaut.

Neben der aufgezeigten weltpolitischen Neuordnung des Kolonialismus ist als wesentlicher und kongenialer ideeller Wegbereiter des sich anbahnenden kapitalistischen Zeitalters der Protestantismus zu nennen. Max Weber erschloss mit seiner Studie *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*⁷¹ diesen Zusammenhang. Auf sie wird einzugehen sein, wenn wir nun die Auswirkungen der Reformation auf Arbeit und Ökonomie prüfen.

⁷⁰ Vgl. Komlosy 2014, 117

⁷¹ Weber, Max: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*. Textausgabe auf der Grundlage der ersten Fassung von 1904/05, hrsg. von Klaus Lichtblau und Johannes Weiß, Beltz Athenäum, Weinheim 1996²

Die Reformationsbewegung

Martin Luther sah sich mit einem Zustand des religiös-praktischen und theologisch-intellektuellen Verfalls konfrontiert, wie ihn weder Augustinus noch Benedikt vorgefunden hatten. Thomas von Aquin hatte in seinem Plädoyer, wonach einzelne begabte Geistliche ihre ganzen Kräfte auf die geistig-geistlichen Arbeiten konzentrieren dürften und darob von ‚niederer‘ Arbeit befreit wären, die säkularisierende Wirkung dieser Privilegien unterschätzt. Im 15./16. Jahrhundert waren die höchsten Autoritäten der Kirche vom weltlichen Reichtum in Bann gezogen, Prunkbauten wurden – nicht nur in Rom – geplant und mussten bezahlt werden. Der Ablasshandel ließ die klammen Kassen klingen. Luther beobachtete dieses Gebaren genau, erkannte den Widerspruch zum biblischen Wort Gottes und begann aufzubegehren. Seine wesentliche Leistung hat Karl Marx unverblümt auf den Punkt gebracht: „Er hat den Glauben an die Autorität gebrochen, weil er die Autorität des Glaubens restauriert hat. [...] Er hat den Menschen von der äußeren Religiosität befreit, weil er die Religiosität zum inneren Menschen gemacht hat.“⁷² Luther verwirft zunächst die mönchische Lebensweise, die sich der körperlichen Betätigung grundsätzlich entschlagen und sich rein auf den kontemplativen Aspekt fokussieren will. Er erinnert an die Stelle im biblischen Schöpfungsbericht der Genesis, die wir schon bei Augustinus kennengelernt haben, und interpretiert diese so, dass Adam seine Arbeit allein aus dem Motiv, Gott zu gefallen, geleistet habe⁷³ – dies Motiv sei durch den Sündenfall unter Habsucht und Gier verschüttet. Luther legt es wieder frei, ja er betont, wie Weber zusammenfasst, dass „die Erfüllung der innerweltlichen Pflichten unter allen Umständen der *einzig*e Weg sei, Gott wohl zu gefallen, daß sie und *nur* sie Gottes Wille sei und daß deshalb jeder erlaubte Beruf vor Gott schlechterdings gleichviel gelte“⁷⁴. Damit bricht Luther mit der Wertschätzungshierarchie der Arbeit, die die herrschenden Köpfe seit der Antike in ihrem Sinne propagiert und notfalls mit Gewalt durchgesetzt hatten. Es ist kein Zufall, dass das Bauerntum, welches seit dem 15. Jahrhundert massiv unter Druck stand, in Luthers Reformprogramm wesentliche Ideen und Argumente für sich und seinen Protest finden konnte, dass also der große deutsche Bauernkrieg 1525/26 mit der brisanten Phase des theologisch-kirchenpolitischen Widerstreits korreliert. Aber Luther wollte weder gesellschaftlicher Revolutionär noch Kirchenspalter sein⁷⁵.

⁷² Marx, Karl: „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung.“ In: Marx, Karl / Engels, Friedrich: Studienausgabe in 5 Bänden, Bd. 1 Philosophie, hrsg. von Iring Fetscher, Aufbau, Berlin 2004, 30

⁷³ Vgl. Luther, Martin: Von der Freiheit eines Christenmenschen – Fünf Schriften aus den Anfängen der Reformation. Hrsg. von Wolfgang Metzler, Siebenstern Taschenbuch Verlag, München u. Hamburg 1964, 177

⁷⁴ Weber 1996, 40f

⁷⁵ Dies gilt für nahezu alle theologisch motivierten Reformatoren, wie auch Weber festhält: „Das *Seelenheil* und dies allein ist der Angelpunkt ihres Lebens und Wirkens.“ Weber 1996, 49

Seine politischen Vorstellungen waren konservativ-traditionell und folgten dem Bibelspruch „So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“⁷⁶ Abgesehen von der originellen Legitimation der Arbeitsteilung, die bei Luther als gottgewollter Akt der Nächstenliebe, da im geteilten Arbeitsprozess jeder Mensch für den anderen arbeiten müsse, erscheint, ist der – von Weber sog. – „Schickungsgedanke“⁷⁷ das eigentlich prägende Element für die gesellschaftlich-politische Dimension. Luther meinte, dass jeder einzelne Mensch von Gott zu einer ihm gerechten Arbeit berufen („in vocatione“) sei und dass der „Pflichterfüllung innerhalb der weltlichen Berufe“ der höchste Wert zukomme, den „die sittliche Selbstbetätigung überhaupt annehmen“⁷⁸ könne. Die ‚berufliche Schickung‘ als göttliche Vorsehung verlangt Gehorsam, sie hat bewahrenden und nicht revolutionären Charakter, daher Luther die Rechtmäßigkeit der ständischen Gliederung bestätigt.

Bei Johannes Calvin wird die berufliche Pflichterfüllung zur eigentlichen Bewährungsprobe der Seelenerlösung ausgebaut. Bestand der theologische Kern (*sola fide, sola scriptura, sola gratia*) bei Luther noch in der Annahme, dass Gott dem Menschen seine Gnade erst erweisen werde, wenn ihm die letzte Stunde schlägt, d.h. eine gottgefällige Lebensführung in jedem Falle angeraten ist, so bei Calvin in der Feststellung, dass Gott je schon seine Erlösungskandidaten auserwählt, d.h. prädestiniert habe, woran keine Tat und kein frommes Flehen etwas ändern könnten. Calvins Lehre in ihrer Härte und Absolutheit wäre kaum massentauglich geworden, hätten nicht seine Epigonen, insbesondere in den pietistischen und puritanischen Kreisen Englands, sowie die konkrete religiöse Alltagspraxis gewisse Schlupflöcher offenbart, durch die das vermeintliche Himmelslicht auf die bangende Glaubensgemeinde fallen konnte:

Es wird einerseits schlechthin zur Pflicht gemacht, sich für erwählt zu *halten*, und jeden Zweifel als Anfechtung des Teufels abzuweisen, da ja mangelnde Selbstgewißheit Folge unzulänglichen Glaubens, also unzulänglicher Wirkung der Gnade sei. [...] Und andererseits wurde, um jene Selbstgewißheit zu *erlangen*, als hervorragendstes Mittel *rastlose Berufsarbeit* eingeschärft. Sie und nur sie allein verscheuche den religiösen Zweifel und gebe die Sicherheit des Gnadenstandes.⁷⁹

Mit dieser genialen Verflechtung von Seelenheil und beruflicher Pflichterfüllung wird eine Arbeitsmotivierung im Inneren des gläubigen Subjekts erwirkt, die keine externe Maßnahme einer politischen Institution (z.B. ein Arbeitshaus) je erreichen könnte. Entscheidend ist, dass die berufliche Pflichterfüllung in einer offenen Zeitspanne steht, die dem individuellen Leben entspricht, d.h. die Bewährungsprobe dauert zeitlebens an. Calvin selbst hatte weder Kritik am

⁷⁶ Mt 22,21

⁷⁷ Weber 1996, 44

⁷⁸ Ebd. 39

⁷⁹ Ebd. 70f

Zinswesen noch am Eigentum geübt, jedoch verlangt, dass jede Tätigkeit motivisch nur ad maiorem dei gloriam und nicht zur eigennützigen Kreaturverherrlichung geleistet werden solle, daher allein ein arbeitsreiches und zugleich materiell bescheidenes Leben gottgefällig sei. Im Gegensatz zu Luther, der die ‚Berufung‘ als einzigartig auswies, wurde im Calvinismus puritanisch-englischer Provenienz ein Berufswechsel möglich, sofern dieser näher zu Gott führt, d.h. sich als nützlicher und produktiver für die Vermehrung des göttlichen Ruhms erweist. Tatsächlich zog dies nichts anderes als die Rehabilitierung der Hierarchie von Arbeitstätigkeiten nach sich. Der Grad an Nützlichkeit und Gottgefälligkeit einer Tätigkeit wird nach dem einflussreichen englischen Calvinisten Richard Baxter danach entschieden, wie sittlich und wichtig das Produkt für die Gemeinschaft, drittens aber wie privatwirtschaftlich profitabel es sei: „Denn wenn jener Gott, den der Puritaner in allen Fügungen des Lebens wirksam sieht, einem der Seinigen eine Gewinnchance zeigt, so hat er seine Absichten dabei.“⁸⁰ Hier wird das Paradoxon des asketischen Protestantismus offenkundig, der zwar, so summiert Weber, „in dem Streben nach Reichtum als *Zweck* den Gipfel des Verwerflichen, in der Erlangung des Reichtums als *Frucht* der Berufsarbeit aber den Segen Gottes“ sah. Auf eine ökonomische Formel gebracht: „Kapitalbildung durch asketischen Sparzwang.“⁸¹ Nach diesem Verständnis ist Arbeit weder künstlerischer Selbstzweck noch mühevoll Instrument zur Bedürfnisbefriedigung, sondern *Gottesdienst* – und je ertragreicher die Arbeitsleistung, desto größer die Verherrlichung Gottes. Das Arbeitsethos, das so aus dieser Reformationsbewegung entstanden ist, wirkt auch heute noch nach, wie Studien zur Arbeitsmotivation zwischen unterschiedlichen Konfessionen feststellen.⁸² Im Zuge der Säkularisierung ist freilich der Gottesbezug verloren gegangen. Arbeitsmotivisch übrig geblieben ist bis heute die Kapitalakkumulation als Basis materiellen Wohlstands, des gesellschaftlichen Prestiges und der individuellen Auszeichnung. Luthers egalitäre Wertschätzung aller Berufe blieb praktisch folgenlos, ebenso sein Beharren auf dem Zinsverbot, welches unter dem Eindruck der gewaltigen ökonomischen Verschiebungen stückweise im 16. und 17. Jahrhundert, auch auf Bestreben katholischer Wirtschaftstreibender, abgeschafft wurde. Der gesellschaftliche Umbau zu einem ideell bürgerlich-liberalen, marktwirtschaftlich-kapitalistisch organisierten Nationalstaatsgebilde nahm Fahrt auf.

⁸⁰ Ebd. 132

⁸¹ Ebd. 147

⁸² Vgl. eine Studie der Universität Groningen von 2013: <http://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0167268113000838> (Stand: 12.06.2018)

Technischer Fortschritt im industriellen Produktionsprozess

Weiter oben haben wir bereits auf die Manufaktur als Organisationsform der arbeitsteiligen Warenverarbeitung hingewiesen. Ihr Aufkommen hängt u.a. mit dem kapitalintensiven Kolonialhandelssystem zusammen, da der Umschlag bestimmter Rohstoffe einerseits schnell vollzogen werden musste, diese andererseits ob ihrer Beschaffenheit nicht dezentral verarbeitet werden konnten. Das calvinistisch geprägte England hatte die führende Rolle im Welthandel inne, fast 50% desselben wurden im späten 18. Jahrhundert über den Hafen Liverpools abgewickelt. Englische Städte wie Leeds, Manchester und London wurden zu Zentren der Manufakturproduktion, die zur mit Maschinen operierenden industriellen Produktion weiterentwickelt wurde. Darin wird das neue Arbeitsparadigma in materieller Gestalt sichtbar, welches Adam Smith in seiner Untersuchung über den *Wohlstand der Nationen* anhand der Stecknadelherstellung demonstrierte:

Sie [die Stecknadelherstellung; Anm. d. Verf.] zerfällt [...] in eine Reihe getrennter Arbeitsgänge, die zumeist zur fachlichen Spezialisierung geführt haben. Der eine Arbeiter zieht den Draht, der andere streckt ihn, ein dritter schneidet ihn, ein vierter spitzt ihn zu, ein fünfter schleift das obere Ende, damit der Kopf aufgesetzt werden kann. Auch die Herstellung des Kopfes erfordert zwei oder drei getrennte Arbeitsgänge. [...] Ich selbst habe eine kleine Manufaktur dieser Art gesehen, in der nur 10 Leute beschäftigt waren [...]. Obwohl sie nun sehr arm und nur recht und schlecht mit dem nötigen Werkzeug ausgerüstet waren, konnten sie zusammen am Tage doch etwa 12 Pfund Stecknadeln anfertigen [...]. Rechnet man für ein Pfund über 4000 Stecknadeln mittlerer Größe, so waren die 10 Arbeiter imstande, täglich etwa 48 000 Nadeln herzustellen, jeder also ungefähr 4800 Stück.⁸³

Smith beschreibt hier die enorme Produktivitätssteigerung der neuen, innerbetrieblichen Arbeitsteilung, wodurch der Kapitaleinsatz im Vergleich mit der althergebrachten Arbeitsweise den hundertfachen Ertrag bringt. Diese Leistungsexplosion lässt sich nach Smith auf drei Faktoren zurückführen:

1) der größeren Geschicklichkeit jedes einzelnen Arbeiters, 2) der Ersparnis an Zeit, die gewöhnlich beim Wechsel von einer Tätigkeit zur anderen verlorengelassen wird und 3) der Erfindung einer Reihe von Maschinen, welche die Arbeit erleichtern, die Arbeitszeit verkürzen und den einzelnen in den Stand setzen, die Arbeit vieler zu leisten.⁸⁴

Der Moralphilosoph Smith blickt durch die nationalökonomische Brille auf das Phänomen der Arbeit. Schon im Vorfeld einer eingehenden Untersuchung des Marktsystems folgert er, dass aus der neuen Form von Arbeitsteilung „in einem gut regierten Staat“⁸⁵ Wohlstand für alle entstehen müsse, da das Warenangebot ja um ein vielfaches höher und leichter zu produzieren sei, wie in früheren Gesellschaften. Smith ist keineswegs blind für die Probleme der Lohnarbeiter,

⁸³ Smith, Adam: *Der Wohlstand der Nationen – Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen*. DTV, München 1974, 9f

⁸⁴ Ebd. 12

⁸⁵ Ebd.

weder hinsichtlich ihrer strategischen Schlechterstellung bei Lohnverhandlungen⁸⁶, noch in Bezug auf die körperlichen und geistigen Konsequenzen, die aus der hochgradigen Arbeitsteilung erwächst⁸⁷. Aber Smith lässt sich nicht auf einen Perspektivwechsel ein, er bleibt bei einer oberflächlichen, ökonomischen Betrachtung der problematischen Folgen der industriellen Fertigung stehen. In einem solchen Produktionsprozess braucht der Arbeiter kein umfassendes Wissen, keine Kunstfertigkeit im handwerklichen Sinn. Das individuelle greifbare Subjekt stellt kein Produkt her, es erledigt nur einen Arbeitsschritt in einer Reihe vieler weiterer, und das auf eine Weise, die die Dimension menschlichen Seins nur peripher tangiert. Entgegen der allgemeinen Smith'schen – und so schon von Platon bekannten – These, die Arbeitsteilung sei dem Menschen nur natürlich, steht das konkrete Faktum dieser spezifischen Arbeitsteilung, zu deren Eignung der Mensch abgerichtet werden musste. Der nunmehr notwendige Arbeitstypus war nämlich einerseits das Resultat eines herrschaftlich gewollten Strukturwandels der Verhältnisse in Landwirtschaft und Grundbesitz, andererseits eines Erziehungsprogramms der beiden Herrschaftsmächte Staat und Religion. Die Entwicklung nahm ihren Anfang im England des 15. Jahrhunderts, als die „bäuerlichen Nutzungsrechte an Wald, an Weideland und der Jagd, also am kommunalen Bestand der Dorfgemeinschaft, der Allmende (Commons)“⁸⁸, bewusst eingeschränkt wurden, was die selbstständige Subsistenzarbeit unterminierte. Tausende Bauern verloren nicht nur Hab und Gut, sondern in Bauernaufständen ihr Leben. Getragen wurde die Landreform, die sog. Einhegungsbewegung (*enclosure movement*), vom vorwiegend calvinistisch-puritanisch geprägten Landadel (Gentry).⁸⁹ Die Folgen: Landflucht, vermehrtes Elend in den Städten, viele frei verfügbare (Lohn-)Arbeitskräfte. Bereits um 1601, also mehr als 200 Jahre

⁸⁶ Smith analysiert trocken: „Es lässt sich indes leicht vorhersehen, welche der beiden Parteien [Arbeiter versus kapitalistischer Unternehmer; Anm. d. Verf.] unter normalen Umständen einen Vorteil in dem Konflikt haben muß und die andere zur Einwilligung in ihre Bedingungen zwingen wird. Die Unternehmer, der Zahl nach weniger, können sich viel leichter zusammenschließen. Außerdem billigt das Gesetz ihre Vereinigungen, zumindest verbietet es sie nicht wie die der Arbeiter. [...] In allen Lohnkonflikten können zudem die Unternehmer viel länger durchhalten.“ (Smith 1974, 58) Evident ist, dass die Macht der Unternehmer letztlich in der Macht des Staates gründet.

⁸⁷ Smith schreibt über die Fabrikarbeit: „Jemand, der tagtäglich nur wenige einfache Handgriffe ausführt [...], hat keinerlei Gelegenheit, seinen Verstand zu üben. [...] So ist es ganz natürlich, daß er verlernt, seinen Verstand zu gebrauchen, und so stumpfsinnig und einfältig wird, wie ein menschliches Wesen nur eben werden kann.“ (Smith 1974, 662) Die Konsequenz ist, dass der derartig Arbeitende die „wichtigen und weitreichenden Interessen seines Landes“ nicht beurteilen, notfalls „sein Land in Kriegszeiten“ nicht verteidigen kann, körperlich degeneriert. „Dies ist aber die Lage, in welche die Schicht der Arbeiter, also die Masse des Volkes, in jeder entwickelten und zivilisierten Gesellschaft unweigerlich gerät, wenn der Staat nichts unternimmt, sie zu verhindern.“ (663) Smith leitet daraus einen staatlichen Bildungsauftrag ab, denn der Staat ziehe „nicht unbeträchtlichen Nutzen daraus“ (667). Ein gebildetes Volk ist ökonomisch produktiver, „zurückhaltender, ordentlicher und zuverlässiger“ (ebd.), vor allem aber ein Garant für politische Stabilität, da es nicht dazu neige, „politische Entscheidungen voreilig oder launenhaft zu beurteilen.“ (668)

⁸⁸ Komlosy 2014, 111

⁸⁹ Dieser Konflikt um Grund und Boden trägt langfristig maßgeblich zum Ausbruch des Englischen Bürgerkriegs 1642-1649 bei.

bevor Friedrich Engels über das Elend des Industrieproletariats in englischen Städten berichtete⁹⁰, war die Not so groß, dass ein Armengesetz (poor law) erlassen werden musste, das eine Mindestversorgung der gemeldeten und offiziell anerkannten „paupers“⁹¹ garantierte. Da ein vergleichbarer Strukturwandel auch in anderen europäischen Regionen stattgefunden hatte, waren die jeweiligen weltlichen Herrschaftssysteme gefordert, den Folgen beizukommen. Ein Instrument bildeten die sog. Armen- bzw. Arbeitshäuser, die die Menschen zu willigen Lohnarbeitern erziehen sollten. Manfred Füllsack stellt eine bemerkenswerte Methode dieses historischen employability-Programms vor:

In Armenhäusern im Amsterdam des 17. Jahrhunderts etwa wurden Arbeitsunwillige in Verliese gesperrt, in die Wasser einlief, dessen Ansteigen innerhalb weniger Stunden zum Ertrinken geführt hätte, wenn die Betroffenen nicht mittels einer Apparatur das Wasser wieder abgepumpt hätten.⁹²

Diese Form der Arbeitsmotivierung erscheint uns heute zweifellos zynisch und barbarisch. Aber sie verdeutlicht, dass die Menschen keineswegs die nun geforderte Arbeitskultur in den Fabriken als ihrer Natur entsprechend wahr- und sie freudig angenommen hätten. Es war Karl Marx, der den Perspektivenwechsel unternahm und den Arbeitsprozess von innen analysierte. Marx begriff nicht nur die volks- und privatwirtschaftliche Bedeutung der neuen Arbeitsteilung, sondern er erkannte die Tragweite dieser Arbeitsrevolution für das arbeitende Subjekt. Als Naturwesen mit einem subsistenzbedürftigen Körper ist der Mensch auf die tätige Auseinandersetzung mit der natürlichen Außenwelt angewiesen. Im Unterschied zu allen anderen Lebewesen produziert der Mensch universell, d.h. nicht nur für sich selbst und nicht nur aufgrund seines physischen Bedürfnisses, ja er produziert nach Marx sogar erst dann wahrhaft, wenn er „in der Freiheit von demselben“⁹³ tätig wird. Allein diese Freiheit ist unter den marktwirtschaftlich-kapitalistischen Bedingungen weniger denn je gegeben:

Der Arbeiter wird umso ärmer, je mehr Reichtum er producirt, je mehr seine Production an Macht und Umfang zunimmt. [...] Die Arbeit producirt nicht nur Waaren; sie producirt sich selbst und d[en] Arbeiter als eine *Waare* und zwar in dem Verhältniß, in welchem sie überhaupt Waaren producirt. [...] Der Gegenstand, den die Arbeit producirt, ihr Product, tritt ihr als ein *fremdes Wesen*, als eine, von d[em] Producenten *unabhängige Macht* gegenüber.⁹⁴

⁹⁰ Vgl. Engels, Friedrich: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Verlag Otto Wigand, Leipzig 1845

⁹¹ Der Begriff stand für „Sozialhilfeempfänger“. Wer sich registrieren lassen wollte, musste zunächst zur öffentlichen Anhörung der kommunalen Verwaltung. Wurde der Antrag positiv beschieden, hatte man im öffentlichen Raum ein gut sichtbares „p“ für „pauper“ an der Kleidung festzumachen.

⁹² Füllsack 2009, 57

⁹³ Marx, Karl: Ökonomisch-philosophische Manuskripte. Mit einem Kommentar von Michael Quante, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2015² [1844], 91

⁹⁴ Ebd. 84

Die Fabrikarbeit legt den Charakter des kapitalistischen Arbeitsparadigmas par excellence frei, das im Verlagswesen noch nicht voll durchsichtig werden konnte. Es ist nun nicht mehr der Mensch gefragt, der aus sich selbst als Naturwesen arbeitet, um Bedürfnisse zu stillen und seinem Wesen zu entsprechen. Der Kapitalist benötigt eine bloße Arbeitskraft, denn was zu tun ist und zu welchem Zweck und auf welche Weise, das weiß nur er. Dementsprechend rangiert der Industrielohnarbeiter in der Wertschätzungshierarchie ganz unten, der Fabrikant und Erfinder des Produktionsprozesses ganz oben.⁹⁵ In dieser Konstellation sieht Marx ein fatales Abhängigkeitsverhältnis entstehen, in dem der Arbeiter „ein Knecht seines Gegenstandes [wird], erstens daß er einen *Gegenstand der Arbeit*, d.h. daß er Arbeit erhält und zweitens daß er *Subsistenzmittel* erhält.“⁹⁶ Die moderne Lohnarbeit des Industrieproletariats unterscheidet sich wesentlich von ihren Vorformen in Antike und Mittelalter, da sie die Autonomie des Arbeiters selbst innerhalb des Arbeitsprozesses auflöst. Der Lohnarbeiter früherer Tage war existenziell nicht minder abhängig vom Lohn, aber er war freier in seinem Tun, welches in der Regel mit einer klar konturierten Produktion verbunden war, sei es die Tätigkeit als Erntehelfer, sei es als Mitarbeiter im Bauwesen. In all den Bereichen war der frühere Lohnarbeiter weder eine ganz beliebige Ware, noch reduziert auf ein maschinenartiges Umsetzen einer monotonen Aufgabe – und vor allem war er Teil einer gesellschaftlichen Minderheit. Der Fabrikarbeiter der frühen Phase industrieller Produktion hat jede Freiheit verloren, er hat nichts außer seiner rohen Arbeitskraft, die vom Unternehmer gekauft und ausgebeutet wird – und er repräsentiert mehr und mehr die gesellschaftliche Mehrheit. Systematisch wird das Überleben mit industrieller Lohnarbeit verknüpft: „Die Spitze dieser Knechtschaft ist, daß er [der Arbeiter; Anm. d. Verf.] nur mehr als Arbeiter sich als physisches Subjekt erhalten [kann] und nur mehr als physisches Subjekt Arbeiter ist.“⁹⁷ Marx bündelt die Charakteristik der neuen Situation im Begriff der *Entfremdung*. Der Mensch entfremdet sich von der Arbeit, seiner genuinen Tätigkeit, weil ihm einerseits die Produktionsmittel und Produkte nicht mehr gehören; weil andererseits die Arbeitsweise keine menschlichen, sondern maschinengemäße Züge trägt. Wird sein Tun aber von der Maschine, dem vergegenständlichten Kapital, bestimmt, entfremdet der Mensch sich von sich selbst, er wird zum Knecht des von ihm geschaffenen Werkzeugs. Die weitere Konsequenz besteht darin, dass der sich selbst fremd gewordene Mensch die Natur aus dem Blick verliert,

⁹⁵ Die Spaltung von Kopf- und Handarbeit in der Industriearbeit geht soweit, den einfachen Arbeiter völlig zu entmündigen. Frederick W. Taylor (1856-1915) differenzierte in seinem sog. „scientific management“ Planungs- und Ausführungsarbeit. Erstere sollte von Kopfarbeitern geleistet werden, die durch wissenschaftliche Beobachtung den einen besten Weg („one best way“) zur Erledigung eines Arbeitsschrittes ermitteln könnten. Auf dieser Basis galt es den Arbeiter entsprechend zu instruieren und zu kontrollieren, wobei jede Abweichung Sanktionen nach sich zog. Taylor verstand sein Konzept *auch* als Beitrag zur Steigerung des Wohlbefindens der Arbeiter.

⁹⁶ Marx 2015, 86

⁹⁷ Ebd. 86

die ihn als soziales Wesen geboren hat. Für Marx sind die Ausbildung menschlicher Identität und die Entfaltung der individuellen Möglichkeiten an das mitmenschliche Gegenüber gebunden. Verliert der Mensch sich selbst aus den Augen, verliert er den Mitmenschen aus den Augen – und vice versa. Die soziostrukturelle Konsequenz der kapitalistisch-industriellen Arbeitsweise manifestiert sich in einem perversierten Beziehungsverhältnis, das vom Gedanken der allseitigen Konkurrenz bestimmt ist. Der Krieg aller gegen alle, den Thomas Hobbes einst als Wesensmerkmal des menschlichen Urzustandes postulierte, entspricht keineswegs dem Naturideal, sondern stellt ein ideologisches Konstrukt dar, das zu seiner Durchsetzung und Aufrechterhaltung großangelegter Erziehungsprogramme bedurfte und heute noch bedarf. Der konflikt-hafte Gegensatz von Arbeiter und Kapitalist, der für so viel Leid unter den Menschen sorgt, kann nach Marx nur dann in friedliche Einigkeit überführt werden, wenn der Zustand aufgehoben wird, in dem das Produkt der Arbeit als fremdes Wesen begegnet: die Aufhebung des bürgerlich-kapitalistischen Privateigentums.

Kritiker aus dem Feld der Kunst

Die Unmenschlichkeit der industriellen Arbeitsteilung wurde im Zuge der wirtschaftlichen Expansion immer augenfälliger. Kritische Töne kamen zunehmend aus dem wohlhabenden und politisch tendenziell konservativen, jedoch kunstaffinen Bürgertum. Die Auswirkungen der Industrialisierung auf das Kunst- und Handwerksgewerbe waren fatal: ökonomisch, weil die handwerkliche Herstellung von alltäglichen Gebrauchsdingen nicht mit der industriellen konkurrieren konnte und in der Folge weniger nachgefragt wurde; ästhetisch, weil die industrielle Gleichförmigkeit die handwerklichen Schwächen entblößte und der Maschinenperfektionismus zum Ideal erkoren wurde. Parallel zu Marx untersuchte John Ruskin (1819-1900) die Bedingungen der industriellen Arbeit und kritisierte genau dieses Momentum, über das Adam Smith einst so in Verzückung geraten war:

Wir haben in letzter Zeit die große Kulturerfindung der Arbeitsteilung sehr studiert und vervollkommenet, aber wir geben ihr einen falschen Namen. Richtig ausgedrückt ist nicht die Arbeit geteilt, sondern die Menschen. [...] Nun ist es ja etwas Gutes und Wünschenswertes, viele Nadeln an einem Tag anzufertigen, aber wenn wir imstande wären, zu sehen, mit welchem kristallklaren Sand ihre Spitzen poliert werden, – mit dem Sande der menschlichen Seele, der erst sehr vergrößert werden muss, bevor er als das erkannt werden kann, was er ist – dann würden wir einsehen, dass auch etwas dabei verloren gehen kann. Und der große Schrei, der sich aus allen unsern Fabrikstädten erhebt, [...] entsteht wahrhaftig nur, weil wir alles dort fabrizieren, nur keine Menschen; wir bleichen Baumwolle und härten Stahl und läutern Zucker

und formen Tonwaren; aber einen einzigen lebendigen Geist aufzuhellen, zu kräftigen, zu verfeinern und zu bilden, das fällt uns bei der Berechnung unserer Vorteile niemals ein.⁹⁸

Wie Marx erkennt auch Ruskin den Zusammenhang zwischen der Produktionsweise und dem geistigen und kulturellen Gesundheitszustand einer Gesellschaft und seiner Individuen. Für die Frage nach der guten Arbeit ist Ruskin bestrebt, die menschliche Ganzheitlichkeit in der wesenhaften Unvollkommenheit herauszustellen. Genau hierin offenbare sich die Differenz zwischen menschlicher Freiheit und maschineller Perfektion, zwischen ins (Hand-)Werk gesetzter Schönheit und naturentfremdeter Künstlichkeit. Ruskin schlägt ein „entschlossenes Aufgeben aller Zweckdienlichkeit, Schönheit oder Billigkeit, die nur durch die Erniedrigung des Arbeiters erlangt werden können“⁹⁹ vor, ebenso eine „entschlossene Nachfrage nach den Erzeugnissen und Resultaten gesunder und veredelnder Arbeit“¹⁰⁰. Ruskin erteilt damit allen Formen industrieller Produktion eine Absage, sofern der Arbeiter in actu nicht selbst seinen Geist und seine Qualitäten einbringen kann – eine offensichtliche *contradictio in adiecto*. Sein Schluss: Die Menschen müssen künftig auf bestimmte Produkte zu verzichten lernen, nach denen zu bedürfen man sie einst erst hatte lehren müssen.

Z.B. Glasperlen sind völlig unnötig, und es ist weder ein Entwurf, noch irgend welches Nachdenken bei ihrer Fabrikation erforderlich. Sie werden geformt, indem man das Glas zuerst zu Röhrchen auszieht; diese Röhrchen werden zu kleinen Stückchen von der Größe der Perlen von der menschlichen Hand geschnitten und dann im Ofen abgerundet. Die Menschen, die die Röhrchen zerschneiden, sitzen den ganzen Tag bei ihrer Arbeit, ihre Hände zittern in einer fortdauernden, vorzüglich abgemessenen Bewegung, und die Perlen fallen wie Hagel herab. Weder sie, noch die Männer, welche die Röhren ausziehen, oder die Bruchstückchen schmelzen, haben die mindeste Gelegenheit, irgend eine menschliche Fähigkeit anzuwenden; und jede junge Dame, die Glasperlen kauft, ist daher am Sklavenhandel beteiligt, und an einem viel grausameren, als der ist, den wir schon so lange zu bekämpfen suchen.¹⁰¹

Ein kapitalorientiertes Wirtschaftssystem hat Kapitalvermehrung im Sinn. Dazu braucht es ständiges Wachstum: Wachstum von Märkten, Bedürfnissen, Produktivität etc. Es lebt von Massenproduktion und Massenkonsum, erzeugt das Problem der entfremdeten Arbeit, damit die Entfremdung des Menschen von sich selbst. In der Folge wenden wir uns einer Utopie zu, die diese Entfremdung aufzuheben trachtet und die Arbeit wieder als das in Blick rückt, was sie nach Marx einmal war und eigentlich meint: die genuin menschliche Tätigkeit, in der der Mensch im Austausch mit der Natur sich selbst (er)findet. Es ist die Utopie eines Kunstschaf-

⁹⁸ Ruskin, John: Die Steine von Venedig. Bd. II, hrsg. von Wolfgang Kemp, Harenberg, Dortmund 1994, 189f

⁹⁹ Ebd. 190

¹⁰⁰ Ebd.

¹⁰¹ Ebd. 191

fenden, eines Handwerkers, eines Philosophen, der ganz im Sinne der Aufklärung die Vielschichtigkeit und Schönheit jedes einzelnen menschlichen Daseins zur Entfaltung bringen wollte.

3. Vom Wirklichen zum Möglichen, oder: Ein utopischer Entwurf – William Morris' Arbeits- und Kunstverständnis

3.1 Die Utopie – Eine Vorbemerkung

Utopische Konzepte sind Schöpfungen von Menschen aus Fleisch und Blut. Sie entstehen zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten, reflektieren also notwendig bestimmte Lebensbedingungen, jedoch ohne sich in einer bloßen Spiegelung zu erschöpfen. Es wäre aber auch irreführend, ihre raumzeitliche Unverortbarkeit (griech. u-topos bedeutet ‚Nicht-Ort‘) so zu interpretieren, als handle es sich um fiktive Luftschlösser, die mit dem wirklichen Leben nichts zu tun haben können. Was veranlasst Menschen, einen nicht-Ort anzupeilen? Oscar Wilde verstand Utopia als einen Ort der geistig-ideellen Regeneration, der Orientierung und der Horizonterweiterung menschlichen Denkens:

Eine Weltkarte, die das Land Utopia nicht enthielte, wäre nicht wert, daß man einen Blick darauf wirft, denn auf ihr fehlte das einzige Land, in dem die Menschheit immer landet. Und wenn die Menschheit dort gelandet ist, hält sie wieder Ausschau, und sieht sie ein schöneres Land vor sich, setzt sie die Segel. Fortschritt ist die Verwirklichung von Utopien.¹⁰²

Veränderung gehört essentiell zur menschlichen Natur, die in eine veränderliche Umwelt eingebettet ist. In Wildes Augen fungieren utopische Konzepte als Leuchttürme, sie sind helle Orientierungshilfen für die menscheitsgeschichtliche Entwicklung.

Wildes emphatisches Bekenntnis zur utopischen Literatur fußt auf dem geschichtsphilosophischen Positivismus der neuzeitlich-abendländischen Kultur. Es kommt nicht von ungefähr, dass das prototypische Werk, das dem utopischen Genre seinen Namen gab, nur wenige Jahre nach der Entdeckung der „Neuen Welt“ geschrieben wurde: Thomas Morus' *Utopia* (1516). Kernstück dieses Werks ist der Reisebericht des Raphael Hythlodeus, der nach vielen Abenteuern im Gefolge Amerigo Vespuccis die „Neue Welt“ erkundet und auf die abgelegene Insel „Uto-

¹⁰² Wilde, Oscar: „Die Seele des Menschen im Sozialismus“, in: Ders.: Sämtliche Werke in sieben Bänden, Bd. 7 Essays II, hrsg. von Norbert Kohl, Insel, Frankfurt a.M. 1982, 228

pia“ gelangt, wo er auf Lebensbedingungen stößt, die sich diametral zu den heimatlich-englischen ausnehmen. Für Morus' Leser war zu jeder Zeit durchsichtig, dass „Utopia“ kein bloßes Wolkenkuckucksheim in der Phantasie des Autors war, sondern ein anschauliches Gegenbild zur Lage Englands. Diese Transparenz basiert zum einen auf einer nur schwachen literarischen Verfremdung der realen Ausgangsposition des Schriftstellers Morus: so trägt die Hauptstadt Utopias, Amaurotum, unverkennbar die topographischen Züge Londons; zum anderen werden insbesondere im 1. Buch realhistorische Ereignisse aufgegriffen und diskutiert, was eine unmittelbare Anschlussfähigkeit an das Leben der Leser garantiert. Dieses Schema begegnet uns in seinen Grundzügen seit Morus in der ganzen klassischen Tradition der Utopie, welche bis in unsere Gegenwart immer wieder mit frischem Leben erfüllt wird.¹⁰³

Die Adaptionsoffenheit der Utopie führt je nach Epoche und Ausgangslage zu unterschiedlichen Entwürfen. War das Thema der Arbeit schon bei Morus von eminenter Bedeutung, so ungleich brennender im 19. Jahrhundert angesichts der Industrialisierung und der damit entfalten sozialen Frage des Proletariats. Claude Henri de Saint-Simon, Charles Fourier und Robert Owen waren die ersten Utopisten des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts, die in ihren Werken den revolutionären gesellschaftlichen Strukturwandel von einer Agrar- zu einer Industriegesellschaft behandelten und ihre politischen Visionen an den neuen sozioökonomischen Parametern ausrichteten. Sie fokussierten ihr Augenmerk auf Technik und Naturwissenschaft, deren Zusammenwirken die Basis des ungeheuren Produktivitäts- und Güterwachstums bildete. Damit einher „veränderte der Aufstieg der industriellen Technik zum Gravitationszentrum des utopischen Denkens den Stellenwert der physischen Arbeit und der menschlichen Bedürfnisse in den fiktiven alternativen Gesellschaften grundlegend“, nämlich dergestalt, dass „die physische Arbeit beginnt, ihre Bedeutung für die Sicherung der materiellen Grundlagen des utopischen Gemeinwesens zunehmend einzubüßen: Sie transformiert sich in eine qualifizierte Tätigkeit, während es den Maschinen überlassen wird, die manuelle und monotone Schwerstarbeit zu verrichten.“¹⁰⁴ Es ist zu bemerken, dass die genannten Utopisten von einem negativen Arbeitsverständnis ausgehen: Arbeit als mühevoller und geistloser Prozess zur Subsistenzerhaltung, ein *notwendiger* Akt, der die Menschen nur davon abhält, ihre eigentlichen genuinen Vermögen auszubilden, die da heißen Kontemplation, Kunst, Politik usw.

¹⁰³ Über die Komplexität des Utopiebegriffs und die damit verbundenen Schwierigkeiten in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung schweigen wir uns hier aus und verweisen auf die einschlägige Forschung, bspw. Saage, Richard: Vermessungen des Nirgendwo: Begriffe, Wirkungsgeschichte und Lernprozesse der neuzeitlichen Utopien. Wiss. Buchges., Darmstadt 1995

¹⁰⁴ Saage 1995, 224f

Die Hoffnung, durch Technik materielle wie allgemeine Lebensqualität zu erhöhen, einte das ganze politische Spektrum. Konservative wie liberale Apologeten des bürgerlichen Kapitalismus erwarteten mehr Profitmöglichkeiten und größeren Reichtum, und dank des Trickle-Down-Effekts würden die unteren Bevölkerungsschichten mittel- und langfristig zu beiläufigen Nutznießern des Systems. Die elenden Zustände in den Städten würden von Smiths unsichtbarer Hand weggefeht. Antirevolutionäre, reformorientierte Vertreter der Arbeiterschaft teilten die Grundzüge jener Einschätzung, mahnten jedoch einen starken Staatsdirigismus zum Zwecke der Organisation und Verteilung von Arbeit und Waren ein. 1888 entwarf Edward Bellamy (1850-1898) mit *Looking Backward 2000-1887*¹⁰⁵ eine Utopie, in der eine zentralistisch-planwirtschaftlich organisierte Industrie den allgemeinen materiellen Wohlstand garantiert. Die Grundbedingung dieser Industrie besteht darin, dass alle Menschen zum Arbeitsdienst gezwungen und „den Bedürfnissen der Industrie gemäß verteilt werden“¹⁰⁶. In Bellamys Utopie ist Privateigentum ebenso unbekannt wie Arbeitslosigkeit. Die gigantische staatliche Wirtschaftsbürokratie erhebt den materiellen Bedarf, reguliert Produktion und Preise der Güter, sorgt für eine harmonische Verteilung der Waren im ganzen Staatsgebiet und berücksichtigt individuelle Konsumwünsche. Den Bürgern wird zu Beginn des Jahres ein einheitlicher Kredit, gewissermaßen ein Grundeinkommen, eingeräumt, von dem sie nach persönlichen Vorlieben Waren kaufen können. Materielle Einschränkungen oder eine Tugend der Sparsamkeit gehören für die Utopier zur überwundenen Vergangenheit. Die Nation ist reich und „wünscht nicht, daß man sich irgendwelches Gute versage.“¹⁰⁷ Im Gegenzug verlangt das System Fleiß und Gehorsam von den Menschen. Trotz entwickelter Technik ist die Arbeit in der Industrie beschwerlich und dem Militärapparat nachempfunden: „Ein Mensch, der fähig ist, Dienste zu tun, sich denen aber hartnäckig verweigert, wird zu Isolierhaft bei Wasser und Brot verurteilt, bis er sich willig zeigt.“¹⁰⁸ Eine flexible Gestaltung der Arbeitszeit je nach Beschwerlichkeit der Tätigkeit und eine feststehende Entlassung aus der Industriearmee zum 45. Geburtstag – bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 90 Jahren – tragen kaum zur Attraktivierung dieser Utopie bei, die den industriellen Arbeitsprozess und somit Ausbeutung und Entfremdung beibehält. Bei Bellamy hat Arbeit vorrangig den Charakter eines Pflichtdienstes, wo Fragen nach sinnerfülltem Tun, nach dem Zusammenhang von Tätigkeit und Identitätsbildung, von Arbeits- und

¹⁰⁵ Bellamy, Edward: Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887. Übers. von Georg von Gizycki, hrsg. von Wolfgang Biesterfeld, Reclam, Stuttgart 1983

¹⁰⁶ Ebd. 48

¹⁰⁷ Ebd. 70

¹⁰⁸ Ebd. 100

Lebensfreude, keine Rolle spielen, so, als würden Arbeit und Leben geradezu separierbare Phasen¹⁰⁹ darstellen.

Looking backward war Ende des 19. Jahrhunderts ein Bestseller und fand insbesondere bei Reformern Anklang, die die Folgen der von Marx ins Auge gefassten sozialistischen Revolution fürchteten. Umso vernichtender fiel die Kritik derjenigen aus, die mit Marx die kapitalistisch-industrielle Produktionsform als zentrales Übel ausgemacht hatten. William Morris bezeichnete Bellamys Utopie in seiner Buchbesprechung als „cockney paradise“, da ihr Verfasser offenbar weder die Lage der Arbeiterklasse hinreichend studiert, noch das Wesen der Arbeit volumfänglich begriffen habe: „In short, a machine-life is the best which Mr. Bellamy can imagine for us on all sides; it is not to be wondered at then this his only idea of making labour tolerable is to decrease the amount of it by means of fresh and ever fresh developments of machinery.“¹¹⁰

Wer war dieser William Morris, der Bellamys Bestseller so negativ rezensierte und nur ein Jahr nach dessen Erscheinen mit einem antithetischen utopischen Entwurf antwortete?

3.2 Zur Person William Morris

Als Morris 1834 als drittes von neun Kindern in Walthamstow, einem agrarisch geprägten Vorort im Norden Londons, geboren wurde, stand ihm ein Leben auf der bürgerlichen Sonnenseite der zerrissenen englischen Gesellschaft bevor. Seine Eltern William sr. und Emma stammten beide aus wohlhabenden Kaufmannsfamilien, Vater William vergrößerte den familiären Reichtum an der Londoner Börse und setzte den sozialen Aufstieg fort. 1840 bezogen die Morris ein herrschaftliches Haus in Woodford Hall, Walthamstow. Dieses Haus war umgeben von einer 2000 Ar großen Parkanlage und einigen Hektar landwirtschaftlich genutzten Flächen. Zahlreiche Hausangestellte, vom Stallknecht über den Gärtner bis zu den Kindsmägden, besorgten den Alltag. In einer autobiographischen Notiz von 1883 erinnert sich William jr. an die Lebensumstände seiner Kindheitstage und skizziert auch den religiös-ideengeschichtlichen Horizont seiner Familie:

¹⁰⁹ In unserer Gegenwart firmiert dieser Gedanke unter dem Label ‚Work-Life-Balance‘. Auch hier wird größtenteils auf das reziproke Verhältnis von Arbeit und Leben vergessen.

¹¹⁰ Morris, William: „Looking backward“, in: *Commonweal*, Vol. 5, No. 180, 22.6.1889, 194-195; im Online-Archiv einsehbar unter: <https://www.marxists.org/archive/morris/works/1889/commonweal/06-bellamy.htm>

My father was a business man in the city, and well-to-do; and we lived in the ordinary bourgeois style of comfort; and since we belonged to the evangelical section of the English Church I was brought up in what I should call rich establishmentarian puritanism; a religion which even as a boy I never took to.¹¹¹

William jr. liebte es, auf einem Pony durch den Park und den angrenzenden Wald von Epping zu reiten. Trotz seiner zur Kränklichkeit neigenden Physis zog er den Aufenthalt in der freien Natur den behüteten Stunden im Hause vor. Dies hinderte ihn nicht daran, im Lesen eine weitere Quelle des Glücks zu entdecken: „I should mention that ever since I could remember I was a great devourer of books. I don't remember being taught to read, and by the time I was seven years old I had read a very great many books good, bad, and indifferent.“¹¹² Besonders die historischen Romane von Walter Scott, die Geschichten um König Arthur und die Ritter der Tafelrunde sowie lokale Mythen und Legenden hatten es ihm angetan. Es ist erstaunlich zu sehen, wie früh sich bei Morris Interessen und Begabungen zeigten, die für sein späteres berufliches und privates Leben prägend waren. 1847 starb William sr. Er hinterließ nicht nur ein Vermögen, sondern hatte auch den weiteren Bildungsweg seines ältesten Sohnes in die Wege geleitet: Die Aufnahme am Marlborough College, einer damals neu gegründeten Internatsschule für angehende Kleriker. Tatsächlich erwies sich diese Schule als in ihren Kernaufgaben – der Vermittlung von Bildung und Erziehung – unfähig. Eine schlechte Organisation und ein überfordertes Lehrerkollegium trugen ihren Teil dazu bei, dass die Lernresultate überschaubar waren:

As far as my school instruction went, I think I may fairly say I learned next to nothing there, for indeed next to nothing was taught; but the place is in very beautiful country, thickly scattered over with prehistoric monuments, and I set myself eagerly to studying these and everything else that had any history in it, and so perhaps learned a good deal, especially as there was a good library at the school to which I sometimes had access.¹¹³

Morris nützte gewissermaßen den Freiraum, den die Schule unfreiwillig offerierte, und bildete sich in seinen Interessensgebieten autodidaktisch fort. Als im Oktober 1851 die Probleme am Marlborough College eskalierten und 200 Schüler eine Revolte gegen diverse Lehrer und das Rektorat initiierten, nahm Williams Mutter ihren (an der Revolte unbeteiligten) Sohn von der Schule, um ihm fortan Privatunterricht bei einem humanistisch-philologisch gebildeten Pfarrer zukommen zu lassen. 1853 ging Morris nach Oxford, wo er – ganz im Sinne des Vaters – am Exeter College ein Theologiestudium aufnahm. Dort machte er die Bekanntschaft mit Edward Burne-Jones (1833-1898). Rasch stellte sich heraus, dass sich ihre Interessen überschneiden und

¹¹¹ Morris, William: „A rather long-winded sketch of my very uneventful life“, in: Ders.: *Selected Writings and Designs*. Edited by Asa Briggs, Penguin Books, Middlesex u.a. 1962, 29

¹¹² Ebd.

¹¹³ Ebd.

sie auch persönlich auf einer Wellenlänge lagen. Morris und Burne-Jones wandten sich von der ungeliebten Theologie ab und der Literatur, der Architektur und der bildenden Kunst zu. Eine gemeinsame Reise nach Belgien und Frankreich, wo sie die großartigen Sakralbauten von Amiens, Beauvais und Rouen besichtigten, festigte ihre Freundschaft und den Wunsch, später gemeinsam künstlerisch tätig zu werden. Ähnlich wie in Marlborough sah sich Morris in Oxford mit einer Krise der Bildungsinstitutionen konfrontiert. Die Krise bestand darin, dass – philosophisch gesprochen – Anschauung und Begriff voneinander geschieden waren. Der akademische Diskurs der Theologen drehte sich vorwiegend um metaphysische Spekulationen, der Bezug zur Lebenswirklichkeit fehlte – er fehlte der Kirche freilich auch außerhalb der akademischen Mauern, wie der Literat Charles Dickens (1812-1870) in einem seiner zeitkritischen Romane angesichts der Lage der Arbeiterschaft bekundete:

Es machte einen seltsamen Eindruck, wenn man am Sonntagmorgen durch die Straßen schritt. Dann sah man, wie wenige von *diesen* Leuten durch das barbarische Glockengeklimmer, das Kranke und Nervenschwache zum Wahnsinn trieb, aus ihrem eigenen Viertel, aus ihrem eigenen engen Zimmer und von den Ecken ihrer eigenen Straße sich zum Gottesdienst gerufen fühlten. Da lungerten sie träge herum, glotzten auf den Kirchen- und Kapellengang hinüber, als auf ein Ding, mit dem sie durchaus nicht in Berührung standen.¹¹⁴

Das viktorianische Zeitalter, in das Morris geboren wurde, kennzeichnet eine ungeheure Zerrissenheit der Gesellschaft. Auf der einen Seite das aufstrebende Bürgertum, dessen Kapitalbesitz sich im Zuge der prosperierenden Industrialisierung und der dominierenden Weltmarktstellung des Commonwealth fast von selbst vermehrte und qua Verzinsung vielen Menschen ein Leben ohne Arbeit, die sog. Rentiers, ermöglichte¹¹⁵; auf der anderen Seite Heerscharen von Industriearbeitern, deren einziger Besitz ihre Arbeitskraft war. Nach einer Reihe von Aufständen sollten das Reformgesetz von 1832 (*Reform act*), das eine realistischere Repräsentation der Bevölkerungsschichten im Parlament sowie eine Ausdehnung des aktiven Wahlrechts vorsah, und das Armengesetz von 1833 die gesellschaftlichen Eruptionen beruhigen. Faktisch blieb die Arbeiterschaft aber ohne Repräsentanz und ohne Wahlrecht, die politische Macht hatte sich allenfalls innerhalb der besitzenden Klasse von der Aristokratie auf das Bürgertum verlagert.¹¹⁶ Ruhe konnte in der Gesellschaft keine einkehren, zu groß blieben die Probleme und Verwerfungen, die Industrialisierung und Freihandel im Kolonialsystem nach sich zogen. Aufstände

¹¹⁴ Dickens, Charles: *Harte Zeiten*. Übers. von Carl Kolb, Dearbooks, Bremen 2012, 32f

¹¹⁵ Für die handfeste ökonomische Analyse der Situation Englands im 19. Jahrhundert, insbesondere die Untersuchung der Bedeutung des Kapitals und des Wachstums des Privatvermögens, siehe die Arbeit von Thomas Piketty: *Das Kapital im 21. Jahrhundert*. C.H. Beck, München 2016, 172-180

¹¹⁶ Parteipolitisch bedeutete das ein Erstarken der liberalen ‚Whigs‘ zulasten der konservativen ‚Tories‘. 1859 schlossen sich gemäßigte Tories mit den Whigs zur ‚Liberal Party‘ zusammen, die bis zur Etablierung der ‚Labour Party‘, als Vertretung der Arbeiterschaft, in den 1920ern die zweitstärkste Fraktion in England bildete.

der außerparlamentarischen Opposition, insbesondere im Rahmen der sog. Chartisten-Bewegung, wurden landauf landab vom Herrschaftsapparat blutig niedergeknüppelt. Wie elend die Arbeiterschaft in den englischen Städten lebte, schildert der Bericht von Friedrich Engels anno 1845.¹¹⁷ Wie immens das ökonomische Ungleichgewicht in der viktorianischen Gesellschaft gewesen sein muss, lässt sich an der 1851 rein privat finanzierten ‚Great Exhibition of the Works of Industry of All Nations‘ ablesen. Anlässlich dieser Ausstellung setzte sich in einem Architekturwettbewerb ein monumentaler Bau aus Glas und Eisen durch, der sog. „Crystal Palace“¹¹⁸ – ein symbolträchtiges Gebäude der industriellen Produktions- und Arbeitsweise. Dank vorgefertigter Teile in Serienproduktion und neuen Gußverfahren gelang der Aufbau im Londoner Hyde Park in nur sieben Monaten.

Was die rund sechs Millionen Besucher dieser Weltausstellung zwischen Mai und Oktober 1851 zu sehen bekamen, war ein bunter Haufen von industriell gefertigten Gütern, verschiedenen Maschinen, technischen Innovationen und neuen Produktionsmethoden. Im Kristall-Palast stellte der Industriekapitalismus transparenter denn je seine Großartigkeit zur Schau. In ihren Eröffnungsreden priesen Prinz Albert und der Erzbischof von Canterbury die industriell-technischen Errungenschaften und den sichtbaren Fortschritt der Zivilisation, an deren Weltspitze England stünde. Aber wo Licht ist, fällt auch Schatten. Der lange Schatten der Industrialisierung lag zu der Zeit über dem Londoner Eastend, der völlig heruntergekommenen Wohngegend des Proletariats; er lag über der Themse, die einer Kloake gleich durch die City trieb; er lag über der ganzen Stadt, wenn kein Lüftchen den Rauch der Fabrikschornsteine fortbließ; er lag schließlich über vielen Menschen, die von der ästhetischen Verrohung der industriell produzierten Alltagsgegenstände und der allgegenwärtigen Mitgift der Industriearbeit schleichend desensibilisiert wurden.

Es waren die kultur- und sozialkritischen Bücher von Thomas Carlyle (1795-1881) und John Ruskin, die Morris und Burne-Jones aus dem geistig trüben Studienalltag in Oxford rissen, wo sich grosso modo die Sprösslinge der besitzenden Klasse und die Geisteselite in Zufriedenheit suhlten:

Before the uprising of *modern* Socialism almost all intelligent people either were, or professed themselves to be, quite contented with the civilization of this century. [...] To be short, this was the *Whig* frame of

¹¹⁷ Engels, Friedrich: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Verlag Otto Wigand, Leipzig 1845

¹¹⁸ Vgl. Thomas, Peter: „Der Kristallpalast war ohne Vorbild“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 242, 18.10.2005, T6. Online einsehbar unter: <http://www.faz.net/aktuell/technik-motor/technik/architektur-der-londoner-kristallpalast-war-ohne-vorbild-1279904.html> (Stand: 14.01.2018)

mind, natural to the modern prosperous middle-class men, who, in fact, as far as mechanical progress is concerned, have nothing to ask for, if only Socialism would leave them alone to enjoy their plentiful style. But besides these contented ones there were others who were not really contented, but had a vague sentiment of repulsion to the triumph of civilization, but were coerced into silence by the measureless power of Whiggery. Lastly, there were a few who were in open rebellion against the said Whiggery – a few, say two, Carlyle and Ruskin.¹¹⁹

Carlyle war einerseits Historiker und radikaler Gegner der modernen kapitalistischen Verhältnisse, in der politischen Stoßrichtung den Tories näher als den liberalen Whigs; zum anderen war er literarisch gebildet, übersetzte Werke von Goethe und Schiller ins Englische, schrieb unzählige Essays über große Philosophen und politisch-militärische Führer.¹²⁰ Carlyle kritisierte, dass England die ernsthafte Religiosität des Mittelalters und die damit verbundenen Tugenden gegen das Evangelium des Mammons, des schönen Scheins der Warenwelt und des Profits eingetauscht habe; ferner, dass die biblisch belegte Heiligkeit der Arbeit im industriellen Prozess mit Füßen getreten werde, wogegen die Botschaft der Genesis doch nur eine Interpretation zulasse: „Jede Arbeit, selbst Baumwollspinnen, ist edel, [...] alle wahre Arbeit ist heilig. In jeder wahren Arbeit, ist sie nur Handarbeit, liegt etwas Göttliches.“¹²¹ In ähnlicher Richtung argumentierte, wie wir schon gesehen haben, John Ruskin. Sein Hauptaugenmerk lag auf der Rolle der (bildenden) Künste, die am Industriekapitalismus zugrunde gingen.

Man kann den Einfluss dieser beiden Denker auf Morris und Burne-Jones nicht hoch genug schätzen, wurden doch fundamentale Positionen und Ideen jener weitgehend zu ihren eigenen. Morris, seit seiner Volljährigkeit über ein jährliches Erbe von 900 Pfund verfügend, initiierte und finanzierte die Herausgabe einer studentischen Monatsschrift, die sich kritisch mit Kunst, Kultur und ihren Proponenten auseinandersetzte. Darin enthalten waren auch literarische Stücke, darunter Morris' erste eigene dichterische Versuche, welche bei vielen Lesern großen Anklang fanden. Die Auflage des *Oxford and Cambridge Magazine, conducted by Members of the two Universities* betrug stolze 800 Stück und drang innerhalb der Kunstszene bis nach London vor.

Nun mit klaren Ideen und einem praktischen Ziel ausgestattet, verließen Morris und Burne-Jones die Universität. Morris wollte seine Leidenschaft für die Architektur ausleben und begann im Planungsbüro von G.E. Street eine Ausbildung, Burne-Jones wollte Maler werden und suchte in London den Kontakt zu Dante Gabriel Rossetti (1828-1882), dem Führer der sog.

¹¹⁹ Morris, William: „How I became a Socialist“, in: Ders.: *Selected Writings* ..., a.a.O., 35

¹²⁰ Carlyles Faible für „heroische Männer“ und seine unverhohlenen reaktionär-aristokratischen Ansichten stießen Engels sauer auf, gleichwohl rühmte dieser das Werk *Past and Present*, Carlyles analytische Abrechnung mit dem Industriekapitalismus, als einzig lesenswerte Schrift des Jahres 1843.

¹²¹ Zit. nach: Kirsch, Hans Christian: William Morris – Ein Mann gegen die Zeit: Leben und Werk. Diederichs, Köln 1983, 57 [Carlyle, Thomas: *Past and Present*, Book III, Ch. 4 & 12]

Schule der Präraffaeliten, deren Werke sie auf ihrer gemeinsamen Reise in Paris bewundert hatten. Nach nur neun Monaten gab Morris seinen Posten auf. Die Freundschaft und fachliche Hilfe Philipp Webbs, des ersten Assistenten von Street, vermochten nicht darüber hinweg zu täuschen, dass Morris' Begabungen wohl anderweitig eher zur Geltung kämen. Auf Burne-Jones' Empfehlung hin schloss er sich Rossetti an. Die ‚Bruderschaft der Präraffaeliten‘ vermittelte ihnen auf mehreren Ebenen eine Art Heimatgefühl: Da war zum einen die von Carlyle ersehnte Rückkehr zum Zeitalter des Glaubens, zur Bibel als lebendiger Quelle von Motiven und Stoffen der Malerei; dann die handwerkliche Herangehensweise, die sich stark an den von Ruskin beschriebenen mittelalterlichen Wesenszug anlehnte, zugleich „nach Schlichtheit und poetischer Vertiefung strebte“¹²² und so für die innerliche Gestimmtheit des Künstlers Platz bot; schließlich der egalitaristisch-naturalistische Ideenhintergrund der Bruderschaft, der in Rossettis Forderung, jeder Mensch könne und müsse Maler werden, die Hoffnungen der jungen Idealisten zum Ausdruck brachte.

Aus dem Lehrer-Schüler-Verhältnis wurde alsbald eine verschworene Gemeinschaft, in der Ausbildung, Arbeit, private Aktivitäten und Wohnraum geteilt wurden. Unzufrieden mit dem, was der Markt hergab, versuchte sich Morris im Entwerfen von Möbelstücken für die gemeinsame Wohnung. Tatsächlich waren diese so gelungen, dass ein befreundeter Tischler zu anschließender Realisierung gerufen wurde. Gemeinsam verzierten Rossetti, Morris und Burne-Jones ihr neues Mobiliar mit Ornamentmalerei. Dabei stellte sich einmal mehr heraus, dass Morris' malerischer Begabung enge Grenzen gesetzt waren – eine Einsicht, die sich 1857 beim Projekt der Deckenbemalung der „Oxford Union Society“ bestätigte: Das von Morris gemalte Fresko missfiel nicht nur allen Beteiligten – Rossetti kritisierte die Unproportionalität, ja Hässlichkeit der Figuren und die ungleichgewichtige Bildkomposition –, es verfiel sogar in kurzer Zeit, weil Morris auf eine Vorbereitung des Untergrunds verzichtet hatte. Es war dies, bei all der Freude über das gemeinsame Arbeiten an diesem – vermeintlich – prestigereichen Projekt, ein mahnendes Erlebnis, durch welches Morris lernte, sich in Zukunft ganz genau die handwerklichen Grundvoraussetzungen anzueignen. Angesichts des Fiaskos wandte sich Morris vom Hauptgeschäft der Malerei ab und experimentierte in verschiedenen Bereichen des Kunstgewerbes, darunter Holzschnitzerei, Töpferei und Stickerei. Außerdem besann er sich auf sein literarisches Talent und intensivierte die Arbeit an Gedichten, die er inhaltlich wie formal an seinem Ideal vom ritterlich-minnesängerischen Mittelalter ausrichtete. 1858 publizierte er den

¹²² Gombrich 2006, 512

Gedichtband *The Defence of Guenevere and Other Poems*, welcher von der zeitgenössischen Kritik weitgehend als „affektiert und weibisch“¹²³ verrissen wurde, aber dennoch begeisterte Leser fand. Der ebenfalls dichterisch tätige Rossetti musste neidvoll anerkennen, dass Morris ein Gebiet gefunden hatte, das er, Rossetti, vergeblich zu erobern trachtete: „Morris’ Fähigkeit, Gedichte einfach aufs Papier zu werfen, versetzt mich in Wut. Er schreibt erst seit einem Jahr und glaubt, schon genug Gedichte für ein dickes Buch zu haben.“¹²⁴ Die moderne Literaturwissenschaft hat Morris’ Gedichten (und auch den späteren Prosaromanzen) wegen der stellenweise merkbaren Schludrigkeit im dichterischen Handwerk ein kritisches Zeugnis ausgestellt. Rossettis Bemerkungen vermitteln freilich einen Eindruck von der Weiterentwicklung der Beziehung dieses Künstlerkollektivs, das naturgemäß nicht frei von Spannungen war. Da gab es zunehmend einen Wettbewerb um Entwürfe und Gestaltungen anstelle des sich gegenseitig positiven Inspirierens, da gab es Konflikte, weil starke Persönlichkeiten aufeinanderstießen – und schließlich gab es zwischen den beiden Männern den *casus belli* schlechthin: das Rivalisieren um die Gunst derselben Frau. Rossetti war ein Don Juan, er vergötterte den weiblichen Körper als Symbol für Schönheit überhaupt, gewiss auch als „Spiegel männlicher Wünsche“¹²⁵. Sein Charisma und sein Habitus öffneten ihm so manches Damenherz. Um keine falsche Fährte zu legen: Er pflegte weder das Klischee des Künstlers, der die Frau nur als Muse und Modell benötigt, noch war er ein Vertreter der chauvinistischen viktorianischen Bürgerlichkeit, die die Frau zur beruflichen Untätigkeit und zur bloßen Repräsentationsfigur des am Manne bemessenen sozialen Status verdammt. Seit 1852 stand Rossetti in einer beruflichen wie privaten Beziehung zu Elizabeth Siddal, deren Talente als Dichterin und Malerin er förderte. Die Anerkennung der Gleichrangigkeit zwischen den Geschlechtern gehört wesentlich zum Geist der präraffaelitischen Bruderschaft, obschon die ikonisch stilisierte Frau das zentrale Element vieler Werke darstellt.¹²⁶ Anders als Rossetti scheint Morris vom Naturell her hingegen äußerst scheu und geradezu unbeholfen im Umgang mit dem anderen Geschlecht gewesen zu sein, was ihn nicht davon abhielt, Rossettis idealisiertes Frauenbild zu übernehmen – ein Bild, das er aus der mittelalterlichen Literatur kannte. Bei einem Theaterbesuch machten Burne-Jones und Rossetti die Bekanntschaft mit einer außergewöhnlichen Schönheit, letzterer bat sie unvermittelt, ihm Modell zu sitzen. Im Atelier begegnete Morris dieser jungen Frau und war betört: Jane Burden,

¹²³ Vgl. Kirsch 1983, 82

¹²⁴ Ebd. 82

¹²⁵ Ebd. 75

¹²⁶ Was die genderspezifische Bezeichnung als *Bruderschaft* verschleiert, ist die Tatsache, dass auch Künstlerinnen Aufnahme und Förderung fanden, bspw. Rosa Brett und Marie Spartali Stillman, ganz zu schweigen von den Familienmitgliedern wie den Ehefrauen Elizabeth Siddal & Georgiana Burne-Jones oder den Töchtern Lucy Madox Brown & May Morris.

Tochter eines Stallknechts, war die Lady Guenevere aus seinen Träumen. Zwischen Rossetti, Burden und Morris entspann sich eine *ménage à trois*, die bis zum Tode Rossettis 1882 andauern sollte, obwohl Morris mit der Heirat 1859 scheinbar den größten Schatz des Lebens für sich gewonnen glaubte. Warum Jane Williams Antrag annahm, obwohl ihre Liebe eher Rossetti galt, gründet wohl einerseits im psychologischen Druck ihrer armen Familie, die im vermögenden Morris eine gute Partie sah; andererseits in der Abwehrhaltung Rossettis gegenüber einer (weiteren) verbindlichen Beziehung, zumal er eine solche bereits mit der psychisch labilen und opiumabhängigen Elizabeth Siddal unterhielt.¹²⁷ Morris' literarisches Werk, insbesondere seine romantischen Gedichte und Romane der 1860er und 1870er Jahre, sind aus dieser familiären Situation geschöpft, was Karl Honnert in seiner Untersuchung plausibel nachzeichnet.¹²⁸ Zunächst schien er jedoch von der einseitigen Liebe in seiner Ehe nichts bemerkt zu haben und plante mit Philipp Webb ein ihm und seiner ‚Guenevere‘ angemessenes Wohnquartier. Das sog. ‚Red House‘ erinnert äußerlich an eine Ritterburg oder eine mittelalterliche Abtei, ist bei einer genaueren Betrachtung aber durchaus modern gezeichnet. Interessanter als die Fragen nach Stil und architektonischer Klassifizierbarkeit dieses Unikats, das heute noch viele Fachleute begeistert, scheint mir der Akt des Bauens und Gestaltens selbst: Red House war eine Gemeinschaftsarbeit wie zuvor die Freskenmalerei in der Union Hall, allerdings mit einem rundum gelungenen Ergebnis. Morris und Webb entwickelten gemeinsam den Rohentwurf, Rossetti, Burne-Jones und andere Mitglieder der präraffaelitischen Bruderschaft steuerten ihrerseits Ideen bei, übernahmen diverse Arbeitsschritte innen und außen. Die Möbel und sämtliches Hausinventar wurden in Eigenregie entworfen und gefertigt. Selbstverständlich waren die Ehefrauen in die Arbeit eingebunden, Jane entpuppte sich als begabte Stickerin von Wand- und Bildteppichen.¹²⁹ Allen Beteiligten muss die Bedeutung ihres Tuns, das sich so sehr dem Zeitgeist widersetzte, aufgegangen sein, denn, so war man sich einig, dieses Haus und seine Ausstattung sollte Schule machen:

Eines Abends saßen wir im Freundeskreis beieinander. Wir kamen darauf zu sprechen, daß in alten Zeiten die Künstler alles selbst gemacht hatten, die Entwürfe, fast jede Art von Dekoration und auch die eigentlichen Möbel. Im Scherz schlug jemand vor, daß wir alle fünf Pfund auf den Tisch werfen und eine Gesellschaft bilden sollten. [...] Jedenfalls wurde eine Firma gegründet. Es gab natürlich keine Urkunde oder dergleichen. Tatsächlich spielten wir mehr Geschäft, und Morris wurde Geschäftsführer, nicht etwa,

¹²⁷ Zwar heirateten Rossetti und Siddal 1860, doch das Glück früherer Tage war verflogen. Siddal erlitt eine Fehlgeburt. 1862 starb sie schließlich an einer Überdosis Laudanum.

¹²⁸ Vgl. Honnert, Karl: Dichterische Illusion und gesellschaftliche Wirklichkeit – Zur ästhetischen Struktur und historischen Funktion der Vers- und Prosaromanen im Werk von William Morris. Wilhelm Fink, München 1978. Honnerts Urteil, wonach Morris' Literatur gesamtheitlich das Resultat einer Flucht vor privaten Problemen bzw. Produkt der seelischen Verarbeitung sei, lässt sich m.E. mit Blick auf die politischen Werke, die *auch* romantische Beziehungen und Muster beinhalten, nicht durchhalten. Damit würde der aufklärerisch-revolutionäre Anspruch, den Morris selbst für seine Texte erhob, allzu billig abgetan.

¹²⁹ Vgl. Mancoff, Debra: Jane Morris - The Pre-Raphaelite Model of Beauty. Pomegranate, San Francisco 2000

weil sich jemand hätte träumen lassen, daß er dazu begabt sei, sondern weil er der einzige unter uns war, der Zeit und Geld übrig hatte. Wir hatten keinen blauen Dunst, wie man wirtschaftlich erfolgreich ist, und wahrscheinlich gerade deswegen hatten wir Erfolg.¹³⁰

Aus dem Künstlerkollektiv entstand die Firma „Morris, Marshall, Faulkner & Co.“, an der auch Burne-Jones, Rossetti, Webb und Ford Madox Brown, Rossettis Lehrmeister, beteiligt waren. Morris' Mutter gewährte diesem von vielen skeptisch beäugten Start-up einen umfangreichen Kredit. Das Grundsatzprogramm der Firma versprach zuvorderst „ein größtmögliches Maß an künstlerischer Leistung [...] bei optimaler Beschränkung der Geldmittel“, und schloss mit der kühnen Vermutung, „es werde sich zeigen, daß gute Dekoration, die viel mehr einen Geschmacksluxus als einen Geldluxus voraussetzt, entschieden weniger kostspielig ist als man allgemein annimmt.“¹³¹ Angeboten wurden Schnitz- und Skulpturarbeiten, dekorativer Wand schmuck aller Art, Glasmalerei, Metallarbeiten und Mobiliar. Die Firma fand zwar rasch Kund schaft, war aber dennoch über Jahre unprofitabel. Morris und Co. mussten lernen, dass Freund schaft, Idealismus und Qualitätsware nicht genügten, um in einem kapitalistisch-marktwirt schaftlichen Umfeld bestehen zu können. Das ursprünglich idealistische Vorhaben, alles in Ei genregie zu planen, zu produzieren und zu erschwinglichen Preisen zu verkaufen, musste in der Realität korrigiert werden. De facto wurde die Fertigung vieler Entwürfe an andere Firmen vergeben, die über die notwendigen Maschinen und Arbeitskräfte verfügten. Das Preisniveau der Waren war dennoch enorm hoch. Dazu gesellten sich hausgemachte Probleme wie die feh lende betriebswirtschaftliche Kalkulation sowie Morris' großzügiger Lebensstil als Geschäfts führer. 1865 musste er Red House verkaufen und bezog mit Frau und den mittlerweile zwei Töchtern eine Wohnung oberhalb der Werkstatt am Queen Square, auch weil sein geerbtes Ak tienpaket deutlich an Wert verloren hatte und er das gemeinsame Projekt unbedingt fortsetzen wollte. Rossetti trieb mit Warrington Taylor einen ehemaligen Soldaten mit kaufmännischem Sachverstand auf, der dem Künstlerkollektiv klarzumachen versuchte, wie man ein ‚Business‘ pflegt. 1870 starb Taylor überraschend, er hinterließ jedoch eine betriebswirtschaftlich konso lidierte Firma auf Wachstumskurs und einen disziplinierten Morris.¹³² Zahlreiche Aufträge des Königshauses und der Kirche bezeugen den exzellenten Ruf der Firma, die zunehmend von der mittelständischen Bourgeoisie zu ihrem führenden Hausausstatter wurde. Der tendenziell ana chronistische Stil war in Mode gekommen.

¹³⁰ Lindsay, Jack: William Morris - Writer. William Morris Society, London 1961, 76

¹³¹ Zit. nach: Kirsch 1983, 118

¹³² Vgl. Press, John / Harvey, Charles: „William Morris, Warrington Taylor and the firm 1865-1875“, siehe online: <http://www.morrisociety.org/JWMS/07.1Autumn1986/AU86.7.1.PressHarvey.pdf> (Stand: 14.01.2018)

Doch betriebsintern herrschte Krisenstimmung. Die Partner waren sich nicht mehr grün, weder in Sachen Arbeitsaufteilung und –ausrichtung, noch – und dies ist unter Freunden entscheidender – auf privater Ebene. Das Verhältnis zwischen Rossetti und Jane ließ die Londoner Society tuscheln, Burne-Jones kämpfte nach einer Affäre um seine Ehefrau Georgina, welcher sich wiederum Morris zugeneigt fühlte. Um der angespannten Lage abzuhelpfen, entschlossen sich Morris und Rossetti im Sommer 1871 zur gemeinsamen Anmietung eines Landhauses („Kelmscott Manor“), wo fortan Jane mit den Töchtern einziehen, Rossetti ein Zimmer und ein Atelier bekommen sollte. Morris selbst suchte das Heil in der Flucht: Mit Faulkner und dem Pfarrer Eiríkr Magnússon, der Morris Isländisch-Unterricht gab und dessen Begeisterung für die nordische Sagenwelt teilte, bereiste er für drei Monate Island. Nach seiner Rückkehr sah er sich mit einem „Angebot“ Rossettis konfrontiert, die Töchter zu adoptieren und so eine Scheidung möglich zu machen. Morris lehnte entrüstet ab. Beide Rivalen verarbeiteten die Situation nahezu ohne Verfremdung in ihren Arbeiten dieser Zeit – Morris in seiner Dichtung¹³³, Rossetti vorwiegend in Gemälden¹³⁴. Bis 1875 dauerte der Krieg zwischen Rossetti und Morris, der auch in der Firma zur Lagerbildung geführt hatte. Dann setzte Morris alles auf eine Karte: Er kündigte Rossettis Untermiete in Kelmscott Manor, reorganisierte nach einem längeren Rechtsstreit mit dem Lager Rossettis die Firma unter seiner alleinigen Führung, und besann sich auf das Ideal der Anfänge, als es ihnen allen um die Verschönerung der ganzen Gesellschaft gegangen war. Denn faktisch musste Morris zu dieser Zeit konstatieren, dass „ich mein ganzes Leben damit zubringe, dem schweinischen Luxus der Reichen zu dienen.“¹³⁵ Die Islandbesuche 1871 und 1873 führten einerseits zu einer ganzen Reihe von Übersetzungen und Gedichten¹³⁶, sie hatten ihn aber auch eine gesellschaftspolitische Lektion gelehrt: „the most grinding poverty is a trifling evil compared with the inequality of classes“¹³⁷. In Island begeisterte ihn die raue Landschaft („romantic desert“¹³⁸), vor allem jedoch das große Zusammengehörigkeitsgefühl der dort ansässigen Men-

¹³³ Insb. der Gedichtband *Love is enough* (1872) kreist um die offene Dreiecksbeziehung.

¹³⁴ Jane stand Rossetti für viele Gemälde und Zeichnungen Modell. Eine tiefere symbolische Bedeutung steht freilich hinter der Wahl Rossettis, Jane 1868 als *Pia de' Tolomei* (aus Bartolomeo Sestini gleichnamiger Novelle, die auf Dante Alighieris *Purgatorium* zurückgeht) zu inszenieren. Auch spätere Werke der 1870er Jahre wie *Desdemona* (aus Shakespeares *Othello*) sowie *Proserpina* (in der griech./röm. Mythologie die Tochter von Zeus/Jupiter und Demeter/Ceres) verweisen auf den konflikträchtigen amourösen Gesamtzusammenhang. Eine Übersicht über Rossettis Werk und das Erscheinen Janes darin bietet das online abrufbare Rossetti-Archiv: <http://www.rossettiarchive.org/racs/pictures.rac.html> (Stand: 14.01.2018)

¹³⁵ Kirsch 1983, 172

¹³⁶ Schon 1868 hatte er mit ersten Übersetzungen aus dem Isländischen begonnen. Es entstanden in diesem Kontext u.a. *The Eyrbyggja Saga*, *The Story of Grettir the Strong* (beide 1869 publiziert), sowie als Höhepunkt *The Story of Sigurd the Volsung and the Fall of the Niblungs* (1876).

¹³⁷ Morris, William: „A rather long-winded sketch of my very uneventful life“, in: Ders.: *Selected Writings* ..., a.a.O., 31

¹³⁸ Ebd.

schen, die nur gemeinsam der harschen Natur ein einfaches Leben abtrotzen konnten. In England hingegen hatte sich an der materiellen Ungleichheit seit den 1830ern nichts verändert, die Gesellschaft war gespalten, die Arbeiterschaft lebte hässlich wie eh und je, die Kunst war eine Sache der Reichen. Auf Island fand Morris eine homogenere soziale und wirtschaftliche Lage vor. Diese Reisen ließen ihn die sozioökonomischen Ungerechtigkeiten im Heimatland erkennen und langsam entwickelte sich sein politisches Bewusstsein.

1876 stand England angesichts des Russisch-Türkischen Konflikts vor einer Kriegsbeteiligung, um seine imperialen Interessen im Ostmittelmerraum und gegenüber Russland zu wahren. Für Morris war dies der Auslöser, aus dem Raum des Privaten und des Business in den Raum der politischen Öffentlichkeit zu treten. Als Kriegsgegner engagierte er sich bei der „Eastern Question Association“ (E.Q.A.), einer Art Bürgerinitiative von liberal gesinnten Kritikern der konservativen und imperialistischen Regierung unter Benjamin Disraeli (1804-1881). Parallel dazu betrat er berufliches Neuland, in dem er Lehrer an der School of Art in South Kensington¹³⁹ wurde und eine Reihe von öffentlichen Vorträgen über Ästhetik und Kunst organisierte, um vor allem auf die (Kunst-)Handwerker einzuwirken. Morris erkannte, dass an der Basis der Gesellschaft, deren Aufbau ihm als Pyramide erschien, eher die Chance zur Veränderung bestand als an der selbstzufriedenen Spitze. Diese Erkenntnis erwuchs nicht zuletzt aus seinem Engagement in der E.Q.A., welches rundum enttäuschend verlief, weil sich die noblen Herrschaften in leeren Tiraden und „nichtswürdigen persönlichen Animositäten“¹⁴⁰ ergingen, sich gar aus dem öffentlichen Disput zurückzogen, als der mediale und parlamentarische Mainstream, der für den Krieg getrommelt hatte, negative Konsequenzen für die Beteiligten erwarten ließ. Wie bereits die Initiatoren der „People’s Charter“ anno 1838, machte auch Morris die Erfahrung, dass die wortgewaltigen Mänder der Liberalen in dem Moment, da auf Worte Taten folgen sollten, plötzlich verstummen. Man hatte schließlich etwas zu verlieren. Morris’ politisches Engagement hatte kaum Fahrt aufgenommen, da war es im Februar 1878 schon wieder vorbei: „Was meine politische Karriere angeht, so ist sie wohl für den Augenblick erst einmal zu Ende und läßt mich ziemlich angewidert zurück.“¹⁴¹

¹³⁹ Das heutige Royal College of Art (RCA) in London.

¹⁴⁰ Kirsch 1983, 183

¹⁴¹ Ebd.

3.3 Vom ästhetischen zum sozialrevolutionären Bewusstsein

Eine Rückkehr ins Leben eines Privatiers kam für Morris nicht in Frage. Zum einen war dafür zuviel familiäres Porzellan zerschlagen worden, zum anderen die Verärgerung über den ästhetischen wie ethischen Zustand seiner Lebenswelt so groß, dass die in der Wut enthaltene Energie sinnvoll abgeführt werden musste. Morris war kein Mensch, der allzu schnell den Kopf in den Sand steckte. Der vermeintlich normativen Kraft des Faktischen leistete er, geleitet von seinen Idealen und angetrieben durch sein rastloses Gemüt, Widerstand. Seine Erfahrung in Marlborough hatte ihm gezeigt, was ein organisiertes Kollektiv gegen die formale Übermacht auszurichten vermochte. Morris trat also an, die augenscheinlichsten Krankheiten des viktorianischen Zeitalters zu diagnostizieren und Remedia vorzuschlagen.

Als erstes Ziel machte er die Baukunst aus. Vom Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum angetrieben, herrschte eine ungeheure Bautätigkeit. Ohne Rücksicht auf ihre historisch-kulturelle Genese und Bedeutung wurden Gebäude abgerissen, umgebaut, erweitert, wurden Baustile vermischt und ‚modische‘ Fassaden angestückelt. ‚Restoration‘ war das Schlagwort, gegen das sich Morris mit Gleichgesinnten auflehnte. Gemeinsam gründeten Carlyle, Ruskin, Morris, Burne-Jones und Webb die ‚Society for the Protection of Ancient Buildings‘, im Volksmund bald schlicht ‚Anti-Scrape‘ (Anti-Abbruch) genannt. Im programmatischen Grundsatzschreiben verkündete Morris 1877:

[...] that an association should be set on foot to keep a watch on old monuments, to protest against all 'restoration' that means more than keeping out wind and weather, and, by all means, literary and other, to awaken a feeling that our ancient buildings are not mere ecclesiastical toys, but sacred monuments of the nation's growth and hope.¹⁴²

Hinter dem vordergründig konservativen Denkansatz steckte die Sorge um Form- und Geschichtsbewusstsein, ging es um einen reflektierten Umgang mit dem Fortschritt, der in der Epoche der Industrialisierung und der Aufklärung mitunter unkritisch bejubelt und zum Selbstzweck erklärt wurde – ein perspektivisches Problem, dem wir uns bis heute ausgesetzt sehen. 1882 mündete die Arbeit der ‚Anti-Scrape‘ in das erste Denkmalschutzgesetz Englands¹⁴³. Die ‚Anti-Scrape‘-Bewegung hatte auch transnationale Erfolge zu verzeichnen, so z.B. die Verhinderung des Umbaus der Westfront von St. Markus in Venedig. Aus dieser Bewegung ging der 1895 gegründete ‚National Trust (for Places of Historic Interest or Natural Beauty)‘ hervor, bis

¹⁴² Morris, William: "‘Anti-Scrape’ – The Need for an Association." Letter to *The Athenaeum* (10.3.1877), in: Ders.: *Selected Writings ...*, a.a.O., 81f

¹⁴³ Vgl. Kirsch 1983, 186

heute eine bedeutsame, über vier Millionen Mitglieder zählende gemeinnützige Organisation für Kultur- und Naturschutz im Vereinigten Königreich.¹⁴⁴

Als zweites großes Projekt nahm sich Morris die Überbrückung der Kluft zwischen hoher und niederer Kunst vor. Bis weit in die Renaissance hinein waren Künstler und Handwerker eins. Der Meister gab sein Wissen in der täglichen Praxis an den Schüler weiter, dieser verfeinerte nach Möglichkeit Wissen und Fähigkeiten durch die Arbeit unter verschiedenen Lehrern, tradierte schließlich seinerseits seine Erkenntnisse an einen Schüler. Erst im Laufe der Neuzeit wurde Kunst akademisiert, also aus dem handwerklichen Alltag gerissen und auf eine abstraktere Ebene gehoben. Peu à peu ging der gesellschaftlich angestammte Platz der Kunst, ihre über Jahrhunderte bestehende Funktion verloren. Stattdessen mussten sich die Künstler fortan ihren Markt suchen, Ausstellungen organisieren, außergewöhnliche und geradezu ‚originelle‘ Werke schaffen usw., während die Handwerker ihrerseits an Reputation und Prestige einbüßten: „Das Handwerk verfiel. Denn als die Künste sich in höhere und geringere entzweiten, entstand Verachtung auf der einen und Nachlässigkeit auf der anderen Seite [...]“. ¹⁴⁵ Am 4. Dezember 1877 hielt Morris auf Einladung der ‚Trades Guild of Learning‘ ¹⁴⁶ einen Vortrag, in dem er dieser Spaltung historisch auf den Grund ging und seine Vision eines wieder erstarkten Kunsthandwerks entwickelte. Morris wendet sich darin an die Basis der Arbeiterschaft: „Die einzige wirkliche Unterstützung für die dekorativen Künste muß von denen kommen, die sie praktizieren. [...] Sie, deren Hände jene Dinge formen, die Kunstwerke sein sollten, müssen alle Künstler, und auch gute Künstler sein, bevor die breite Öffentlichkeit an solchen Dingen wirklich Anteil nehmen kann.“ ¹⁴⁷ Morris spart nicht mit Kritik an der eigenen Branche: „Es wäre wirklich eine gute Grundlage für eine gute dekorative Kunst, das heißt um zu einem ornamentierenden Handwerk zu kommen, wenn wir Handwerker uns entschließen würden, nur hervorragende Produkte anzubieten, anstatt den heutigen sehr niedrigen Qualitätsstandard, den wir oft noch unterschreiten, beizubehalten.“ ¹⁴⁸ Die beste Qualität nützt freilich nichts, wenn keine Nachfrage besteht, und wie Morris aus eigener Praxis wusste, war die breite Masse der Bevölkerung weder ökonomisch in der Lage, diese Qualitätsprodukte kaufen zu können, noch ästhetisch so geschult,

¹⁴⁴ Siehe dazu die Website des National Trust: <https://www.nationaltrust.org.uk/our-cause> (Stand: 15.02.2018)

¹⁴⁵ Morris, William: „Die geringeren Künste“, in: Ders.: Kunst und die Schönheit der Erde – Vier Vorträge über Ästhetik. Übers. und komm. von Jan Pätzold, Stattbuch, Berlin 1986, 16. Im Weiteren abgekürzt als LA (The Lesser Arts).

¹⁴⁶ Ein 1873 in London begründeter Zusammenschluss von Handwerkern zum Zwecke einer umfassenden internen Weiterbildung in Sachen (Kunst-)Geschichte, Politik, Wirtschaft und Technik.

¹⁴⁷ LA, 22f

¹⁴⁸ Ebd. 35f

die handwerklichen Finessen gegenüber dem plump dekorierten Industrieprodukt wahrzunehmen. Er hatte am eigenen Leib erfahren, wie „versessen die sogenannten Manufakturisten darauf sind, den Wettbewerb zum äußersten zu treiben, und zwar den Wettbewerb im Preis, nicht in der Qualität [...]“. ¹⁴⁹ Abhilfe schaffen dem nur ökonomische Stärkung und ästhetische Bildung. Letztere eine Aufgabe, die Morris den Handwerkern selbst auftrug: Offene Werkstätten, transparente Arbeitsräume, die Option, den Kunden über die eigene Schulter schauen zu lassen – all dies war für Morris Teil einer gesellschaftlichen Arbeitskultur, die Kooperation und öffentliche Interaktion als Voraussetzung für persönliche wie materielle Wertschätzung sah. Er zählte es zum immanenten Bestandteil des handwerklichen Berufsethos, „die Öffentlichkeit zu unterrichten“ ¹⁵⁰. Der Kunsthandwerker sollte den verloren gegangenen Platz der Kunst im Herzen der Gesellschaft zurückerobern, sollte Fetischisierung und Dünkelhaftigkeit von Kunst und Künstlern zurückstutzen: „Sie [als angehende Kunsthandwerker; Anm. d. Verf.] dürfen nicht sagen, daß diese Frage der Moral außerhalb meines Themas liegt. Sie ist ein wesentlicher und äußerst wichtiger Teil davon. Denn ich bitte Sie, Künstler zu werden, damit die Kunst nicht ausstirbt. Denn was ist ein Künstler anderes als ein Arbeiter, der entschlossen ist, seine Arbeit auf jeden Fall hervorragend zu machen?“ ¹⁵¹

Der echte Künstler ist in Morris’ Augen kein der Welt entrückter, solipsistisch-solitärer Genius, der Dinge schafft, die er selbst nicht versteht. Diesem irrationalistischen Verständnis von Kunst, das im reinen Ästhetizismus, der Bewegung des *l’art pour l’art* im späten 19. Jahrhundert, der bürgerlichen Dekadenz ein Gesicht gab, setzt Morris das Gebot einer spezifischen Nützlichkeit entgegen, nämlich dergestalt, dass „nichts ein Kunstwerk sein kann, das nicht nützlich [im englischen Original: ‚useful‘; Anm. d. Verf.] ist, das heißt, das nicht dem Körper dient, wenn er gut vom Geist kontrolliert wird, oder das den gesunden Geist erfreut, beruhigt oder erheitert.“ ¹⁵² Morris’ Kunstverständnis kann im englischen Sprachgebrauch mit ‚useful, not utilitarian‘ ¹⁵³ beschrieben werden. Neben den Funktionen im religiös-rituellen Kontext, als Speichermedium menschlicher Geschichte, oder als Instrument zur Darstellung von Macht und Herrschaft, hatte Kunst über Jahrhunderte die banal anmutende Aufgabe, das konkrete Leben der Menschen zu

¹⁴⁹ Ebd.

¹⁵⁰ Ebd. 36

¹⁵¹ Ebd.

¹⁵² Ebd. 37

¹⁵³ Im Deutschen sprechen wir in diesem Kontext von ‚angewandter Kunst‘ oder ‚Gebrauchskunst‘, wobei mitunter ein subtiler Ton der Verachtung mitklingt. Schließlich sind die ‚nützlichen‘ nicht die ‚schönen‘ Künste.

verschönern. Dies war keine Sache einiger weniger Kunstschaffenden, sondern die ganz einfacher Menschen, in dem sie danach trachteten, die notwendige Arbeit gut und vor allem freudvoll zu gestalten.

Wir haben uns heute daran gewöhnt, Kunst mit Hochkultur und Exklusivität zu identifizieren, es irritiert uns nicht, sie als losgelöst vom Alltagsleben zu sehen. Der primäre Ort für Kunst ist uns das Museum. Andererseits steckt unser Alltag voller Pseudo-Kunst: Die Produkte und Technologien der Kunst- und Kulturindustrie sind überall und ihre Nützlichkeit im Sinne kapitalistischer Verwertbarkeit mannigfach. Daher scheint Morris' Definition von Kunst, insbesondere ihre Verschränkung mit Arbeit und Moral, geradezu naiv und auf romantische Weise aus der Zeit gefallen. In seinem Vortrag über *Die Kunst des Volkes* (1879) erklärt er:

Ich verstehe unter wirklicher Kunst den Ausdruck, den der Mensch seiner Freude an der Arbeit gibt. Ich glaube nicht, daß er bei seiner Arbeit glücklich sein kann, ohne dieses Glück auszudrücken; und das ist besonders dann der Fall, wenn er an irgendetwas arbeitet, was er besonders gut kann. Diese Freude ist ein äußerst freundliches Geschenk der Natur, da alle Menschen, oder vielmehr, so scheint es, auch alle Dinge arbeiten müssen; daher hat nicht nur der Hund Freude am Jagen, das Pferd am Galoppieren und der Vogel am Fliegen [...].¹⁵⁴

Als Ausweg aus der ästhetischen Tristesse des 19. Jahrhunderts weist Morris auf zwei einander bedingende Elemente hin: Erstens Bildung, um das Bewusstsein der Menschen für die Schönheit des Lebens zu sensibilisieren¹⁵⁵; zweitens die strukturelle Veränderung der Arbeits- und Produktionssphäre, um die Menschen aus Ausbeutungs- und Entfremdungsverhältnissen zu reißen, die wirkliche Kunst verunmöglichen. Hinsichtlich der Kriterien einer ästhetischen Bildung hält sich Morris an die klassischen Werte, die auch von den Präraffaeliten beherzigt wurden: „[...] folge der Natur, studiere das Altertum, mach deine eigene Kunst und stiehl sie nicht, scheue keine Mühe, habe Geduld und Mut bei der Verwirklichung jener schwierigen Aufgabe, die du dir vorgenommen hast“¹⁵⁶. Da für Morris Kunst immanent politisch ist, leitet er aus seinem ästhetischen Programm ethische Vorsätze ab, wobei zwei Tugenden eine übergeordnete Rolle einnehmen: „Diese Tugenden sind Aufrichtigkeit und Einfachheit des Lebens.“¹⁵⁷ In erster Linie geht es ihm dabei um eine Korrektur der viktorianischen Mainstream-Kunst, die sich

¹⁵⁴ Morris, William: „Die Kunst des Volkes“, in: Ders.: Kunst und die Schönheit der Erde, a.a.O., 65f. Im Weiteren mit AP (*The Art of the People*) abgekürzt.

¹⁵⁵ Dazu zählt Morris neben einem theoretischen wie praktischen Kunst(geschichte)unterricht in den Schulen auch so einfache Dinge wie kostenfreie und täglich offenstehende Museen. Morris stimmt hier mit einem Gedanken David Humes überein, wonach das ästhetische Empfinden, der Geschmack und die Urteilskraft durch ständiges angeleitetes Üben – freilich im Rahmen der individuellen Begabungen und Talente – feiner entwickelt werden können. Vgl. Hume, David: „Of the standard of taste“, in: Ders.: *Four Dissertations*. London 1757

¹⁵⁶ AP, 46

¹⁵⁷ Ebd. 73f

in verschwenderischer Opulenz und scheinhaft-verschleiern dem Anstrich ergeht, und ihrer Konsumenten, der reichen Klasse, die ästhetisch genauso abgestumpft ist wie das Proletariat, es aber ob der Überfülle an künstlerischen Werken, mit denen sie sich umgibt, nicht bemerkt: „Ich war nie in irgendeinem Haus von reichen Leuten, das nicht besser ausgesehen hätte, wenn man draußen ein Freudenfeuer aus neun Zehnteln seines Inhalts veranstaltet hätte.“¹⁵⁸

Aufrichtigkeit und Einfachheit gehören für Morris zum Idealbild des mittelalterlichen Handwerkers, der über seine Zeit, das Material und die Arbeitsweise souverän verfügen konnte. Damals war noch wirklich künstlerisch gearbeitet worden, hatte Ruskin geschrieben. Entgegen mancher Kritik, die Morris reaktionäre Träumerei vorwirft, war er sich sehr wohl im Klaren, dass das Rad der Zeit nicht zurückgedreht werden konnte – geschweige denn sollte. Leibeigenschaft, brutale Gewalt im Namen der Religion, vulgäre Sitten und individuelle Rechtlosigkeit, zumal der Frau, zeugen von den Schattenseiten dieser Epoche, welche Morris offen anspricht. Auf der anderen Seite hatte die Kunst des 19. Jahrhunderts in ihren Spitzen virtuose Künstler und herausragende Werke hervorgebracht. Morris nennt exemplarisch den Wiederaufbau des ‚Houses of Parliament‘ von Augustus Pugin und Charles Barry ab 1840. Aber im Gegensatz zum Mittelalter bildeten solche Werke die Blüten einer in ihren Wurzeln unrettbar erkrankten Pflanze. Diese Metapher verdeutlicht eine zentrale Einsicht angesichts der Spaltung von hoher und niederer Kunst: „Der Tod einer Kunst bedeutet auch den Verlust aller anderen.“¹⁵⁹ So wie Spitzensport ohne Breitensport keine Basis hat, sowenig kann die höhere Kunst weiter gedeihen, wenn ihr breiter Unterbau im Volke verfällt. Im industriell-kapitalistischen Produktionsprozess ist der Arbeiter nur Arbeitskraft, d.h. von seiner ganzen menschlichen Komplexität wird abstrahiert; er ist in der dem Betrieb zugrundeliegenden Kalkulation primär Kostenfaktor, dessen Zeit also möglichst effektiv im Sinne der profitablen Produktion genutzt werden will. Die inhärente Logik dieses Produktionsprozesses verlangt nach dem, was Frederick W. Taylor 1911 in seinem Werk „one best way“¹⁶⁰ nannte. Morris hatte genügend Einblick in diese Arbeitsweise, um ihre fatale Wirkung auf den Arbeiter abzuschätzen: „Wenn ein Mensch Arbeit tun muß, die er verachtet und die sein natürliches und berechtigtes Verlangen nach Freude nicht erfüllt, dann muß der größte Teil seines Lebens unglücklich und ohne Selbstachtung sein.“¹⁶¹

¹⁵⁸ Ebd. 75

¹⁵⁹ LA, 18

¹⁶⁰ Taylor, Frederick W.: The Principles of Scientific Management. Harper & Brothers, New York 1911

¹⁶¹ AP, 66

In seinem Aufsatz *Die Ziele der Kunst* (1884) beleuchtet Morris den Systemwandel im Arbeitsprozess im Vergleich zum vorkapitalistischen Mittelalter, wodurch jeder Ansatz von künstlerischer Betätigung gemäß seiner Definition a priori ausgeschlossen ist.

Machen wir uns doch klar, daß die moderne Arbeitsweise einem mittelalterlichen Handwerker geradezu verächtlich vorgekommen wäre. Die Arbeitskraft eines armen Teufels aus dem 14. Jahrhundert war von so geringem Wert, daß man es ihm erlauben konnte, sie stundenlang zur eigenen Freude und der anderer zu vergeuden. Stellen wir unseren hochqualifizierten Facharbeiter dagegen: Seine Minuten sind viel zu kostbar in der ununterbrochenen Jagd auf Profit, als daß man ihm gestatten könnte, auch nur einige davon auf Kunst zu verschwenden. Das gegenwärtige System wird ihm nicht, kann ihm nicht erlauben, Kunstwerke hervorzubringen.¹⁶²

Aufgebrochen, um den Wert der dekorativen Künste in der viktorianischen Gesellschaft zu revitalisieren, um für eine Kunst zu werben, „die vom Volk und für das Volk gemacht wird und die eine Freude für den Hersteller und den Benutzer ist“¹⁶³, landet Morris nach vielen Vortragsreisen und unzähligen Diskussionen mit einfachen Industriearbeitern, Intellektuellen und anderen Künstlern wieder im Feld der Politik, genauer: in der politischen Ökonomie. Diese bildet das Skelett eines jeden gesellschaftlichen Körpers, präformiert die Erscheinungsmöglichkeiten von gesellschaftlichen wie individuellen Lebensmodellen. Im Zentrum der politischen Ökonomie steht die menschliche Arbeit. Für Morris schließt sich der Kreis in der Entdeckung des Sozialismus:

Both my historical studies and my practical conflict with the philistinism of modern society have *forced* on me the conviction that art cannot have a real life and growth under the present system of commercialism and profit-mongering. I have tried to develop this view, which is in fact Socialism seen through the eyes of an artist [...].¹⁶⁴

1883 tritt Morris der (Social) Democratic Federation (S.D.F.) bei, einer kleinen, sozial durchaus gemischten Gruppe, die sich unter der Führung von H. M. Hyndman mit Marx, Engels und der sozialen Frage auseinandersetzte. Hyndman war ein mittelständischer Netzwerker, hatte einst als Journalist und Redner den englischen Imperialismus verteidigt und war Tory-Kandidat unter Disraeli, bis er 1880 Marxens *Kapital* las und den revolutionären Umsturz kurz bevorstehen sah. Er regte Morris zu eigenen Marx-Studien – in französischer Übersetzung – an, stellte viele Kontakte zwischen den verschiedenen sich als sozialistisch verstehenden Gruppierungen und Individuen her, darunter zu Oscar Wilde, George B. Shaw und etlichen anderen. Der Sozialismus war bereits in seiner frühen Phase ein mehrschichtiges Gebilde, das Anlass zu mancherlei

¹⁶² Morris, William: „Die Ziele der Kunst“ (The Aims of Art), in: Ders.: *Wie wir leben und wie wir leben könnten – Vier Essays*. Übers. u. hrsg. von Hans Christian Kirsch, Diederichs, Köln 1983, 180f

¹⁶³ AP, 73

¹⁶⁴ Morris, William: „A rather long-winded sketch of my very uneventful life“, in: Ders.: *Selected Writings ...*, a.a.O., 32

Grabenkampf gab. Da gab es die Fabien Society, einen Kreis von vorwiegend liberalen Bürgern, die die soziale Frage auf dem Weg von Reformen des Kapitalismus gelöst sehen wollten; anarchistische Gruppen um den Vordenker Peter Kropotkin (1842-1921) bezeichneten sich ebenso als Sozialisten; schließlich die revolutionäre Gruppe, zu der Morris gehörte, die auf außerparlamentarische Agitation unter den Proletariern setzte und den gewalttätigen Umsturz des Systems im Sinne des Kommunistischen Manifests erwartete bzw. zu befördern trachtete. Weder in den Wegen zum Sozialismus noch hinsichtlich seines zukünftigen Antlitzes waren sich die verschiedenen Richtungen einig, ja mitunter gab es selbst innerhalb einer Gruppe Streit darüber. Nur ein Jahr später, 1884, trat Morris mit einigen Gleichgesinnten aus der S.D.F. aus und gründete die ‚Socialist League‘ (SL), welche ihrerseits 1890 von den Anarchisten übernommen wurde, was Morris wiederum Anlass gab zu Austritt und einer weiteren (letzten) Neugründung, der ‚Hammersmith Socialist Society‘, der er bis zu seinem Tode 1896 vorstand.

Man sollte sich nicht über Morris’ Engagement für die sozialistische Sache täuschen, in dem man Engels’ Urteil über den „Gemütssozialisten“¹⁶⁵ Morris allzu ernst nimmt oder gar den Stimmen einiger – ehemaliger – Freunde und Wegbegleiter gehorcht, die mit dem Hofdichter Tennyson zur Einschätzung kamen: „He has gone crazy!“¹⁶⁶ Manche Biographen und Interpreten versuchen Morris’ Politisierung im Sinne Engels’ abzutun, andere begeistern sich für den Künstler William Morris und sparen den politischen Aspekt völlig aus. Morris’ Ernsthaftigkeit zeigt sich freilich qualitativ wie quantitativ: Er finanzierte die sozialistischen Zeitschriften ‚Justice‘ (Blatt der S.D.F.) und ‚Commonweal‘ (Blatt der SL), letzterer auch als Herausgeber dienend, verkaufte diese Blätter auf den Straßen Londons, schrieb unzählige Artikel, hielt politische Reden und Vorträge im ganzen Land, organisierte Demonstrationen, kam für seine Agitation kurzzeitig ins Gefängnis, referierte als einer von drei Vertretern Englands beim ‚Internationalen Arbeiterkongress‘ 1889 in Paris, war mittendrin in den ‚West End Riots‘ 1886 und bei den Ereignissen am ‚Bloody Sunday‘ (13.11.1887) – und all dies neben seiner Arbeit als Autor von historisch-romanzenhaften Fantasyromanen, seiner Tätigkeit in der Firma, neben diversen Aktivitäten im Rahmen des Kunsthandwerks und der Kunstvermittlung, bspw. als führendes Organ der ‚Arts and Crafts‘-Bewegung oder als Gründer einer Buchdruckerei (‚Kelmscott

¹⁶⁵ Im Brief an Laura Lafargue vom 13. September 1886 schrieb Engels: “Morris is a settled sentimental socialist, he would be easily managed if one saw him regularly a couple of times a week, but who has the time to do it, and if you drop him for a month, he is sure to lose himself again. And is he worth all that trouble even if one had the time?” Marx, Karl & Engels, Frederick: Collected work, Vol 47, Letters 1883-86. Lawrence & Wishart, Electric Book, 2010, 484

¹⁶⁶ Zit. nach: Faulkner, Peter (Hrsg.): William Morris – The critical Heritage. London & Boston 1973, 192

Press'), in der er gemeinsam mit Emery Walker neue Schriftarten entwarf und das darniederliegende Buchbindergewerbe durch exzellente handwerkliche Qualität neu belebte.

Das bisher über Morris Gesagte lässt erahnen, dass sein Bild von der idealen sozialistischen Gesellschaft eigenwillig ausfällt und auf dem Hintergrund seines Verständnisses von Kunst und Arbeit gemalt wurde. Morris hatte nichts übrig für sozialistischen Etatismus, dumpfen Antiindividualismus im Sinne falsch verstandener Gleichheit, und schon gar nicht für die von manchen ersehnte Abschaffung der menschlichen Arbeit vermittels eines vollendeten Maschinenwesens.¹⁶⁷ Wie im Falle der Definition von Kunst zeigt sich auch in seiner Auslegung des Begriffs Sozialismus ein eigenständiger und bedenkenswerter Ansatz:

Ich verstehe unter Sozialismus einen Zustand der Gesellschaft, in dem es weder Reiche noch Arme, weder Herrschende noch Beherrschte gibt, weder Müßiggänger noch Überarbeitete, weder hirnkranken Kopfarbeiter noch herzkranken Handarbeiter, mit einem Wort: eine Gesellschaft, in der alle Menschen unter gleichen Bedingungen leben, in der es zu keiner Verschwendung kommt und volle Klarheit darüber herrscht, daß die Beeinträchtigung der Rechte eines Einzelnen die Beeinträchtigung der Rechte aller bedeutet. Damit wäre dann verwirklicht, was sich in dem Wort ‚Commonwealth‘ ausdrückt, nämlich eben: ‚gemeinsame Teilhabe am Reichtum‘.¹⁶⁸

Morris war praktischer Sozialist ehe er sich über die Marx-Lektüre ein – rudimentäres – ökonomisch-theoretisches Fundament aneignete:

Am historischen Teil des ‚Kapitals‘ hatte ich meine Freude. Bei der Wirtschaftslehre stand ich Todesqualen der Verwirrung durch [...]. Weit mehr jedoch lernte ich durch ständige Gespräche mit solchen Freunden wie [Ernest Belfort] Bax, Hyndman und [Andreas] Scheu und durch den lebhaften Verlauf von Propaganda-Veranstaltungen, auf die ich zu dieser Zeit ging und auf denen ich auch anderen Rede und Antwort stehen mußte.¹⁶⁹

Solche Diskussionsveranstaltungen fanden ab 1884 regelmäßig im ‚Kutschenhaus‘, d.h. in der Garage, von Morris' Wohnsitz in Hammersmith statt, wo sich wichtige Vertreter des englischen Sozialismus sowie Persönlichkeiten des intellektuellen Milieus trafen, darunter Marxens Tochter Eleanor und ihr Gatte Edward Aveling, Shaw, Wilde, Bax, sowie unzählige Frauen und Männer des kritischen Bürgertums. Arbeiter suchte man hier vergebens, dafür waren die sozialen Schranken zu hoch. Dennoch ist Ian Bradleys Kritik, Morris' politisches Engagement habe

¹⁶⁷ Einen gravierenden Bedeutungsverlust von physischer menschlicher Arbeit finden wir insbesondere in den Gesellschaftsutopien bei Etienne Cabet (*Reise nach Ikarien*, Paris 1840), Theodor Hertzka (*Freiland – Ein soziales Zukunftsbild*, Leipzig 1890) und Edward Bellamy. Sie alle stellen technische Errungenschaften, Automatisierung und ein umfassendes Maschinenwesen in den Mittelpunkt ihrer Entwürfe. Auch Oscar Wilde geht in diese Richtung, wie wir später sehen werden. Einen Überblick vermittelt Richard Saage: *Politische Utopien der Neuzeit*. Wiss. Buchges., Darmstadt 1991, 151-234

¹⁶⁸ Morris, William: „Wie ich ein Sozialist wurde“, in: Ders.: *Wie wir leben ...*, a.a.O., 105

¹⁶⁹ Ebd. 107

die eigentliche Zielgruppe, das Proletariat, verfehlt¹⁷⁰, falsch. Einerseits hielt er viele beachtete Reden im Rahmen von Demonstrationen und Kundgebungen, andererseits fanden sowohl die Zeitungen ‚Justice‘ und ‚Commonweal‘, in denen Morris politische Texte und literarische Essays veröffentlichte, unter Arbeitern Absatz. Auch die sozialistisch-revolutionären Romane *A dream of John Ball* (1886) und *News from Nowhere* (1890) fanden Eingang in viele Arbeiterhaushalte. Letzteres Werk war eine direkte Replik auf Bellamys utopischen Entwurf, der in weiten Teilen der Arbeiterschaft zirkulierte. In diesem Roman hat Morris seine Vorstellungen vom Zusammenhang von Kunst, Arbeit und Politik gebündelt.

3.4 Die Kunde von Nirgendwo – Ein utopischer Roman

Für Engels und andere orthodoxe Marx-Anhänger war die Utopie als Gattung ein Element der Reaktion geworden, da Marx die ‚Wissenschaftlichkeit‘ des Sozialismus, d.h. seine logisch-systematische Naturgesetzmäßigkeit belegt habe. Utopien würden schlichtweg nicht mehr gebraucht, weder als Quelle der Inspiration noch als Mittel der Motivation.¹⁷¹ Als undogmatischer Sozialist sah Morris dies anders. Zum einen muss ihm rasch klar geworden sein, dass die Euphorie über die unmittelbar bevorstehende Selbstermächtigung des Proletariats substanzlos war. Die mangelnde Geschlossenheit des sozialistischen Lagers; der starke Militärapparat in Händen der besitzenden Klasse; die Möglichkeiten des kapitalistischen Systems, den revolutionären Willen der Arbeiterschaft durch bestimmte Zugeständnisse zu spalten oder gar zu brechen – all dies sprach nicht für einen raschen Erfolg der sozialistischen Sache. Allein der Gedanke an einen industriellen Superstaat, dem in der Arbeiterschaft teils affirmativ begegnet wurde, ließ Morris schaudern. Zum anderen korrespondiert der utopische Roman poetologisch vortrefflich dem Menschen William Morris: Er erlaubt ihm, im Ausblick auf die Zukunft in die Geschichte zurückblenden zu können und die eigene Lebenserfahrung als Kontrastmittel innerhalb der Erzählung einzusetzen; er erlaubt ihm zudem, das lebenslange Paradoxon von praktischer Arbeit für die reiche Bourgeoisie, sozialistischer Agitation und einer gleichzeitigen Autorschaft im Bereich der Fantasy zu synthetisieren, d.h. Lebenspraxis, politische Ideale und eskapistische Tendenzen zu verschmelzen.

¹⁷⁰ Vgl. Bradley, Ian: William Morris and his World. Thames & Hudson, London 1978

¹⁷¹ Vgl. Engels, Friedrich: Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 19, 177-228

Morris' Zielgruppe war die Arbeiterschaft. Sie sollte durch die *Kunde von Nirgendwo* eine Vorstellung von freier, künstlerischer Arbeit bekommen, die mit der Industrialisierung verschüttet worden war. In deutlicher Abgrenzung zu anderen fantastischen Erzählungen, mit denen Morris unterhalten wollte, steht die *Kunde* im Dienst der Propagierung des Sozialismus und seiner Zielgruppe. Daher bedient er sich einer einfach gehaltenen Sprache, belässt es bei oberflächlichen Charakterzeichnungen und einem streng monoton verlaufenden Handlungsbogen. Nichts sollte des Lesers Verständnis für die grundsätzliche Botschaft behindern – auch nicht der Preis des Buches selbst, weshalb Morris die erstmalige Veröffentlichung als Fortsetzungsgeschichte in der ‚Commonweal‘, beginnend mit der Ausgabe vom 11. Jänner 1890, durchsetzte. 1892 brachte er in seinem eigenen Verlagshaus, der Kelmscott Press, eine seinen hohen ästhetischen Ansprüchen entsprechende Ausgabe¹⁷² heraus.

Der vollständige Titel des Romans lautet im Original: ‘News from Nowhere; or, An Epoch of Rest, being some chapters from a utopian romance’. Aus dem Untertitel geht bereits hervor, dass Morris eine deutliche Abwandlung von Morus' Vorlage unternimmt, die seinem ganz persönlichen Geschmack entspringt. Er selbst hatte anlässlich seiner Bellamy-Rezension gemeint: “The only safe way of reading a utopia is to consider it as the expression of the temperament of its author.”¹⁷³ Formal gliedert sich der Roman in 32, teils sehr kurze Kapitel¹⁷⁴, wobei die Bruchlinien des inhaltlichen Verlaufs eine strukturelle Dreiteilung erkennen lassen: Kapitel 2-9 führen in die utopische Welt ein, Kapitel 10-20 präsentieren den als Dialog konzipierten theoretischen Vergleich zwischen den Lebensbedingungen der Vergangenheit und der utopischen Gegenwart, Kapitel 21-31 leiten zurück in die utopische Lebenspraxis und liefern weiteres Anschauungsmaterial, wobei ein romanzenhafter Erzählstrang aufgenommen wird; die Kapitel 1 und 32 bilden den Ausgangs- bzw. Endpunkt der kreisförmig angelegten Rahmenhandlung.

Morris' Roman von 1890 präsentiert sich als unverkennbar autobiographische Traumreise eines desillusionierten Sozialisten, der sich über Jahre in realpolitischen Kämpfen aufgegeben hatte

¹⁷² Ein Faksimile-Nachdruck erschien 2017 im Verlag Thames & Hudson.

¹⁷³ Morris, William: “Looking Backward”, in: *Commonweal*, Vol 5, No. 180, 22 June 1889, 194-195, online: <https://www.marxists.org/archive/morris/works/1889/commonweal/06-bellamy.htm>

¹⁷⁴ Die deutsche Erstausgabe enthält 31 Kapitel. Weshalb die ersten Übersetzer, Clara Steinitz und das Ehepaar Wilhelm und Natalie Liebknecht, das eigentliche 29. Kapitel mit dem Titel „A Resting Place on the Upper Thames“, außen vor ließen, war für mich nicht zu ergründen. Überhaupt entfernten sich die Übersetzer da und dort vom originalen Wortlaut, fehlen mehrfach Absätze und Erläuterungen, insb. wenn sie lokale Bezüge erschließen. Daher zitiere ich in dieser Arbeit alle Passagen, deren deutsche Übersetzung m.E. problematisch ist, nach der englischen Originalfassung.

und am Lebensende erkennen muss, dass die ersehnte Revolution gegen den Kapitalismus weiter entfernt liegt denn je. Der im ersten Kapitel noch namenlose, sich später als William Guest bezeichnende Protagonist wohnt zunächst einer „Diskussion über den Zukunftsstaat“ im Rahmen einer sozialistischen Propaganda-Veranstaltung bei. Morris erzählt lakonisch: „Es waren sechs Personen zu gegen, die selbstverständlich ebenso viele Parteigruppen vertraten [...]“. ¹⁷⁵ Nach einem Wutausbruch ob der Verworrenheit der Debatte verlässt der Protagonist dieselbe und kehrt in sein Zuhause an der Londoner Themse zurück, dabei murmelnd: „Wenn ich nur einen Tag der neuen Zeit erleben könnte [...]!“ (S. 42) Mit einem sonderbaren, ihn plötzlich überkommenden Gefühl von „Vorfriede und Frieden“ schläft er ein. Er erwacht in vertrauter Umgebung, doch „als ich mich abends zuvor zu Bette begab, war es Winter gewesen“ (44), jetzt war es Sommer. Damit beginnt die eigentliche Handlung, die den Leser durch das imaginierte England des 21. Jahrhunderts führt. Wenn wir nun einige Stationen abschreiten, so folgt die Auswahl unserem übergeordneten Thema rund um Kunst und Arbeit.

3.4.1 Das äußere Erscheinungsbild Utopias

Ich wollte fragen: ‚Ist denn dies wirklich die Themse?‘ – war aber vor Staunen sprachlos und ließ meine Augen verdutzt nochmals ostwärts nach der Brücke und von da nach den Ufergestaden Londons schweifen [...]. Die Seifensiedereien mit ihren rauchspeienden Schornsteinen waren verschwunden, die Bleiwerke fort, und der Westwind trug von Thorneycroft kein Schmiede- und Hämmergetöse mehr herüber. Und die Brücke! Geträumt mochte ich wohl von solch einer Brücke haben, aber ihresgleichen hatte ich noch nie auch nur in einem Bilderprachtwerk gesehen, selbst der Ponte Vecchio in Florenz konnte sich mit ihr nicht vergleichen. Sie bestand aus massiven, kühn geschwungenen Steinbogen, reizvoll, ebenso leicht und anmutig wie stark, unter denen der gewöhnliche Schiffsverkehr leicht durchging. Über der Brüstung ragten zierliche und phantastische kleine Gebäude hervor, die wie Läden oder Marktbuden aussahen und mit gemalten und vergoldeten Wetterfahnen und Türmchen besetzt waren. Der Stein war etwas wettergefärbt, zeigte aber keine Spur jener Rußschicht, mit der ich gewohnt war, jedes Londoner Gebäude [...] überzogen zu sehen. ¹⁷⁶

Diese den Reisebericht einleitenden Zeilen sind prägend für den Stil der weiteren Erzählung. Einerseits künden sie vordergründig von den ersten Wahrnehmungen der utopischen Lebenswelt, andererseits fungieren sie als Kritik an den realen Verhältnissen Londons im 19. Jahrhundert. Morris operiert in diesem Roman ständig mit kontrastierenden Bezugnahmen und Spiegelungen, was eine besondere Nähe zur Lebenswelt des zeitgenössischen Lesers herstellt und dem Werk eine ungeheure Plastizität verleiht. Dass Morris seine utopische Vision mit der Schilderung der renaturalisierten und als schön empfundenen Landschaft eröffnet, verdeutlicht einmal mehr den Stellenwert der Ästhetik in seinem Denken. Nach einem ausgiebigen Morgenbad in

¹⁷⁵ Morris, William: Kunde von Nirgendwo – Eine Utopie der vollendeten kommunistischen Gesellschaft und Kultur. Mit einem Vorwort von Wilhelm Liebknecht, hrsg. von Gerd Selle, DuMont Schauberg, Köln 1974, 41. Im Weiteren abgekürzt mit KvN.

¹⁷⁶ Ebd. 47

der quellfrischen und sogar Lachse beherbergenden Themse lässt Morris seine Erzählerfigur mit dem ersten Bewohner Utopias zusammentreffen. Die Einführung des Fährmannes Dick Hammond beginnt mit einem Blick auf dessen ästhetisches Erscheinungsbild:

Es war ein hübscher, stattlicher junger Mann, dessen Augen so liebenswürdig und freundlich blickten, wie ich es bis zur Stunde noch bei keinem gesehen hatte [...]. Sein Anzug glich keiner mir bekannten Werktagstracht und hätte sich recht wohl auf einem Gemälde aus dem Leben des vierzehnten Jahrhunderts als Kostüm finden können; er bestand aus dunkelblauem, allerdings schlichtem Tuch, jedoch von feinstem Gewebe [...]. Ein brauner Ledergurt umschlang die Taille, den eine aus Damaszener Stahl kunstvoll ziselerte Schnalle schloß. Kurzum, mein Ferge glich einem auffallend kräftigen und feinen jungen Herrn, der zum Sport den Fährmann spielte; und dieser Annahme neigte ich mich auch zu.¹⁷⁷

In gleiche Verzückung gerät der Neuankömmling angesichts der ersten Begegnung mit Frauen:

Da sie die ersten ihres Geschlechtes waren, die ich an diesem ereignisreichen Morgen erblickte, betrachtete ich sie natürlich sehr genau und fand sie mindestens gleich gut wie die Gärten, die Baukunst und die Männer. Auch ihr Anzug fesselte meine Aufmerksamkeit, und ich fand, daß sie sittsam in ihre Gewänder gehüllt, nicht mit Putzkram bepackt, kurz wie Frauen gekleidet und nicht wie Lehnstühle aufgepolstert waren, wie ich dies bei den meisten Frauen unserer Zeit gesehen. Ihr Anzug bildete ein Mittelding zwischen der altklassischen Gewandung und den einfacheren Formen der Kleidung aus dem vierzehnten Jahrhundert, ohne indes eine Nachahmung beider zu sein. Die Stoffe waren der Jahreszeit angemessen leicht und hell. Die Frauen zu betrachten war ein Genuß, so heiter und glücklich strahlten ihre Gesichter, so wohlgebaut und ebenmäßig, so durchaus kräftig und gesund waren ihre Gestalten.¹⁷⁸

Das ästhetische Fundament der Bewohner Utopias, auf welches sie ihre Gesellschaft bauen, wird also unmittelbar beim Einstieg des Romans offenbar. Erstens gehört zur Lebensqualität des Menschen die Erfahrung von Naturschönheit. Sie ist Ausdruck eines gesunden, fruchtbaren Lebensraumes, in dem der Mensch seine Grundbedürfnisse nach Nahrung und Wohnstätte auf ästhetisch ansprechende Form befriedigen kann. Zweitens ist das ‚Kunstschöne‘, das vom Menschen Hervorgebrachte, für ein gutes Leben unabdingbar. Die Bewohner im ‚Nirgendwo‘ kleiden sich individuell und ausnahmslos in feinste Stoffe von bester händischer Verarbeitung. Ihre Körper strahlen Gesundheit und Vitalität aus, auch wo es sich offenbar um körperlich hart arbeitende Menschen handelt, und eine tiefe seelische Heiterkeit lässt ihr Antlitz leuchten. Die so wohlgestaltigen Bewohner Utopias erweisen sich denn auch als älter als von Guest geschätzt, ihre Lebenserwartung liegt bei über 100 Jahren. Kleidung, Schmuck und kosmetischer „Putzkram“ müssen weder als individuell eingesetzte Mittel der Verschleierung herangezogen werden, noch lässt sich an ihnen der soziale Status ablesen. Jeder kleidet sich wie er will, und sei es, dass ein exzentrischer Müllmann (engl. „dustman“) „so viel Gold an sich verschwendet wie ein Baron im Mittelalter“¹⁷⁹.

¹⁷⁷ Ebd. 46

¹⁷⁸ KvN, 53f

¹⁷⁹ KvN, 61. Die dt. Fassung übersetzt das im engl. Original stehende ‚dustman‘ mit ‚Kehrichtkärner‘.

Nirgends im ‚Nirgendwo‘ findet William Guest eine ästhetische Gleichförmigkeit. Das gilt für den individuellen Kleidungsstil wie für das Erscheinungsbild der Baukunst in verschiedenen Regionen des Landes. Lediglich die Grundausrichtung orientiert sich an den für Morris typischen Idealen. Städte gleichen so eher mittelalterlichen Dorfgemeinschaften denn einer unüberschaubaren modernen Großstadt, die von Landflucht und Bevölkerungsexplosion geprägt ist, und Häuser und Bauwerke sind ebenso schlicht und funktional wie kunstvoll gearbeitet. Mancherorts blieben auch Bauwerke aus früheren Tagen erhalten, da sich unter den Utopiern eine „wunderliche Gesellschaft von Altertumsforschern“ gebildet hatte, die, mit guten Gründen argumentierend, „sich stramm dem Abbruch dieses wie so manches anderen Gebäudes, das die meisten nicht nur als wertlos, sondern als öffentlichen Skandal betrachteten“¹⁸⁰, widersetzte. Ähnliche, leicht zu durchschauende und nicht selten selbstironische Anspielungen auf sein eigenes Leben hat Morris hier und da eingestreut. Andere wichtige Orte und Gebäude für die Zeit des 19. Jahrhunderts hat Morris wiederum humorvoll dekonstruiert, um den Wandel der Gezeiten deutlich hervorzuheben: Piccadilly, einst Ort des gierigen Konsums und des Schacherns, beherbergt nun einladende Gasthäuser und einen einfachen Markt; Trafalger Square, einst ruhelos und hässlich im Herzen Londons gelegen, Schauplatz des ungleichen Kampfes zwischen Volk und Herrschaftsapparat, ist ein friedlicher Obstgarten geworden¹⁸¹; das Parlamentsgebäude dient nunmehr „als eine Art Hilfsmarkt und als Düngermagazin und dazu eignet das Gebäude sich nicht übel, da es am Ufer liegt“¹⁸². Lärm und verschmutzte Luft, die Zeichen der innerstädtischen Fabrikarbeit, lassen sich nirgends ausmachen. Kurz:

England war einst das Land der lieblichen Lichtungen zwischen Wäldern und Wüsteneien, mit nur wenigen Städten, welche Festungen für die feudalen Armeen, Märkte für das Volk und Sammelplätze für die Handwerker waren. Dann wurde es das Land ungeheurer giftiger Werkstätten und noch giftigerer Spielhöllen, umgeben von schlecht bewirtschafteten, armseligen Farmen und Hütten, und das arbeitende Volk wurde ausgeplündert durch die Herren der Werkstätten. Jetzt ist England ein Garten, in dem nichts öde, nichts verwahrlost ist, mit den nötigen Wohnungen, Scheunen und Werkstätten, die über das ganze Land zerstreut sind, alle schmuck, gesund und bequem.¹⁸³

3.4.2 Geld, Erziehung und Bildung

Der neu gewonnene Freund Dick schickt sich an, William Guest als Reiseführer zu dienen, und will ihn zu seinem Urgroßvater Old Hammond führen, der, über 105 Lebensjahre zählend, die

¹⁸⁰ KvN, 71f

¹⁸¹ Vgl. KvN, Kapitel 7

¹⁸² KvN, 71

¹⁸³ KvN, 112

Genese und das Wesen der utopischen Lebenskultur erläutern könne. Auf ihrem Weg von Hammersmith zu dessen Wohnsitz im Norden (Bloomsbury) stößt Guest auf allerlei wunderliche Sitten und Gebräuche. Dies beginnt damit, dass Dick sich unverständlich zeigt, für seinen Aufwand eine monetäre Entschädigung anzunehmen:

Sie glauben, daß ich Ihnen einen Dienst geleistet habe, und dafür halten Sie sich für verpflichtet, mir etwas zu geben, was ich meinerseits einem Nachbarn auch nur dann zu geben habe, wenn er mir einen besonderen Dienst geleistet hat. Ich habe von so etwas gehört, aber nichts für ungut, uns erscheint das als ein recht lästiger und umständlicher Brauch.¹⁸⁴

Geld ist den Utopiern nur als Relikt der Vergangenheit bekannt, das bei ihnen lediglich musealen Ausstellungswert besitzt. Diese Erfahrung vertieft sich bei ihrem Marktbesuch in Piccadilly, Londons berühmtem Einkaufsviertel:

In den geschmackvoll und glänzend hergerichteten Schaufenstern lagen in schönster Anordnung und reichster Auswahl Waren aus, wie um die Kauflust der Leute zu reizen, und die Leute blieben stehen und sahen die Waren an oder gingen hinein und kamen mit Paketen unter dem Arm wieder heraus – ganz wie ich es gewohnt war.¹⁸⁵

Guest gelüstet es nach Pfeife und Tabak. Als sie einen Laden betreten, stößt er auf die nächste Überraschung: „Ein Kinderpaar hütete das Geschäft, ein brauner Bursche von etwa zwölf Jahren, der vor einem Buche saß, und ein hübsches kleines Mädchen, das ein Jahr älter sein mochte und hinter dem Ladentisch saß und sich gleichfalls in ein Buch vertieft hatte.“¹⁸⁶ Ohne unmittelbare Gegenleistung erhält Guest Tabak und eine handgemachte Pfeife, die „aus einem harten Holz kunstvoll geschnitzt und in edle Steine und Gold gefaßt“¹⁸⁷ war. Auf seine Frage, ob es denn üblich sei, dass Kinder die Ladengeschäfte führen, antwortet ihm Dick:

Oft genug wohl [...] wenn es sich nicht um schwere Gegenstände handelt, aber durchaus nicht immer. Den Kindern macht es Vergnügen, und sie lernen dabei mit einer Menge von Dingen umgehen, erfahren, woraus dieselben gemacht sind, woher sie stammen und ähnliches.¹⁸⁸

Kinder helfen bei der Landarbeit, bei der Herstellung von Waren aller Art, beim Vertrieb über die verschiedenen Märkte in Stadt und Land. Morris hat damit natürlich keineswegs im Sinn, ausbeuterische Kinderarbeit zu propagieren. Vielmehr geht es ihm darum, der natürlichen kindlichen Entwicklung zu entsprechen. Kinder lernen durch Nachahmung, sie begeistern und interessieren sich für allerlei Dinge, die sie bei Erwachsenen, älteren Geschwistern oder anderen Kindern sehen. In Utopia wachsen die Kinder nicht in einem eigenen System von Kindergärten

¹⁸⁴ KvN, 49

¹⁸⁵ KvN, 73

¹⁸⁶ KvN, 76

¹⁸⁷ KvN, 77

¹⁸⁸ KvN, 79

und Schulen auf, das ebenso isoliert wie parallel zur Erwachsenenwelt organisiert ist. Den Begriff ‚Schule‘ gebrauchen die Utopier daher nicht „im Sinne einer Erziehungsanstalt“¹⁸⁹, eine solche Institution ist ihnen überhaupt unbekannt. Dick erklärt:

Aber ich kann Sie immerhin versichern, daß unsere Kinder etwas lernen, ohne daß sie durch ein Lehr- oder Unterweisungssystem zu gehen haben. Ei, nicht eines dieser Kinder sollten Sie finden, Junge oder Mädchen, das nicht schwimmen, nicht eines, das sich nicht auf den kleinen Waldponies zu tummeln versteht [...]! Kochen können sie durch die Bank, die größeren Jungen können mähen, viele können dachdecken und verrichten allerhand Tischlerarbeit, oder sie verstehen sich auf sonst eine Hantierung.¹⁹⁰

Handwerklich-praktische Ausbildung und Erziehung des Geistes sind für Morris untrennbar verbunden. Dennoch stellt er explizit außer Zweifel, dass alle Kinder lesen und schreiben, Geschichte, Mathematik, alte und neue Sprachen lernen. Wie genau die Lehr- und Lernprozesse in Utopia ablaufen, bleibt im Dunkeln. Fest steht, dass kein Kind wider seinen Neigungen und Interessen etwas lernen muss. Im Gespräch mit dem alten Hammond wird deutlich, dass Morris, dessen Schulerfahrungen bekanntlich negativer Art waren, ein Modell der unterstützten autodidaktischen Aneignung von Bildung forcieren möchte. Vehement kritisiert Hammond die Anschauung vergangener – mitunter noch unserer gegenwärtigen – Tage, wonach die Menschen erwarteten, dass

die Kinder schulpflichtigen Alters ohne Rücksicht auf ihre verschiedenen Fähigkeiten und Anlagen in Schulen gesperrt und, wenn einmal dort, mit gleich brutaler Rücksichtslosigkeit einem herkömmlichen Lehrkursus unterworfen würden. Begreifen Sie nicht, mein Freund, daß ein solches Vorgehen das körperliche und geistige Wachstum gleich sehr außer acht setzt? Niemand könnte ohne Schaden aus solch einer Tretmühle hervorgehen, und der Zermalmung würden nur die widerstehen, in denen der Geist der Rebellion stark genug ist. [...] Alles das ist vorbei, wir werden nicht mehr hastig vorangepeitscht, und der Unterricht ist jedem erreichbar, dessen Neigungen ihn danach begehren lassen.¹⁹¹

Lebenslanges Lernen ist für die Utopier ein Gemeinplatz. Wie sich im Zuge des Älterwerdens manche Interessen ganz natürlich verschieben, so flexibel und aktiv lernen die Erwachsenen neue Berufe, vertiefen sich in geistes- oder naturwissenschaftliche Untersuchungen, versuchen sich als Dichter oder Maler. Reines Spezialistentum sucht man vergeblich, weil die Utopier auf eine ganzheitliche Entfaltung ihrer Anlagen Wert legen. Kunst und Kultur stehen in voller Blüte, jede Region bietet Museen und Theater. Und Oxford, neben Cambridge *das* Symbol für englische Gelehrtheit, welches Morris in seinen Studententagen als Hort der Dekadenz und des Hochmuts erlebt hatte, besinnt sich seiner Werte: „Es ist wirkliches Lernen, die Wissenschaft

¹⁸⁹ KvN, 68

¹⁹⁰ KvN, 68

¹⁹¹ KvN, 105

um ihrer selbst willen, kurz die Kunst des Wissens, was dort gepflegt wird, und nicht die feile Schacherwissenschaft der früheren Zeit.“¹⁹²

3.4.3 Die Rolle der Frau

Als nicht weniger Streitbar wie das utopische Bildungsideal erweist sich Morris' Konzeption der utopischen Frau, zumal es drastische Widersprüche offenbart. Utopia ist reich an Kindern, und diese sind Zeichen der wechselseitigen Liebe zwischen Mann und Frau. Diese Paarkonstellation stellt das allgemein übliche Lebensmodell Utopias dar, wobei es bei beiden Geschlechtern Alleinstehende und Kinderlose gibt. Homosexualität findet nirgendwo Erwähnung. Mutterschaft wird jedoch hoch geschätzt, erklärt der alte Hammond im Gespräch, und Guest erinnert an die „Nartheit“ eines Teils der Frauenbewegung im 19. Jahrhundert, als „verschiedene ‚höherveranlagte‘ Frauen den intelligenteren Teil ihres Geschlechts vom Gebären der Kinder befreit wissen wollten“¹⁹³. Die heterosexuelle Paarbeziehung kennt keinen festen institutionellen Rahmen wie den der Ehe, den Morris aus dem Eigentumsprinzip abgeleitet sieht. Die Liebe sollte nicht vom Besitzdenken vergiftet werden, weshalb Mann und Frau rechtlich ungebunden bleiben. Da es keine ökonomischen Abhängigkeitsverhältnisse gibt, hängt der Bestand der Beziehung allein von der Tragfähigkeit der Liebe ab: „Muß geschieden sein, müssen Menschen sich trennen, die niemals sich trennen wollten, nun so muß es eben sein; und es bedarf keines Scheines der Einigkeit, wenn die Einigkeit in Wirklichkeit nicht mehr da ist.“¹⁹⁴ Mann und Frau sind in dieser Hinsicht gleichberechtigt und zu gleichen Teilen in der Verantwortung. Kommen jedoch Kinder hinzu, tun sich Widersprüche auf. Bildung und Erziehung scheinen an der einen Stelle eine Sache der ganzen Gemeinschaft, mindestens aber der Großfamilie, an anderer wiederum Sache der Frauen zu sein. Hammond spricht davon, dass „die gesunde Durchschnittsfrau (und fast alle unsere Frauen sind sowohl gesund wie auch zum mindesten hübsch) als Mutter und Erzieherin der Kinder geachtet, als Weib begehrt, als Gefährtin geliebt“ wird, sie gar „in weit höherem Grade den Instinkt der Mutterschaft hat, als jemals möglich war“¹⁹⁵.

Wenig genderneutral zeigt sich auch die Verteilung der Aufgaben im privaten wie im öffentlichen Leben. Zwar herrscht allgemein anerkannte Gleichrangigkeit der Geschlechter und alle

¹⁹² KvN, 109

¹⁹³ KvN, 102

¹⁹⁴ KvN, 99

¹⁹⁵ KvN, 103

Menschen können sich nach ihren individuellen Neigungen bilden und betätigen. Gleichwohl haben die traditionellen geschlechtsspezifischen Rollenbilder Bestand. Frauen in traditionellen Männerberufen bleiben Ausnahmen, so bspw. die gelernte Bildhauerin Philippa, die für einen Hausbau verantwortlich zeichnet.¹⁹⁶ Schon im ersten Teil der Reise hatte sich freilich ein anderes Bild abgezeichnet. Morris thematisiert diesen Eindruck im Gespräch mit Hammond:

„[...] Im Gästehaus gewährte ich, daß die Frauen den Männern aufwarten. Schmeckt das nicht etwas nach Reaktion, he?“
„So?“ fragte der Alte entgegen. „Sie glauben am Ende, das Haushalten sei eine unwichtige Beschäftigung, die keine Achtung verdient, he? Das war ja wohl die Meinung der vorgeschrittenen Frauen des neunzehnten Jahrhunderts und ihrer männlichen Helfershelfer. [...] Sollten Sie nicht wissen, Freundchen“, sagte er weiter, „daß es für eine gescheite Frau ein großes Vergnügen ist, ein Hauswesen, einen Haushalt geschickt zu leiten, und zwar so, daß alle Hausgenossen zufriedengestellt und ihr dankbar sind?“¹⁹⁷

Hammond argumentiert zwar nicht explizit naturalistisch, da er den Haushalt zur Domäne der Frau erklärt, aber im Kontext entsteht justament dieser Eindruck. Und es wird kaum besser, wenn er die Bemerkung nachschiebt: „Schauen Sie her, ich bin ein ‚Gelehrter‘ und ‚Schriftsteller‘, [...] deshalb bin ich aber doch ein ganz tüchtiger Koch.“¹⁹⁸ Für Frauen, die in der *Kunde*¹⁹⁹ aktiv das Wort ergreifen, finden sich nicht in derselben Häufigkeit Beispiele, welche die Breite ihres Aktivitätsspektrums bezeugen.

3.4.4 Politik und Regierung

Einen Spaß macht sich Morris im 13. Kapitel „Über Politik“ aus der Frage, wie es die Utopier denn mit eben dieser hielten. Hammond antwortet, dass „wir uns in Bezug auf Politik sehr wohl befinden – *weil wir keine haben*.“²⁰⁰

Tatsächlich blüht in Utopia die Demokratie im wahren Sinne des Wortes, „weil *das ganze Volk* unser Parlament ist.“²⁰¹ Das scheindemokratische Modell der Repräsentanz wurde abgeschafft. Müssen Entscheidungen hinsichtlich der Regelung und Steuerung des gesellschaftlichen Lebens, beispielsweise des Baus von technischer Infrastruktur, Wohnhäusern, Werkstätten usw. getroffen werden, so geschieht dies im Rahmen von regelmäßigen Versammlungen, zu denen

¹⁹⁶ Vgl. KvN, Kapitel 26

¹⁹⁷ KvN, 101

¹⁹⁸ KvN, 102

¹⁹⁹ In anderen Werken hat Morris die traditionellen weiblichen Rollenbilder sehr wohl stark dekonstruiert. So finden sich in seinen Fantasy-Romanen ebenso wie in seiner vom Mittelalter inspirierten Rittertumspoesie starke Frauenfiguren, die selbst zum Schwert greifen und heroische Taten vollbringen.

²⁰⁰ KvN, 121f

²⁰¹ KvN, 115

das ganze Volk in der betroffenen Region zusammentritt. Dank der überwiegend kleinteiligen und dörflichen Struktur lässt sich dies für die Utopier leicht in die politische Praxis umsetzen. Ergeben sich Meinungsverschiedenheiten, so versuchen die Utopier diese über ein langwieriges Verfahren zum Konsens, mindestens aber zu einer entschiedenen Mehrheit zu führen. Es zeugt vom veränderten Charakter der Menschen, dass eine lähmende Totalopposition, obschon sie theoretisch möglich wäre, noch nie am Ende des sachlichen Streits gestanden hätte, erklärt Hammond: „Soviel ich erfahren habe, ist die Minderheit immer der Ansicht, wenn vielleicht auch nicht, daß ihr Standpunkt ein falscher sei, so doch, daß sie die Gesamtheit nicht überzeugen und sie nicht zwingen kann, ihre, der Minderheit, Ansicht, als die richtige anzunehmen.“²⁰²

Hinzu kommt, dass Morris die utopische Welt als ‚global village‘ vorstellt, d.h. so wie die Menschen innerhalb eines Landes sich gegenseitig als wohlwollende ‚Nachbarn‘ begegnen, so auch international, wobei die Idee der Nation überhaupt modifiziert wurde. Hammond erzählt:

Ich will Ihnen aber sofort sagen, daß das ganze System von eifersüchtigen, einander hassenden oder verachtenden Nationen, welches einst eine so große Rolle bei den Regierungen der sogenannten zivilisierten Welt spielte, ebenso vollständig verschwunden ist wie die Ungleichheit der Menschen in der Gesellschaft.²⁰³

Das kapitalistische Zeitalter war – und ist – geprägt vom nationalen Konkurrenzieren um Märkte, um knappe Ressourcen, angetrieben vom neidvollen Geist der egoistischen Akkumulation. In der utopischen Welt hingegen hat diese verschleierte Form des dauerhaften Krieges keinen Bestand, sind die „verschiedenen Rassen auf der Erde einander dienlich und angenehm“²⁰⁴, pflegen Kooperation und Austausch von Waren ohne Preise gegenzurechnen, sondern schlicht nach wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit und materieller Notwendigkeit. Denn: „Wir streben alle nach demselben Ziel, und das ist: unser Leben möglichst auszunutzen für uns und unsere Mitmenschen.“²⁰⁵ Einerseits bietet Utopia genügend Rohstoffe, sodass alle Menschen ein angenehmes Leben führen können; andererseits gibt es keine Möglichkeit – und auch keinen Willen – zur individuellen Ansammlung von Reichtum, da das Bürgerliche Gesetzbuch, und damit die rechtliche Grundlage des Eigentums, abgeschafft ist.

²⁰² KvN, 125

²⁰³ KvN, 122

²⁰⁴ Ebd.

²⁰⁵ Ebd.

3.4.5 Unglück, Gesetze und Opposition

Utopia wird von Morris keineswegs als unschuldige Idylle imaginiert, wo Fuchs und Hase sich gute Nacht sagen, alle Menschen einander lieben, es für Asympathien und Gewalt nicht einmal Worte gibt. Ein wenige Jahre zurückliegendes Erdbeben hat den Bewohnern das destruktive Potential der unbeherrschbaren Naturkräfte aufgezeigt, erfährt Guest. Und obwohl die Utopier einander grundsätzlich wohlwollend begegnen, kann es vorkommen, dass aus den naturgemäßen Verschiedenheiten der menschlichen Charaktere Spannungen erwachsen, die schließlich den ganzen gesellschaftlichen Organismus erfassen. Dick erwähnt kurz den Fall von zwei Männern, die dieselbe Frau liebten und sich deswegen einen tödlichen Faustkampf lieferten, was „uns allen einige Zeit die Sonne der Lebensfreude verfinsterte.“²⁰⁶ Auch Old Hammond bekennt, dass die Grenzen guter Kameradschaft manchmal überschritten werden, aber jeder wisse sogleich, es sei „der Irrtum eines Freundes [gewesen], nicht die gewohnheitsgemäße Handlung einer Person, die zur Feindschaft gegen die Gesellschaft getrieben wurde.“²⁰⁷ Ohne Eigentum keine Eigentumsdelikte, kein Raub und kein materieller Neid. Personendelikte schaffen die Utopier durch Sühne und Wiedergutmachung aus der Welt; wenn dies unmöglich ist, führen Reue und Gewissensbisse in der Regel dazu, dass der Übeltäter (temporär) die Gemeinschaft verlässt. Als Guest die Möglichkeiten von Strafrecht und Gefängnisaufenthalt erwägt, reagiert Dick entrüstet:

Sehen Sie, Nachbar, was für eine Schande bestenfalls ein Gefängnis für ein Gemeinwesen ist; [...] Und haben Sie mich nicht selbst auf den Ausdruck des Glücks in den Gesichtern aufmerksam gemacht, die uns in den Straßen und Fluren begegnen? Wie könnten sie einen solchen Ausdruck zur Schau tragen, wenn sie wüßten, daß ihre Mitmenschen im Gefängnis schmachteten?²⁰⁸

Die Existenz, ja der Bedarf eines Gefängnisses macht deutlich, dass die Lebensgrundlagen solch einer Gesellschaft unmöglich richtig sein können. Eine Gesellschaft, in der die Gefängnisse überquellen, es zudem signifikante Ungleichheiten in der ethnischen Zusammensetzung der Insassen gibt, hat ein fundamentales Problem. Morris' Utopia zeigt uns hingegen die Vollendung der Zivilisation, in welcher der Mensch dem Menschen ein Gott wird.²⁰⁹ Überwachung und Strafe haben hier keinen Platz, sie sind auch nicht länger notwendig, da Menschen mit

²⁰⁶ Vgl. KvN, 76; Dieser Fall wird in Kapitel 24 wiederaufgenommen.

²⁰⁷ KvN, 117

²⁰⁸ KvN, 83f

²⁰⁹ Parallel zur gern zitierten Formulierung des „homo homini lupus“ sprach Thomas Hobbes in *De Cive* auch explizit von „homo homini deus“. Ersteres bezog Hobbes auf das Verhältnis zwischen Staatsgemeinschaften, letzteres auf das Verhältnis der Individuen untereinander. Der Kampf aller gegen alle des Naturzustands wird durch den Zusammenschluss zur (bürgerlichen) Gesellschaft aufgehoben.

einem triebhaften „Hang zu Gewalttätigkeit [...] uns unbekannt“²¹⁰ sind. Die utopischen Lebensbedingungen ziehen also eine Veränderung des gemeinen Charakters nach sich. Trotzdem herrscht in Utopia keine Gleichschaltung. Es gibt einige wenige mieselsüchtige Menschen, sogar einzelne reaktionäre Individuen, die den früheren Zeiten nachtrauern, welche sie freilich nur aus Büchern kennen. Jene leben in der Regel zurückgezogen, autark und verweigern ihre Beteiligung am Gemeinwesen, werden umgekehrt aber in Ruhe gelassen. Morris arrangiert im zweiten Teil des Romans ein Zusammentreffen zwischen Guest und einem solchen advocatus diaboli. Es kommt zum Streitgespräch:

„[...] gibt es in dem Lande, aus dem Sie kommen, noch Wettbewerb der alten Art?“

„Ja“, sagte ich, „der ist dort die Regel.“ [...]

„Sind Sie infolgedessen nicht im allgemeinen freier, energischer – mit einem Wort gesünder und glücklicher als wir?“

Ich lächelte. „Sie würden nicht so sprechen, wenn Sie nur irgendeinen Begriff von unserem Leben hätten. Mir ist, als lebten Sie im Himmel, verglichen mit dem Leben in dem Lande, aus welchem ich komme.“ [...]

„Ich bin weit davon entfernt, Ihrer Meinung zu sein, denn ich glaube, man kann mit dem Leben etwas Besseres anfangen, als auf einer feuchten Wolke zu sitzen und Hymnen zu singen.“²¹¹

Der alte Mann bleibt uneinsichtig. Morris kontrastiert diese Figur, indem er ihr eine außergewöhnlich schöne und feenhafte Frauenfigur, Ellen, zuschreibt, die der Meinung ihres Großvaters diplomatisch ablehnend begegnet, als hielte sie ihn für einen verschrobenen Kauz, der nicht mehr ganz Herr seiner Sinne ist. In dieses Spannungsfeld sät Morris den Keim der tragischen Romanze, da sich Guest in die Enkelin des Reaktionärs verliebt.

3.4.6 Arbeit in Utopia

Die ästhetischen Differenzen zwischen Utopia und der Lage Englands im 19. Jahrhundert bilden den einen Schwerpunkt in Morris' Roman, das gewandelte Arbeitsverständnis markiert den anderen. Old Hammond stimmt im Gespräch Guests These zu, wonach „diese Veränderung alle anderen erst ermöglicht hat.“²¹² Morris argumentiert ganz im Sinne des frühen Marx. Beglückende, künstlerische und gemeinsam geleistete Arbeit ist der Boden, dem die Utopier ihr gutes Leben verdanken. Arbeit wird nicht länger als Mühsal und Pein aufgefasst, sondern als dem Menschen naturgemäße Tätigkeit. Sie hat jeden sklavischen, entfremdenden Charakter verloren, verlangt stattdessen die geistigen und körperlichen Fähigkeiten des Menschen in Einklang

²¹⁰ KvN, 120

²¹¹ KvN, 184

²¹² KvN, 128

zu bringen, wodurch nicht bloß die materiellen Güter des Überlebens erzeugt werden, sondern ungleich mehr: Arbeit schafft Lebensfreude. Als größte Sorge der Utopier gilt, „eines Tages könnten wir zu wenig Arbeit haben.“²¹³ Warum aber bereitet den Utopiern Arbeit ein solches Vergnügen? Guest lauscht verblüfft den Worten Hammonds:

Weil *alle* Arbeit jetzt anziehend ist. Dies kommt entweder von der Hoffnung auf Gewinn an Ehre und Wohlbefinden, mit welcher die Arbeit verrichtet wird und welche angenehme Empfindungen erweckt, selbst wenn die augenblickliche Arbeit nicht angenehm sein sollte; oder es hat seinen Grund darin, daß die Arbeit zu einer angenehmen Gewohnheit wurde, wie z.B. in dem Fall der sogenannten mechanischen Arbeit; und schließlich liegt das Vergnügen (und der größte Teil unserer Arbeit gehört hierher) in der Arbeit selbst, weil unsere Arbeit Kunst, bewußte, echte Kunst ist und von Künstlern verrichtet wird.²¹⁴

Dass alle Arbeit anziehend wirken kann, basiert konkret auf mehreren Faktoren. Die Utopier bilden zwar individuelle Hauptbeschäftigungen aus, d.h. der eine ist vorwiegend Müllmann, der andere Bootsführer, eine Dritte Wirtin, doch ein gewisses Maß an Rotation sorgt für Abwechslung. Dick kann deshalb den Reiseführer geben, weil sich leicht ein anderer für seine aktuelle Tätigkeit findet, wie er Guest versichert:

Ich erweise im Gegenteil einem meiner Freunde, der meine Arbeit zu übernehmen wünscht, einen großen Gefallen. Es ist ein Weber aus Yorkshire, der sich einerseits mit Weben, andererseits mit mathematischen Studien – beides Hausbeschäftigungen – überarbeitet hat. Und da wir sehr befreundet sind, hat er sich, um Arbeit im Freien zu erlangen, an mich gewandt.²¹⁵

Der Sprung von einem Beruf in einen anderen bringt Abwechslung im großen Stil, die weitgehend abgeschaffte Arbeitsteilung sorgt für eine solche im Kleinen. Jeder Mensch ist immer zugleich Kopf- und Handarbeiter, nie wird eine Seite zuungunsten der anderen favorisiert. Gewisse Arbeiten, die die Grundlagen des ganzen Gemeinwesens betreffen, werden überhaupt gleich unter allen Utopiern verteilt bzw. übernehmen sie diese mit der größten Selbstverständlichkeit. Die Heuernte stellt so ein saisonales Ereignis dar, an welchem Gelehrte wie Handwerker, Frauen wie Männer teilnehmen. Eine Hierarchie der unterschiedlichen Wertschätzung von Arbeiten gibt es nicht, folglich ist sich niemand für die Landarbeit zu schade. Für die Menschen der Wissenschaft, die eine „sitzende Lebensweise“²¹⁶ pflegen, bedeuten die kurzen Zeiträume der Ernte physischen Ausgleich und geistige Erdung.

Zwei weitere Elemente stechen ins Auge, wenn es um die Beschreibung dessen geht, wie in Utopia gearbeitet wird: Erstens die Zurückdrängung der Maschine; zweitens die überwiegende

²¹³ KvN, 128

²¹⁴ Ebd.

²¹⁵ KvN, 51

²¹⁶ KvN, 220

Organisation von Arbeit als Projekt mehrerer Menschen. Kaum etwas wirkt depravierender auf den menschlichen Geist wie repetitive Arbeit an einer Maschine, die uns den Takt vorgibt und uns überdies durch Lärm oder sonstige Begleiterscheinungen davon abhält, mit anderen Menschen zu interagieren. Tatsächlich kann das menschliche Miteinander manches Negative abfedern, was aus einer beschwerlichen Arbeit erwächst. Als Guest und Dick auf ihrer Fahrt an einem Trupp von Männern vorbeikommen, die unter der glühenden Sommersonne mit Spitzhacke und Hammer die Straße bearbeiten, dabei zu Späßen aufgelegt und rundum fröhlich sind, versinkt unser Zeitreisende in schweigsames Grübeln. Ist das nicht eine hässliche, leider aber notwendige Arbeit, die jemand tun *muss*? Wie kann man daran Freude haben? Fährmann Dick scheint die Gedanken zu erraten. Empathisch und mit augenzwinkernder Selbstironie weist er auf die Bedeutung des sozialen Gefüges hin:

It is good work for hardening the muscles, and I like it; though I admit it is pleasanter the second week than the first. Not that I am a good hand at it: the fellows used to chaff me at one job where I was working, I remember, and sing out to me, 'Well rowed, stroke!' 'Put your back into it, bow!' [...] everything seems like a joke when we have a pleasant spell of work on, and good fellows merry about us; we feel so happy, you know.²¹⁷

Auf ihrer Tour stoßen die beiden auf ein Gebäude, das Guest an eine Fabrik gemahnt. Und tatsächlich wird darin gearbeitet, aber unter ganz anderen Voraussetzungen und nicht unter Zuhilfenahme der Dampfkraft wie im 19. Jahrhundert. Die Utopier bezeichnen diese Arbeitsstätten als

“[...] Banded-workshops: that is, places where people collect who want to work together.”
 “I suppose,” said I, “power of some sort is used there?”
 “No, no,” said he. “Why should people collect together to use power, when they can have it at the places where they live, or hard by, any two or three of them; or any one, for the matter of that? No; folk collect in these Banded-workshops to do handwork in which working together is necessary or convenient; such work is often very pleasant. [...]“²¹⁸

Die Idee der Vereinigten Werkstätten, die Morris bereits mit seiner eigenen Firma in die Praxis umgesetzt hatte, führte zu nachhaltigen und stilbildenden Konsequenzen innerhalb des Kunsthandwerks des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, u.a. in Verbindung mit dem sog. Jugendstil. In Österreich und Deutschland schlossen sich viele Kunsthandwerker zu solchen Vereinigten Werkstätten zusammen, darunter die bekannte *Wiener Werkstätten GmbH*. Auch der *Deutsche Werkbund* geht auf jene Idee des von Morris mitinitiierten *Arts and Crafts Movement*

²¹⁷ Morris, William: *News from Nowhere*. Thames & Hudson, London 2017, S. 67. Im Weiteren abgekürzt mit *NfN*. – Die deutsche Fassung unterschlägt hier nicht nur einen Teil, sie ergänzt gar eine Sentenz, die in ihrer konklusiven Art unangebracht scheint: „Wenn man sein ordentliches Arbeitsmaß hat und unter ordentlichen, lustigen Menschen ist, dann fühlt man sich unendlich glücklich. Die Arbeit ist doch die höchste Wonne!“ KvN, 88

²¹⁸ *NfN*, 64

zurück. In Utopia zeichnen die Vereinigten Werkstätten für den Großteil der handwerklichen Waren verantwortlich. Gearbeitet wird nach Morris' künstlerischen Idealen, d.h. nah am natürlichen Stoff, im Verbund mit anderen kreativen Menschen und unter sparsamstem Einsatz von Maschinen. Utopia ist keineswegs frei von letzteren, wie überhaupt Morris kein blinder Maschinenstürmer war. Die Utopier haben vielmehr gelernt, Maschinen nur dort einzusetzen, wo sie notwendig sind, und auf eine Weise, dass der Mensch stets Souverän bleibt. Besonders interessant ist Morris' Andeutung einer außergewöhnlichen „power“, die den Utopiern bei Bedarf und an vielen Orten zur Verfügung steht. Diese entbehrt der allgegenwärtig sichtbaren Nachteile jener Energie, die aus der Verbrennung von Kohlenstoffen entsteht. Manche Interpreten denken daher an eine aus umweltfreundlichen Quellen gewonnene Elektrizität. Guest stößt wieder auf diese Energie bei der Bootsfahrt auf der Themse im zweiten Teil des Buches, wo sie als wunderliches Antriebsmittel für große Transportschiffe vorgestellt wird:

The most part of these [boats; Anm. d. Verf.] were being rowed like ourselves, or were sailing [...]; but every now and then we came on barges, laden with hay or other country produce, or carrying bricks, lime, timber, and the like, and these were going on their way without any means of propulsion visible to me ... just a man at the tiller, with often a friend or two laughing and talking with him. Dick, seeing on one occasion this day, that I was looking rather hard on one of these, said: "That is one of our force-barges; it is quite as easy to work vehicles by force by water as by land."
I understood pretty well that these "force vehicles" had taken the place of our old steam-power carrying; but I took good care not to ask any questions about them, as I knew well enough [...] that I should never be able to understand how they were worked [...].²¹⁹

Morris wollte offensichtlich keinen Science-Fiction-Roman verfassen und stiehlt sich in der Frage der technischen Details bequem davon. Allein, es ist für die Gesamtbetrachtung der utopischen Lebens- und Arbeitskultur von eminenter Bedeutung, diese Energieform nicht unter den Tisch fallen zu lassen. Denn gerade im bewussten Zurückhalten dieser wirkmächtigen Technik wird der emanzipatorische Schritt der Utopier deutlich. Entgegen des Antriebs eines Kapitalisten, der darin große Wachstumschancen für sein Kapital erblickt, oder des Ingenieurs, der eine ganz neue Art von Maschinen vor dem geistigen Auge tanzen lässt, machen die Utopier scheinbar wenig aus ihrem technischen Fortschritt. Im Gegenteil: Stolz verkünden sie, Teil einer „new handicraft period“²²⁰ zu sein. Was wie ein entwicklungsgeschichtlicher Rückschritt aussieht, ist in Wirklichkeit ein Fortschritt, den die Utopier den Erfahrungen und den technischen Errungenschaften vergangener Epochen verdanken: “[...] this is not an age of inventions. The last epoch did all that for us, and we are now content to use such of its inventions as we find handy, & leave those alone which we don't want.”²²¹ Die Weisheit der Utopier im Umgang

²¹⁹ NfN, 235. Diese wichtige Stelle fehlt in der deutschen Übersetzung zur Gänze!

²²⁰ NfN, 258

²²¹ NfN, 246

mit Technik und Maschinenwesen ist als Resultat eines äußerst ambivalent verlaufenen Erfahrungsprozesses zu begreifen, den Morris in marxistischer Tradition mit dem Bogen der Entfaltung der Produktivkräfte verbindet. So lässt er den alten Hammond sagen:

It is clear from all that we hear & read, that in the last age of civilisation men had got into a vicious circle in the matter of production of wares. They had reached a wonderful facility of production, and in order to make the most of that facility they had gradually created (or allowed to grow, rather) a most elaborate system of buying & selling, which has been called the World-Market; and that World-Market, once set a-going, forced them to go on making more & more of these wares, whether they needed them or not. [...] since they had forced themselves to stagger along under this horrible burden of unnecessary production, it became impossible for them to look upon labour and its results from any other point of view than one, to wit, the ceaseless endeavour to expend the least possible amount of labour on any article made, & yet at the same time to make as many articles as possible.²²²

Der ungeheure Warenausstoß der Industrie im 19. Jahrhundert und die von jedermann wahrnehmbare weitere Erhöhung der Produktivität gründen im technischen Fortschritt. Menschliche Arbeit wird, zumal sie ja ein Kostenfaktor darstellt, mehr und mehr zurückgedrängt. Wer oder was und auf welche Weise etwas hergestellt wird, ist im marktwirtschaftlichen Kapitalismus nicht von primärer Bedeutung. Für Morris konnte dies freilich nur ein Durchgangsstadium auf dem Weg zur utopischen Gesellschaft sein:

You must remember [...] that the handicraft was not the result of what used to be called material necessity: on the contrary, by that time the machines had been so much improved that almost all necessary work might have been done by them: and indeed many people at that time, & before it, used to think that machinery would entirely supersede handicraft [...]. But there was another opinion, far less logical, prevalent amongst the rich people before the days of freedom, [...] that while the ordinary daily work of the world would be done entirely by automatic machinery, the energies of the more intelligent part of mankind would be set free to follow the higher forms of the arts, as well as science and the study of history.²²³

Morris' Überlegungen scheinen aktueller denn je. Er denkt das Szenario einer nahezu vollständig automatisierten Warenproduktion zu Ende. Und an diesem Ende zeigt sich, dass die Hoffnungen der technophilen Optimisten, die Menschen könnten, freigestellt von aller notwendigen Arbeit, endlich ihre höheren Anlagen entfalten, in einer maximalen Entfremdung des Menschen von sich selbst münden. Abgeschnitten von der Natur wäre er als natürliches Wesen nicht mehr lebensfähig, wäre vollständig abhängig von der Maschine, also unfrei und nichts anderes als ein Sklave seiner Erfindung. Die Utopier waren durch dieses Stadium gegangen, hatten die "arts of life"²²⁴ beinahe verloren. Ein Verlust, der so weit ging, „that not only was it impossible to find a carpenter or a smith in a village or small country town, but that people in such places had even forgotten how to bake bread“²²⁵. Was aber brachte die Menschen zur Besinnung auf ihre

²²² NfN, 133f

²²³ NfN, 258f

²²⁴ NfN, 256

²²⁵ Ebd.

essentiellen Wurzeln? Worin gründete der Akt des Widerstands, entsprang der Keim der emanzipatorischen revolutionären Bewegung? Als geschichtsbewusster Geist rekurriert Morris auf die Ideale der Französischen Revolution, d.h. das Streben nach Freiheit, Gleichheit und solidarischer Gemeinschaft, ergänzt diese allerdings um das Verlangen nach Kunst: “[...] machine after machine was quietly dropped under the excuse that the machines could not produce works of art, and that works of art were more & more called for.”²²⁶

Die Utopier erkannten, dass die natürliche menschliche Lebensweise in der freien, künstlerischen Arbeit an, in und mit der Natur besteht. Da das kapitalistisch-industrielle System zu einer Polarisierung von Arm und Reich, schließlich gar zu einem Bürgerkrieg geführt hatte, büßten seine Prinzipien unter den Menschen jedwede Überzeugungskraft ein. So hatte sich nicht nur die Art und Weise *wie* gearbeitet wird verändert, sondern auch das, was an Gütern hergestellt wird:

The wares which we make are made because they are needed: men make for their neighbours' use as if they were making for themselves, not for a vague market of which they know nothing, and over which they have no control: as there is no buying and selling, it would be mere insanity to make goods on the chance of their being wanted; [...] So what ever is made is good, and thoroughly fit for its purpose. Nothing can be made except for genuine use; therefore no inferior goods are made. Moreover [...] we have found out what we want, so we make no more than we want; and as we are not driven to make a vast quantity of useless things, we have time and resources enough to consider our pleasure in making them. All work which would be irksome to do by hand is done by immensely improved machinery; and in all work which it is a pleasure to do by hand machinery is done without. [...] From time to time, when we have found out that some piece of work was too disagreeable or troublesome, we have given it up and done altogether without the thing produced by it.²²⁷

Dass alle Arbeit anziehend geworden ist, hängt auch damit zusammen, dass die Utopier einen sehr bewussten Umgang mit ihren Wünschen und Bedürfnissen, d.h. mit ihrem Konsumverhalten pflegen. Produkte, die niemand herstellen möchte oder die einen unverhältnismäßigen Einsatz von Rohstoffen verlangen, gibt es schlicht nicht mehr. Luxus, Verschwendung und Maßlosigkeit sind passé, die Qualität hat den unbedingten Vorrang vor der Quantität. Die Utopier leben nicht mehr in einem äußerst ungleich und ungerecht verteilten Reichtum, sondern in einem Zustand des allgemeinen Wohlstands. Dies erinnert an Morris' ethische Forderung nach einem aufrichtigen und bescheidenen Leben, was keineswegs mit einer lebensfeindlichen Askese zu identifizieren ist. Reduktion meint vielmehr Konzentration – eine Konzentration der menschlichen Fähigkeiten und Kräfte, geistige wie körperliche, auf die wesentlichen Dinge, die das Leben lebenswert machen. Das reicht vom respektvollen Umgang mit *Lebensmitteln* bis

²²⁶ NfN, 260

²²⁷ NfN, 138f

zur sorgfältigen Gestaltung der alltäglichen Gebrauchsgegenstände, seien es Tisch und Stuhl, Schreibwerkzeug etc. In Utopia dienen Arbeiten und Herstellen nicht bloß als Mittel zum Zwecke des Geldverdienens, was bedeutet, dass die Qualität einer Ware gerade soweit elaboriert und gestaltet werden muss, um verkaufsfähig zu sein. Der Anspruch ist vielmehr, dass in jedem Werk, in jeder Arbeit, die volle Hingabe, die Entäußerung des ganzen Menschen spürbar wird. Deshalb spricht Hammond davon, alle ihre Arbeit sei in Wahrheit Kunst. Echte Kunst entsteht erst weit hinter den Schranken von Notwendigkeit und utilitaristischem Nutzwert. Die kunstvoll gearbeitete Pfeife, die Guest in Utopia erhält, kann als Gebrauchsding einfach geraucht werden, d.h. sie erfüllt ihren Zweck, zugleich weist sie aber über ihren Gebrauchswert hinaus: ihre Form erfreut den Beobachter, das Material fühlt sich angenehm an, wir begreifen sinnlich, dass sich der Hersteller etwas besonderes dabei gedacht hat und mit Freude an der Arbeit war. Mit anderen Worten: Das (Kunst-)Werk zeugt von einem freien, spielerischen Akt. Es entsteht nicht anhand feststehender Regeln oder gemäß einem äußeren Zwang, sondern aus dem ernsthaften, zielgerichteten und schöpferischen Willen des Individuums. Für die Utopier ist (fast) alle Arbeit eine solche Kunst geworden: Schönes auf angenehme Weise zu produzieren. Nun lässt sich der zentrale Satz dieses Romans verstehen, der das Lebensglück der Utopier auf den Punkt bringt: „Die Belohnung der Arbeit ist das Leben.“²²⁸

3.4.7 Kleine Rezeptionsgeschichte

Für Gerd Selle und Reinhold Wandel stellt Morris' Vision primär „eine Utopie der befreiten menschlichen Arbeit“²²⁹ dar. Auch Richard Saage erkennt in der Morrisschen Hochschätzung der Arbeit als niederschwellige wie lebensnahe Ausdrucksform von Kunst, dass damit erstmals „physische Tätigkeit tatsächlich zum kreativen Spiel werden kann“²³⁰, etwas, was für viele andere (sozialistische) Utopisten jener Zeit unvorstellbar war. Im deutschsprachigen Raum war die *Kunde* – wie Morris überhaupt – selten (einziges) Objekt der akademischen Auseinandersetzung. Einen modernen literaturtheoretischen Zugang eröffnete in der angelsächsischen Welt

²²⁸ KvN, 127

²²⁹ Wandel, Reinhold: Sozialkritik und regressive Ideale in den politisch engagierten Schriften von William Morris. Peter D. Lang, Frankfurt a.M. & Bern 1981, S. 108. Ebenso Gerd Selle in seiner Einführung: Morris 1974, 17

²³⁰ Saage 1995, 226

Peter Faulkner.²³¹ Tony Pinkney hat sich in einem Artikel der *Kunde* mit den Augen des post-strukturalistischen Theoretikers genähert. Durch seine Methode einer „hermeneutic of suspicion“ fördert Pinkney die interpretationsbedürftigen Leerstellen, die subtilen Töne und Botschaften zwischen den Zeilen, vor allem aber den Widerstreit zu Tage, der aus Morris’ Kombination zweier Genres, der Utopie und der Romanze, erwächst: “that these two genres will be pulling in opposite directions throughout the text, threatening to split it down the middle, with each one of the two tending to undo the characteristic strengths and qualities of the other”²³².

Morris’ radikale Kritik am institutionalisierten Bildungswesen sowie seine Darstellung der Utopier als naturverbundene und der reinen Bücherweisheit skeptisch begegnende Menschen haben gerade bei Vertretern der geistigen Elite für Verstimmung gesorgt. William Fredeman gießt diese Vorbehalte in die knackige Formulierung, Morris’ ‚Nirgendwo‘ sei „an anti-intellectual planet located at the farthest edge of McLuhan’s Gutenberg Galaxis.“²³³ Wäre dem so, hätten die Utopier wohl kaum Theater und Museen, würde ein Müllmann gewiss keine Bücher schreiben. Eine solch überschießende Kritik unterstreicht höchstens die Vorbehalte gegenüber akademischen Kopfarbeitern.

Viele Leser abseits der Wissenschaften schätzen an Morris’ Utopie besonders das darin zur Anschauung gebrachte Bewusstsein für die Interdependenz von Natur und Mensch. Die *Kunde* zeigt eine gesunde Flora und Fauna, ein freundliches Klima und eine Lebensweise, die Umweltschäden soweit als möglich ausschließt. Damit kann Morris’ Roman als erster Vertreter einer Ökotopia²³⁴ gesehen werden.

Dass die *Kunde* heute von verschiedenen (un)politischen Richtungen her gelesen wird, bezeugen die Neuherausgaben im deutschen Sprachraum. Die Ausgabe von Gerd Selle erschien 1974 im DuMont-Verlag als ‚Kunsttaschenbuch‘. 2013 nahm der anarchistische Verlag Edition AV die *Kunde* als Band Nr. 6 in ihre ‚Libertäre Bibliothek‘ auf. 2014 publizierte der auf Fantasy-

²³¹ Faulkner, Peter: “News from Nowhere in Recent Criticism”, in: Journal of the William Morris Society, V, No. 3, Summer 1983, 2-7

²³² Pinkney, Tony: “News from Nowhere in Recent Criticism Revisited”, in: The Journal of William Morris Studies, Vol. 20, No. 2, Summer 2013, 35

²³³ Fredeman, William E.: „Introduction – William Morris: What may he not yet do?“, Victorian Poetry, Vol. 13, No. 3-4 (Herbst-Winter 1975), XXV

²³⁴ Das Genre der ökologischen U- bzw. Dystopien begründete Ernest Callenbachs 1975 in den USA erschienenes Werk *Ecotopia – The Notebooks and Reports of William Weston*. Banyan Tree Books, Berkeley, California 1975. Callenbach hat die *Kunde* sehr geschätzt. Es kann als Hommage an Morris verstanden werden, dass Callenbachs Hauptprotagonist den Vornamen William trägt.

und Kriminalromane spezialisierte Golkonda-Verlag die *Kunde*. 2016 folgte eine illustrierte Ausgabe im Rahmen der Reihe ‚Utopien für Hand und Kopf‘ des anarchistisch-avantgardistischen Verlags Edition Nautilus. Alle vier Verlage vertrauten auf die Liebknecht-Übersetzung, wobei der Golkonda-Verlag das bislang unübersetzte 29. Kapitel sowie einige fehlende Passagen ergänzte.

3.5 Morris’ Ideale – Utopische Wahlverwandtschaften

Bis in die späten 1870er Jahre war Morris überzeugt, dass die Kunst, so wie er sie verstand, jenes Mittel sei, das die Gesellschaft radikal verändern könnte. Dank einer ästhetischen Erziehung würde sich die Menschheit vom hässlichen, verknechtenden Industriekapitalismus abwenden, die nach unten führende Spirale des konkurrierenden Wettbewerbs verlassen und ein neues Ideal der Schönheit, der Freiheit und der moralischen Gemeinschaft aufrichten. Schon 100 Jahre vor Morris hatte einst Friedrich Schiller (1759-1805) in seinen *Briefen über die ästhetische Erziehung* geschrieben, dass es doch „die Schönheit ist, durch welche man zu der Freyheit wandert“²³⁵. Schiller hatte einst die gleichen Hoffnungen gehegt wie Morris:

Alle Verbesserung im politischen soll von Veredlung des Charakters ausgehen – aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln? Man müßte also zu diesem Zwecke ein Werkzeug aufsuchen, welches der Staat nicht hergiebt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bey aller politischen Verderbniß rein und lauter erhalten. [...] Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst [...].²³⁶

Nach Schiller darf die Kunst „sich einer absoluten Immunität von der Willkür der Menschen“²³⁷ erfreuen, d.h. sie allein vermag den Raum für die Erfahrung der Freiheit zu öffnen. Nur durch sie kann des Menschen Blick geschärft werden, um seine Entfaltungsmöglichkeiten zu erkennen und sich von den alltäglichen Mittel-Zweck-Relationen, über die das Subjekt sich bestimmen zu müssen glaubt, frei zu *spielen*. Dazu bedarf der Mensch einer „totalen Revolution in seiner ganzen Empfindungsweise“²³⁸. Schiller zeichnet hier ein offensichtlich utopisches Bild. Für ihn steht – wie für Morris – außer Zweifel, dass erst ein fundamental neues Selbstverständnis des Menschen zum Fluchtpunkt werden kann, um der Verfallsspirale von sozioökonomischer Nutzorientierung, moralischer Indifferenz und seelisch-geistiger Abgestumpftheit zu

²³⁵ Schiller, Friedrich: *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*. Hrsg. von Klaus L. Berghahn, Reclam, Stuttgart 2000, 11

²³⁶ Schiller 2000, 33

²³⁷ Ebd. 34

²³⁸ Ebd. 114

entgehen. Beide – mehr Künstler als Philosophen – sehen im Verlust von Schönheit und ästhetischer Erfahrung eine Gefahr des modernen Lebens, die zur Depravation des Menschen führen müsse. Sind die Menschen erst einmal durch ihre Arbeit von dieser und damit von sich selbst entfremdet, so werden sie sich nach Morris nicht länger „die Mühe machen oder das Geld für die Reformen aufwenden, weil sie das Übel, das unter ihnen lebt, gar nicht mehr spüren, weil sie zu etwas, das weniger ist als ein Mensch, degradiert worden sind, weil sie aufgehört haben [...] an Kunst teilzuhaben.“²³⁹ Gleiches gilt für Schiller:

Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen auch schon in seinem bloß physischen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn, so weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem ästhetischen, nicht aber aus dem physischen Zustande der moralische sich entwickeln kann.²⁴⁰

Die Beschäftigung mit Kunst schult für Schiller und Morris gleichermaßen die Entwicklung der menschlichen Wahrnehmung, des Sensoriums für gesellschaftliche wie individuelle Pathologien. Wer durch monotone und/oder beschwerliche Arbeit ausgelaugt ist, sich am Ende des Arbeitstages nur noch passiv den berieselnden Produkten der modernen, multimedialen Zerstreuungsindustrie hingeben kann, sich folglich von keiner Musik mehr tiefer berühren, von keinem Bild mehr ergreifen lässt, der kann auch nicht vom Leid eines Mitmenschen erreicht werden. Und so schließt Morris den durch Schiller eröffneten Kreis von Kunst und Moral in seinem Essay *Die Schönheit des Lebens* (1880): „Man kann keine Bildung vermitteln, man kann Menschen nicht zivilisieren, wenn man sie nicht an Kunst teilhaben lässt.“²⁴¹

Morris' Firma war im Markt ein Hort des Widerstands gegen den Markt – und natürlich ein völlig unbedeutender Player. Bei aller Hoffnung auf die sozialrevolutionäre Kraft der Kunst war es überdeutlich geworden, dass an der entwicklungsgeschichtlichen Abfolge etwas nicht stimmen konnte. In der *Kunde* folgt denn auch die befreite künstlerische Arbeit auf den Umsturz der politisch-ökonomischen Verhältnisse. Die Verschiebung des Primats von der Kunsterziehung hin zur Politik hat sich in Morris' Vorträgen über Ästhetik ab 1877 abgezeichnet. Am Beginn seiner Ausführungen über *Die geringeren Künste* scheint er der Kunst noch alles zuzutrauen, am Ende werden Zweifel laut:

²³⁹ Morris, William: „Die Schönheit des Lebens.“ In: Ders.: *Wie wir leben und wie wir leben könnten: 4 Essays*. Übers. u. hrsg. von Hans Christian Kirsch, Diederichs, Köln 1983, 73. Im weiteren mit BL [*The Beauty of Life*] zitiert.

²⁴⁰ Schiller 2000, 92

²⁴¹ BL, 75

Solange nicht irgendetwas getan wird, um allen Menschen etwas Freude für die Augen und Erholung für den Geist im Anblick ihrer eigenen Häuser oder der ihrer Nachbarn zu geben, solange nicht der Kontrast zwischen den Weiden, auf denen das Vieh lebt, und den Straßen, in denen Menschen leben, weniger demütigend ausfällt, solange wird wohl die Ausübung der Künste hauptsächlich bei einigen wenigen hochgebildeten Menschen liegen, die es sich leisten können, häufig schöne Gegenden aufzusuchen, und deren Bildung es ihnen erlaubt, bei Betrachtung des vergangenen Ruhms der Welt die Augen vor den täglichen Scheußlichkeiten zu schließen, in denen sich die meisten Menschen bewegen.²⁴²

Morris' Künstlerkollege Oscar Wilde teilte diese Einschätzung. Wilde war ein Ästhet und Dandy, gern gesehener Gast auf Partys der Londoner High Society wie auch bei Vorträgen im Kelmscott House²⁴³ oder der Fabian Society. Hinter seiner snobistischen Attitüde, die Morris denkbar missfiel, steckte ein leidenschaftlicher Kämpfer für das Schöne. Wilde stellte sich aus demselben Grund wie Morris gegen die herrschenden politischen und ökonomischen Verhältnisse. So glaubte er, erst vor dem Hintergrund einer kommunistischen Gesellschaftsordnung würden Kunst und Individualismus nicht länger auf einige Vermögende beschränkt bleiben. In seinem Essay *Die Seele des Menschen im Sozialismus*²⁴⁴ (1891) folgt Wilde Morris' Vision einer regierungsfreien und eigentumslosen Gesellschaft, in der die ganzheitliche Entfaltung der je individuellen menschlichen Persönlichkeit zu einem harmonischen, friedlichen und kooperativen Miteinander führt. Das Dringlichste ist die Abschaffung des Privateigentums:

Denn die Anerkennung des Privateigentums hat dem Individualismus wirklich geschadet und ihn getrübt, indem sie den Menschen mit seinem Besitz gleichsetzt. [...] Sie hat bewirkt, daß Gewinn, nicht Wachstum sein Ziel wurde. So daß der Mensch meinte, das Wichtigste sei das Haben, und nicht wußte, daß es das Wichtigste ist, zu sein. Die wahre Vollendung des Menschen liegt nicht in dem, was er besitzt, sondern in dem, was er ist.²⁴⁵

Morris und Wilde betrachten das Leben von einem ästhetischen Standpunkt aus. Beide utopischen Entwürfe sehen eine Ästhetisierung des Alltags vor, beide Denker lehnen Uniformität und Homogenisierung ebenso ab wie einen dirigistischen Staatssozialismus, und beide setzen auf Revolution. Zwei markante Unterschiede sind aber feststellbar: Wilde gewichtet den künstlerischen Individualismus höher, worunter der Sinn für und die Bedeutung von Gemeinschaft

²⁴² LA, 40

²⁴³ Für eine genauere Auslegung des Verhältnisses zwischen Morris und Wilde siehe: Faulkner, Peter: „William Morris and Oscar Wilde“, in: Journal of the William Morris Society, 14.4, Summer 2002, 25-40, online abrufbar: <http://www.morrisociety.org/JWMS/14.4Summer2002/SU02.14.4.Faulkner.pdf> (Stand: 15.02.2018)

²⁴⁴ Es ist von der Literaturwissenschaft bis heute nicht mit Gewissheit zu beantworten, ob Wildes Essay eine Antwort auf Morris' *Kunde* war, so wie dieser auf Bellamy repliziert hatte. Philip Henderson und Fiona MacCarthy hielten diese Spekulation für plausibel. Vgl. Henderson, Philip: William Morris – His Life, Work and Friends. Thames & Hudson, London 1967, 227f; MacCarthy, Fiona: William Morris – A Life for Our Time. Faber, London 1994, 522

²⁴⁵ Wilde, Oscar: „Die Seele des Menschen im Sozialismus.“ A.a.O., 217f

schwindet. Für ihn „wird der Sozialismus einfach deshalb von Wert sein, weil er zum Individualismus führt.“²⁴⁶ Zweitens manifestiert sich in Wildes Überlegung zur Arbeit eine gegensätzliche Position:

Und da ich das Wort Arbeit ausgesprochen habe, möchte ich darauf hinweisen, wieviel Törichtes heutzutage über die Würde der Handarbeit geschrieben und gesagt wird. Handarbeit ist durchaus nicht etwas, das Würde verleiht, zumeist ist sie absolut erniedrigend. Irgend etwas zu tun, das man ohne Freude ausführt, ist geistig und moralisch verwerflich [...]. Eine schmutzige Straßenkreuzung während acht Stunden des Tages bei scharfem Ostwind zu fegen, ist eine widerliche Beschäftigung. Sie mit geistiger, moralischer oder körperlicher Würde zu fegen, scheint mir unmöglich. Sie mit Freude zu fegen, erscheint mir geradezu ungeheuerlich. Der Mensch ist für Besseres geschaffen, als Dreck aufzuwirbeln.²⁴⁷

Was die konkreten problematischen Arbeitsbedingungen anbelangt, so würden sich Morris und Wilde wohl schnell einig. Nicht jedoch in Bezug auf die grundsätzliche Beurteilung der menschlichen *Vita activa*, denn, so Wilde, „Muße, nicht Arbeit ist das Ziel des Menschen“²⁴⁸. Morris argumentierte für eine Verschränkung von Muße und Arbeit, d.h. dass gerade die notwendige Arbeit aufgewertet und breiter auf die Menschen verteilt werden sollte, wodurch der sklavisch-zwanghafte Charakter, die entkräftenden und entfremdenden Züge in den Hintergrund treten. Wilde setzt jedenfalls ganz auf technischen Fortschritt und Maschinenarbeit:

Es ist eine Tatsache, daß die Zivilisation Sklaven erfordert. Darin hatten die Griechen ganz recht. Wenn nicht Sklaven die häßliche, unangenehme, uninteressante Arbeit ausführen, werden Kultur und Kontemplation beinahe unmöglich sein. Menschliche Sklavenarbeit ist unrecht, inkonstant und demoralisierend. Von der Sklavenarbeit der Maschine, dem mechanischen Sklaventum, hängt die Zukunft der Welt ab. [...] Für jede Stadt wird man große Kräfte-reservoirs errichten und wenn es nötig sein sollte, auch für jedes Haus, und diese Kräfte wird der Mensch in Wärme, Licht oder Bewegung umwandeln, je nach den Lebensnotwendigkeiten.²⁴⁹

Morris hätte gewiss jeder Zivilisation, die auf irgendeine Form von Sklaven zurückgreifen muss, die Legitimität abgesprochen. Sehen wir vom Sprachgebrauch ab, erinnert Wildes Idee einer multiversatilen Energie jedoch unmittelbar an die mächtige Kraft in Morris' *Kunde*, die in allen Häusern zur Verfügung steht, Schiffe geräuschlos und ohne Abgasausstoß antreibt, den Arbeits- und Produktionsalltag wo immer nötig erleichtert. Ob Wildes Einschätzung, wonach bestimmte Handarbeiten niemals der menschlichen Würde genügen könnten, einige von Morris' Vorstellungen als zu romantisierend entlarvt, darüber wollen wir hier nicht entscheiden. Stattdessen wollen wir in unsere Gegenwart blicken und dort nach Spuren jener Utopie suchen, von der Morris und Wilde gemeinsam geträumt hatten.

²⁴⁶ Ebd. 213

²⁴⁷ Ebd. 227

²⁴⁸ Ebd. 228

²⁴⁹ Ebd.

3.6 Von der Utopie zur Wirklichkeit

Was also können wir aus Morris' Vision für unsere Gegenwart mitnehmen? Erstens die Einsicht, dass Arbeit mehr sein kann und sein soll als bloßes Mittel zur Selbsterhaltung. Zweitens, dass eine solche Arbeit erst Kunst hervorzubringen vermag. Drittens die Notwendigkeit einer alles umwälzenden Revolution, die repräsentative Demokratie, Kapitalismus und Industrialisierung überwindet, sodass jene künstlerische Arbeit wieder von vielen und nicht bloß von einigen wenigen geleistet und genossen werden kann. Viertens die unbedingte Verbindung von Natur, Arbeit, Kunst und Schönheit hinsichtlich eines glücklichen Lebens freier und moralischer Menschen.

4. Arbeit im 21. Jahrhundert

Wer die Arbeitswelt des frühen 21. Jahrhunderts betrachtet, stellt rasch fest: Von einer Befreiung der menschlichen Arbeit kann keine Rede sein. Was sich Karl Marx und William Morris vor mittlerweile 150 Jahren erhofft und wofür sie gekämpft hatten, nämlich „*alle Verhältnisse umzuwerfen*, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“²⁵⁰, hat sich weder in den materiell reichsten und technologisch höchstentwickelten Nationalstaaten noch in globaler Perspektive verwirklicht. Im Gegenteil! Nach dem Zusammenbruch des Staatssozialismus Leninscher Prägung – einer parteibürokratisch organisierten, totalitären und antimarxistischen Staatsplanwirtschaft – wurden in den frühen 1990er Jahren die Prinzipien des marktwirtschaftlichen Kapitalismus zu den Prinzipien der Weltwirtschaft. Das heißt: Die menschliche Arbeit steht heute *global* unter dem Diktat des Kapitals.

4.1 Finanzialisierung und Transnationalisierung

Der Kapitalismus des 21. Jahrhunderts ist praktisch wie theoretisch nicht identisch mit dem des 19. Jahrhunderts, obschon einige sozioökonomische Parameter, beispielsweise die extrem polarisierte Verteilung von Privatvermögen, verblüffend ähnliche Werte anzeigen²⁵¹ und uns in

²⁵⁰ Marx, Karl: Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie – Einleitung. In: Marx, Karl / Engels, Friedrich: Studienausgabe in 5 Bänden, Bd. 1 Philosophie, hrsg. von Iring Fetscher, Aufbau, Berlin 2004, 29

²⁵¹ Ich verweise hier nochmals auf Thomas Pikettys *Das Kapital im 21. Jahrhundert*. Die Bedeutung dieses Werks besteht weniger in den darin diskutierten Maßnahmen zur Regulierung des Kapitalismus als vielmehr in der Erarbeitung und in der Darstellung von großen diachronen, empirisch validen Datensätzen.

Europa glauben lassen könnten, das sozialdemokratische 20. Jahrhundert hätte gar nicht stattgefunden. Tatsächlich stehen die zentralen Errungenschaften der Arbeiterbewegung – staatlich garantierte Lohnersatz- und Transferleistungen, Arbeitsrechte, formal gleiche Zugangschancen in Sachen Bildung und Gesundheit, d.h. mit einem Wort: der Sozialstaat – seit den frühen 1980er Jahren aus verschiedenen Richtungen unter Dauerbeschuss. Dies hängt u.a. damit zusammen, dass nach dem Abflauen des kontinentaleuropäischen Wirtschaftswunders²⁵² das Kapital neue Verwertungswege brauchte, welche es in der Bankenwelt fand. In der Politikwissenschaft ist die Rede von der ‚konservativen Revolution‘ bzw. der ‚neoliberalen Wende‘, während die Wirtschaftshistoriker von der ‚Finanzialisierungsphase des Kapitalismus‘ sprechen. Greta Krippner erläutert die Verschiebung innerhalb des Kapitalismus so: „I define financialization as a pattern of accumulation in which profit making occurs increasingly through financial channels rather than through trade and commodity production.“²⁵³ Finanzialisierung bedeutet ganz praktisch, dass Produkte und Prinzipien des Finanzmarktes hinsichtlich des individuellen Einkommens und Vermögens, aber auch hinsichtlich der Betriebsführung eine größere, teils gar entscheidende Rolle spielen – z.B. für den einfachen Lohnarbeiter in Form von kapitalgedeckten Rentensystemen (anstelle klassischer Umlageverfahren), für die Führung von Unternehmen in Form des Aktienmarkts und des damit verknüpften Shareholder-Value-Prinzips²⁵⁴. Die politische Umsetzung dieses ökonomischen Programms nahm ihren Ausgang in den angelsächsischen Ländern, namentlich durch die Politiken Margaret Thatchers im Vereinigten Königreich und Ronald Reagans in den USA. Neben hausgemachten Fehlern der sozialdemokratischen Vorgängerregierung, die für die Labour Party einen massiven Stimmenverlust insbesondere im Kernwählersegment der Arbeiterschicht zur Folge hatten, verdankte Thatcher ihren Wahlsieg

²⁵² Kontinentaleuropa erlebte nach dem Zweiten Weltkrieg eine Phase überdurchschnittlichen Wirtschaftswachstums. Zwischen 1950 und 1970 lag das durchschnittliche Produktionswachstum pro Kopf bei über 5%. Zum Vergleich: Zwischen 1700 und 1820 lag jenes bei 0,1%, zwischen 1820 und 1913 bei 1%. In Frankreich spricht man von ‚Les Trente Glorieuses‘ (die 30 glorreichen Jahre, bezogen auf die Jahre 1945-1975), in Italien und Spanien vom ‚miracolo economico‘ bzw. ‚milagro español‘, in Deutschland und Österreich vom ‚Wirtschaftswunder‘. Die Wirtschaftswissenschaften kennen verschiedene Theorien, um dieses außergewöhnliche Phänomen zu erklären. Am breitesten akzeptiert ist die Annahme, dass bis 1950 Rekonstruktionseffekte aufgrund der zerstörten (v.a. städtischen) Infrastruktur, später dann strukturelle Aufholprozesse die Wachstumshöhe bestimmten, da die kontinentaleuropäische Wirtschaft im Vergleich zur US-amerikanischen und englischen pro Kopf sowohl unproduktiver als auch generell weniger industrialisiert war (Bsp.: 1950 waren nur 5% der englischen, aber immer noch 24% der deutschen Werk tätigen im landwirtschaftlichen Sektor beschäftigt). Alle Zahlen und weitere Statistiken finden sich bei Piketty 2014, 131-141.

²⁵³ Krippner, Greta R.: The Financialization of the American Economy. In: Socio-Economic Review, 3, 2005, 174; Vgl. Dies.: Capitalizing on Crisis – The Political Origins of the Rise of Finance. Harvard University Press 2012

²⁵⁴ Ziel für die Unternehmensführung von Aktiengesellschaften ist hierbei die Maximierung des Gewinns der Anteilseigner (Shareholder), d.h. ein möglichst hoher Aktienkurs. Anders beim sog. Stakeholder-Value-Ansatz, bei dem nicht allein die Anteilseigner im Mittelpunkt stehen, sondern die Interessen aller am Wirtschaftsprozess beteiligten Akteure, d.h. Mitarbeiter, Kunden, Lieferanten, Staat und Natur usw. berücksichtigt werden sollen.

1979 vor allem dem ökonomischen Kriterium, das heute unter dem Schlagwort *Wettbewerbsfähigkeit* in aller Munde ist: „In Großbritannien fällt [Ende der 1970er Jahre; Anm. d. Verf.] das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf unter das Niveau Deutschlands, Frankreichs, Japans und sogar Italiens. Man kann durchaus annehmen, dass dieses Gefühl, eingeholt – im Fall Großbritanniens ja sogar überholt – worden zu sein, eine wichtige Rolle bei der ‚konservativen Revolution‘ gespielt hat.“²⁵⁵ Thatchers Wirtschaftspolitik hatte sozialpolitisch einschneidende, für die Arbeiterschaft unbezweifelbar verheerende Auswirkungen. Der nach globalem Maßstab unrentablen Bergbauindustrie wurden keine Subventionen gewährt, was den raschen Zusammenbruch beförderte und besonders die davon betroffene nordenglische Bevölkerung traumatisierte. Der Arbeitsmarkt wurde flexibilisiert, Staatsunternehmen privatisiert, der Militärhaushalt aufgestockt, die Macht der Gewerkschaften gebrochen. Von weltweiter systematischer Bedeutung war die vom monetaristischen Denken geprägte Deregulierung des Finanz- und Bankwesens, einschließlich einer Steuerreform mit wesentlichen Senkungen der Einkommensteuer, der Unternehmenssteuern und der Steuern auf Veräußerungsgewinne. Ähnliches vollzog die Wirtschaftspolitik Reagans in den USA. Diese Politik der Hofierung des Kapitals – und damit der besitzenden Klasse – entfachte den marktwirtschaftlichen Wettbewerb nachhaltig und bestimmt bis heute den wirtschaftspolitischen Diskurs. Ihren größten Erfolg benannte Thatcher selbst trocken britisch: „Tony Blair und New Labour. Wir haben unsere Gegner gezwungen, ihren Kurs zu verändern.“²⁵⁶ Die gesellschaftspolitischen Konsequenzen waren desaströs, weil es – mit Blair im Vereinigten Königreich und Gerhard Schröder in Deutschland – Sozialdemokraten waren, die das Erbe Thatchers antraten und ihre Politik prolongierten. Blair und Schröder entfernten sich und ihre Partei durch die kapitalorientierte politische Agenda von den traditionellen Kernwählern, d.h. der Arbeiterschicht. In Großbritannien wuchs – insbesondere auf kommunaler Ebene – in den deindustrialisierten Gebieten der Einfluss nationalistischer Parteien, zunächst in Gestalt der ‚British National Party‘, ab 2010 durch die ‚UK Independence Party‘. In Deutschland wandten sich tausende Mitglieder und wichtige Funktionäre von der SPD ab.²⁵⁷ Bis heute hat die SPD keine klare politische Linie gegenüber Schröders Erbe der *Agenda 2010*

²⁵⁵ Piketty 2014, 137

²⁵⁶ Zit. nach: Jones, Owen: Prolls – Die Dämonisierung der Arbeiterklasse. Verlag André Thiele, Mainz 2013, 282

²⁵⁷ An der Spitze der Partei kam es zum Streit zwischen Bundeskanzler Schröder und Oskar Lafontaine, Parteichef und Finanzminister, der 1999, nur ein halbes Jahr nach Bildung der rot-grünen Regierung, von allen Ämtern zurücktrat. Lafontaine sah in der Agenda-Politik die sozialdemokratischen Ideale verraten und entwickelte sich zum innerparteilichen Gegenspieler Schröders, fand in dieser jedoch keine Mehrheit für seine Positionen. Mit Blick auf die nächste Bundestagswahl schlossen sich 2004 regierungskritische SPD-Mitglieder – darunter vor allem Gewerkschaftler – zur *Wahlalternative Arbeit & soziale Gerechtigkeit* (WASG) zusammen, welcher später auch Lafontaine beitrug. 2007 fusionierten WASG und die ausschließlich in den neuen Bundesländern antretende PDS zur Partei *Die Linke*.

bzw. keine neue sozial- und wirtschaftspolitische Strategie gefunden. Die Kapitalorientierung der gemäßigten Linken hat quer durch Europa zu ihrem Niedergang und zur Erstarkung der (extremen) Rechten beigetragen, welche sich, wie in den 1920er Jahren, zu den ‚wahren‘ politischen Vertretern der Arbeiter und Angestellten stilisieren.

Freier Waren-, Dienstleistungs- und Kapitalverkehr heißen die fundamentalen Dogmen des weltweiten Finanzmarktkapitalismus bzw. des finanzialisierten Kapitalismus seit den 1990er Jahren.²⁵⁸ Dieser zeichnet sich dadurch aus, dass die globalen Finanzmärkte qualitativ und quantitativ über die Realwirtschaft dominieren: Qualitativ, weil die für den Geld- und Kapitalmarkt relevanten Kriterien und Maßstäbe das realwirtschaftliche Handeln bestimmen²⁵⁹; quantitativ, weil die Handelsvolumina an den Finanzmärkten längst weit größer sind als jene in der Realwirtschaft. Die Rede von *den Finanzmärkten* verdunkelt und lichtet zugleich: Hinter diesem Sammelbegriff stehen die handelnden Akteure, nämlich private ebenso wie institutionelle Börsenspekulanten, Banken, Investment-, Versicherungs- oder Pensionsfonds, Staaten, (private) Ratingagenturen, Hedgefonds usw. Auch der außerbörsliche Derivatehandel sowie das so gehandelte Beteiligungskapital, besser bekannt als Private Equity, zählen zu den Finanzmarktakteuren. Die große Schwierigkeit besteht darin, zwischen den Akteuren die Kapitalströme sichtbar und zuordenbar zu machen. Da in der EU Kapitalverkehrskontrollen grundsätzlich verboten sind, ist die anonymisierende Rede von *den Märkten* tatsächlich erhellend. Die politische Strategie der EU-Kommission sieht bis 2019 die Schaffung einer einheitlichen Kapitalmarktunion vor, die gesetzlich die bislang als ‚Notfallschutzklauseln‘ möglichen nationalstaatlichen Kapitalkontrollen endgültig verbietet. Eine Redimensionierung der Finanzwirtschaft durch eine von nationalen Gesetzgebern initiierte Regulierung der Kapitalströme ist – der Finanz- und Bankenkrise des Jahres 2008 zum Trotz – in naher Zukunft nicht zu erwarten.

Dank der Finanzialisierung des Kapitalismus wurden nicht nur tausende Arbeitsplätze in der Finanz- und Bankbranche geschaffen. Es kam auch zu einem umfassenden Wandel der Arbeitskultur, beginnend mit einer kultartigen Verehrung der Finanzmarktalchemisten, die in Winde-seile Kapital rund um den Globus zirkulieren ließen und es dabei scheinbar mühelos vermehren

²⁵⁸ Für einen Überblick über die historischen Stationen der politischen Willensentscheide und die ökonomischen Auswirkungen siehe: Loheide, Johannes: Finanzmarkt ohne Grenzen? Regionalpolitik und Finanzplätze in der Globalisierung. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2008 (insb. S. 33-94)

²⁵⁹ Beispielsweise ist die vielfach beklagte Ausrichtung von Aktiengesellschaften an kurzfristig erreichbaren Zielen mit der Pflicht zur Offenlegung der Quartalszahlen zusammen zu denken, welche wiederum ausschlaggebend sind für den Aktienwert, das Einsteigen von Investoren usw. Diese Systematik erschwert es, ein Geschäftsmodell auf Langfristigkeit hin zu planen und ggf. längere Schwächephasen der wirtschaftlichen Entwicklung hinzunehmen.

konnten²⁶⁰; nachgelagert expandierte das Consulting- bzw. Unternehmensberatungsgewerbe mit neuen, an den Leitlinien des globalisierten Finanzmarkts ausgerichteten Managementansätzen; und schließlich etablierte sich eine kreditbasierte, hedonistisch-materialistische Konsumkultur. Ganz konkret, also auf der Ebene des einfachen Lohnarbeiters, hatte die Finanzialisierung des Kapitalismus „erhebliche Auswirkungen auf die betriebliche Herrschaft und die Organisation von Erwerbsarbeit“ im Allgemeinen, wie der Arbeitssoziologe Jörg Flecker festhält:

Erstens treibt sie Flexibilisierung der Arbeit voran: Sollen die Aktionärsinkommen stabil und im Voraus über Gewinnziele planbar sein, dann braucht es aufgrund der Schwankungen des Geschäftsganges entsprechende Flexibilität bei der Beschäftigung und bei der Bezahlung der Arbeitenden [...].

Zweitens beschleunigt das neue Regime die Umstrukturierungen von Unternehmen: Wenig gewinnträchtige Teile werden abgestoßen, nicht zum Kerngeschäft gehörige Funktionen werden ausgelagert und Gewinne mit der Zerschlagung von Unternehmen und dem Verkauf ihrer Teile gemacht. Das erhöht die Unsicherheit für die Beschäftigten erheblich.

Drittens wird der Druck auf die Unternehmen intern weitergegeben, indem sie in kosten- oder gewinnverantwortliche Untereinheiten gegliedert werden, die man über Kennzahlen steuert. So werden der Marktdruck und die Gewinnvorgaben möglichst nahe an die einzelnen Arbeitsplätze gebracht [...].

Viertens untergraben ständige Umstrukturierungen und erhöhte Unsicherheit die auf Gegenseitigkeit aufbauenden Vertrauensbeziehungen im Unternehmen. [...] Das Management fordert zwar ständig höhere Leistungen von den Arbeitenden, kann aber die Voraussetzungen in Form von Investitionen in Weiterbildung, Beschäftigungssicherheit und Aufstiegsversprechen nicht mehr glaubwürdig schaffen.²⁶¹

Die Finanzialisierung des Kapitalismus ist ohne die Entwicklungen der modernen Informations- und Kommunikationstechnologien undenkbar. Der Großteil der Geschäftszweige der Finanzdienstleister beruht auf der Digitaltechnik, darunter der Hochfrequenzhandel und das algorithmische, vollautomatisierte Handeln von Wertpapieren. Dies ist ein Sektor, der auf den ersten Blick wenig bis nichts mit Leben und Arbeit der meisten Menschen zu tun hat – und doch sind die realwirtschaftlichen Auswirkungen gravierend. Die Weltwirtschaftskrise ab 2007 entzündete sich nicht an politischen Verwerfungen oder an einem plötzlichen Ressourcenschock, sondern an bestimmten Finanzproduktinnovationen. Gebündelte Subprime-Kredite (Hypothekendarlehen) US-amerikanischer Banken, die diese zur Grundlage von scheinbar renditestarken Finanzprodukten verwoben, wurden unter Mitwirkung der in Privatbesitz befindlichen und für ihre ‚Leistungen‘ bezahlten Ratingagenturen an europäische und asiatische Banken verkauft und internationalisierten damit das ursprünglich inneramerikanische Risiko für Immobilienkredite. Als die Kredite nicht mehr bedient wurden, kam es zu einer Bankenkrise. In der Folge gingen Unternehmen pleite und europäische Banken mussten mit Steuergeldern in Milliardenhöhe gestützt werden. Die politischen Konsequenzen: Sozialstaatsprogramme wurden in vielen Ländern Europas gekürzt, die Spitzensteuersätze blieben unangetastet, und zur Beruhigung der

²⁶⁰ Diesem Typus des Investmentbankers, dem Politiker ebenso geblendet zu Füßen lagen wie viele andere Menschen, setzte Oliver Stone in seinem Spielfilm *Wall Street* (1987) ein kritisches Denkmal.

²⁶¹ Flecker, Jörg: *Arbeit und Beschäftigung – Eine soziologische Einführung*. Facultas/UTB, Wien 2017, 192

Öffentlichkeit sprachen Politiker fast sämtlicher Couleurs von einer Finanztransaktionssteuer und einer strengeren Bankenregulierung.²⁶²

Verlassen wir den Finanzsektor und wenden wir uns der zweiten Seite der blechernen Medaille zu: der Transnationalisierung der Produktion. Zeitgleich zum Durchbruch der Finanzialisierung lässt sich seit den späten 1970er Jahren beobachten, dass die weltwirtschaftlich dominierenden Nationalstaaten mit einer Deindustrialisierung zu kämpfen haben. Viele industriell organisierte Produktionszweige sind seither aus den Ländern des Nordens in den globalen Süden – Indien, Bangladesch, Brasilien, China – abgewandert, angefangen mit der Textil- und Bekleidungsindustrie über die Schwerindustrie bis zur Elektronikartikelproduktion. Soziologisch betrachtet, verschwand damit die traditionelle Arbeiterklasse, die sich – bei all ihrer internen Heterogenität – als ein Block aus der Industriearbeiterschaft herausgebildet hatte und zur politischen Kraft wurde. Heute sind Arbeiter und Angestellte hinsichtlich ihres Arbeitsvertragsmodells in verschiedene Gruppen zersplittet. Auch Betriebsräte und Gewerkschaften verlieren an Einfluss, leiden an Mitgliederschwund und bekämpfen sich teilweise untereinander.²⁶³ Das Spezifikum der industriellen Arbeits- und Produktionsbedingungen des 21. Jahrhunderts besteht nicht darin, dass sämtliche Unternehmen einfach in Länder mit billigeren Löhnen abgewandert sind, sondern in der Verflechtung und gleichzeitigen Zergliederung unterschiedlicher Arbeitsschritte. Die Industrie des 19. und frühen 20. Jahrhunderts funktionierte in der Weise, dass Rohstoffe aus dem globalen Süden, der sog. Dritten Welt, in die Industrieländer, die sog. Erste Welt, transportiert und dort zum Endprodukt verarbeitet wurden. Die kolonialistische Ausbeutung wurde in eine machtpolitisch asymmetrische Außenhandelsbeziehung überführt. Als ordnungspolitischer Rahmen fungierten nationalstaatliche Handelsgesetze, Zölle, Importkontingente usw. Unter dem Dach des Freihandels und der global frei zirkulierenden Kapitalströme kann der Nationalstaat diese Rolle nicht mehr wahrnehmen. Große Industrieunternehmen sind nicht länger *international* tätig, sondern *transnational*, d.h. sie operieren jenseits nationalstaatlicher Regulierungen. Auf die historische Tragweite dieses bewusst herbeigeführten nationalstaatlichen Kontrollverlusts hat der Sozialphilosoph André Gorz hingewiesen:

²⁶² Vgl. die Debatten über internationale Regelwerke für Banken, insbesondere die Eigenkapitalvereinbarungen, die im Rahmen des sog. Basler Ausschusses (mit Sitz an der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich in Basel) zwischen den führenden Wirtschaftsmächten (erweiterte G20-Staaten) verhandelt werden.

²⁶³ Vgl. bspw. die Debatten im Jahr 2013 innerhalb der österreichischen Lehrgewerkschaft über ein neues Lehrendienstrecht, bei denen ein Generationenkonflikt spürbar wurde. In Deutschland kämpften 2014 die GDL (Gewerkschaft der Lokomotivführer) und die EVG (Eisenbahn- und Verkehrsgewerkschaft) um den Vertretungsanspruch für das (ganze) Zugpersonal.

Niemals zuvor hatte sich der Kapitalismus derart vollständig der politischen Kontrolle entziehen können. Man darf jedoch nicht vergessen, daß er diese Niederlage allein den *Nationalstaaten* beigebracht hat. Und daß er sie nur durch die Errichtung eines supranationalen, allgegenwärtigen Staates mit eigenen Institutionen, eigenen Bürokratien und eigenen Einflüßbereichen beherrscht. Bei diesen Institutionen handelt es sich [...] um die Welthandelsorganisation [...], den Internationalen Währungsfond, die Weltbank und die OECD.²⁶⁴

Die wirtschafts- und sozialwissenschaftliche Forschung hat durch die Konzepte der ‚Global Value Chains‘ (globale Wertschöpfungsketten) oder der ‚Global Production Networks‘ die Organisation heutiger industrieller Produktion nachgezeichnet.²⁶⁵ Diese global agierenden Unternehmen sind als Aktiengesellschaften dem Shareholder-Value, d.h. den oben genannten Kriterien der Finanzialisierung verpflichtet, und sie sind operativ als flexible Netzwerke strukturiert: „Die Knoten des Netzes sind die Betriebe, die für Teile von Produktionsprozessen und Dienstleistungserbringungen zuständig und entsprechend mit anderen Betrieben vernetzt sind.“²⁶⁶ Rund um den Hauptknotenpunkt, quasi der real verortbare Stammsitz eines Unternehmens, entsteht ein Netzwerk von vertraglich gebundenen, jedoch eigenständigen Zulieferbetrieben (Rohstoffe, Teilprodukte etc.), Auftragsherstellern (Endprodukt), Servicepartnern (Reparatur, Call-center etc.) und sonstigen Dienstleistern (etwa Buchhaltung). So ist es möglich, dass beispielsweise die US-amerikanische Firma *Apple* zu den größten und umsatzstärksten IT-Unternehmen der Welt gehört, ohne auch nur einen einzigen Mitarbeiter direkt in der Industrieproduktion zu beschäftigen.²⁶⁷ Damit entzieht sich ein solches Unternehmen von vornherein bestimmten Fragen und Problemstellungen. Vordergründig und rechtlich liegt es allein an den Partnern im Netzwerk, wie und wo sie ihren Arbeitsschritt auf dem Weg zum Endprodukt ausführen, wie die qualitativen und quantitativen Arbeitsbedingungen dabei aussehen, woher die Rohstoffe stammen usw. Auf der Kapitaleseite nutzen transnationale Unternehmen wie *Apple* die Spielräume des freien, deregulierten Kapitalverkehrs, um sich einer Besteuerung des Gewinns so weit als möglich zu entziehen – ein krasser Wettbewerbsvorteil im Vergleich zu lokal gebundenen Kleinst- und Kleinunternehmen, die über keine kundigen Rechts- und Finanzabteilungen verfügen, die die *legalen* Steuervermeidungsoptionen zu eruieren und zu nutzen verstehen.²⁶⁸

²⁶⁴ Gorz, André: Arbeit zwischen Misere und Utopie. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2000, 25

²⁶⁵ Vgl. Porter, Michael E.: Competitive Advantage: Creating and Sustaining Superior Performance. Simon & Schuster, New York 1985; Wallerstein, Immanuel / Hopkins, Terence K.: „Patterns of development of the modern world-system“, in: *Review*, 1, 1977, 11-145

²⁶⁶ Flecker 2017, 239

²⁶⁷ Das erste iPhone ließ Apple 2007 exklusiv vom taiwanesischen Auftragsfertiger Foxconn herstellen. Einzelne Bestandteile und Baugruppen kommen von über 30 Zulieferern, darunter Bosch (Sensoren), Corning (Glas/Display), GT Advanced Technologies (Display), Texas Instruments (Halbleiter), Toshiba (Flashspeicher) u.v.m.

²⁶⁸ Die durch Whistleblowing und investigativen Journalismus zur Enthüllung gebrachten *Panama Papers* belegten 2016 ein globales Netzwerk der systematischen Steuervermeidung, sowohl auf Betriebsebene als auch auf privater Ebene. Durch ein undurchsichtiges Konstrukt von Briefkastenfirmen, Kapitalverschiebungen, Bilanzierungskniffen etc. half die auf dem Offshore-Finanzplatz Panama beheimatete Kanzlei *Mossack Fonseca* ihren

Hinzu tritt ein weiterer Aspekt der transnationalen Produktionsweise im 21. Jahrhundert: die sozialwissenschaftlich sog. ‚doppelte Mobilität‘. Hierbei geht es um eine zweifache Mobilität von Kapital und Arbeit, die dazu führt, dass „transnationale Unternehmen vor Ort keine einheimischen Arbeitskräfte beschäftigen, sondern Migranten und Migrantinnen oder mobile Arbeitskräfte.“²⁶⁹ Am Beispiel der Fußballweltmeisterschaft 2022 in Katar lässt sich die doppelte Mobilität nachzeichnen. Die katarische Politik beauftragte das deutsche Planungsbüro *Albert Speer und Partner*, einen Masterplan für die Gestaltung des Sportereignisses zu entwickeln²⁷⁰, dazu gehören die architektonischen Entwürfe von acht Stadien, Hotels und Infrastrukturanlagen. Umgesetzt werden die Pläne von verschiedenen transnationalen Baufirmen, z.B. der deutschen *Hochtief Aktiengesellschaft*²⁷¹ (im Rahmen des Joint Venture mit der *Lusail Real Estate Development Company: Lusail Hochtief Q.S.C.*), welche wiederum diverse Arbeitsschritte an Subunternehmen ausgelagert hat. Am Ende einer nahezu undurchschaubaren Kette rangieren Tausende von Arbeitsmigranten, vorwiegend aus Nepal, Pakistan, Indien und Ostafrika, die unter sklavischen Bedingungen²⁷² die konkrete Arbeit verrichten. Alle beteiligten Akteure wälzen die Verantwortung jeweils auf die nächste untere Ebene ab, eine Besserung der lokalen Verhältnisse in Gestalt eines modernen und exekutierten Arbeitsrechts – im Gegensatz zum vorherrschenden traditionellen Kafala-System²⁷³ – ist nicht in Sicht.

Wer die skrupellose Ausbeutung von Arbeitsmigranten allein als Problem rückständiger Entwicklungsländer oder theokratischer Unrechtsstaaten betrachtet, die keine historisch gewachsene Arbeiterbewegung und damit keine ausgleichende Sozialgesetzgebung kennen, der irrt. Im

reichen Klienten Steuern zu ‚sparen‘. Je nach Kundenwunsch wurden legale oder illegale Wege gesucht und gefunden, um Kapital zu verstecken. Vgl. das Dossier des *Guardian*: <https://www.theguardian.com/news/series/panama-papers> (Stand: April 2018)

²⁶⁹ Flecker 2017, 238

²⁷⁰ Vgl. <http://www.as-p.de/projekte/project/fifa-fussball-weltmeisterschaft-TM-2022-katar-84/show/> (Abgerufen am 05.03.2018)

²⁷¹ Die Hochtief AG hat ihren Sitz in Essen (Deutschland). Sie erwirtschaftete 2016 einen Umsatz von 19,91 Mrd. Euro, wobei der Auslandsanteil am Umsatz 95% betrug.

²⁷² Über die Zustände berichtete zunächst im September 2013 der englische *Guardian* in seiner investigativjournalistischen Reihe ‚Modern-day slavery: a global forum‘, online verfügbar unter: <https://www.theguardian.com/world/2013/sep/25/revealed-qatars-world-cup-slaves> (Stand: 05.03.2018). Eine Reportage von Esther Saoub für den *Deutschlandfunk* zeigte im Jänner 2017, dass sich an den elenden Arbeitsbedingungen kaum etwas geändert hatte. Siehe: http://www.deutschlandfunk.de/fussball-wm-2022-wer-in-katar-fuer-die-fussball-wm-baut.724.de.html?dram:article_id=376435 (Stand: 05.03.2018)

²⁷³ Kafala bezeichnet das in den arabischen Golfstaaten traditionelle Bürgschaftssystem, in dem die Prüfung der Einhaltung des nationalstaatlichen Arbeitsrechts auf die Bürgen übertragen wird. Der lokale Arbeitgeber fungiert als Bürge (kafil) für die von ihm angestellte ausländische Arbeitskraft, regelt die Einreiseformalitäten und alle weiteren Vertragsinhalte. Zu diesem Zweck zieht der Bürge idR den Pass des Arbeitnehmers für die Dauer des Vertrags ein.

italienischen Städtchen Prato (Toskana), seit dem Mittelalter ein Zentrum für Herstellung und Handel von Textilien, besteht die Bevölkerung aus rund 190.000 Einwohnern, von denen etwa 20.000 die chinesische Staatsbürgerschaft besitzen. Nach dem Niedergang der italienischen Textilindustrie in den 1980er Jahren gingen die Fabriken größtenteils in den Besitz von chinesischen Unternehmern über. Der große Schub kam durch den Eintritt Chinas in die WTO im Jahr 2001. Von den rund 4000 gemeldeten Bekleidungsunternehmen in der Region gehören seither rund 3500 chinesischen Eigentümern. Im Akkord produzieren chinesische Arbeitsmigranten aus chinesischen Stoffen Kleidungsstücke *Made in Italy*. Die Beschäftigten arbeiten jenseits der 8 Stunden am Tag, erhalten Stundenlöhne zwischen ein und drei Euro, wohnen und essen im firmeneigenen Quartier.²⁷⁴ Jedes Bestreben hinsichtlich einer gewerkschaftlichen Organisation, jeder Versuch von außen, die Arbeiter zu einer solidarischen und widerstandsfähigen Einheit zu verschmelzen, scheitert nicht nur an den kulturellen Barrieren, sondern an der zugrundeliegenden temporären Struktur der Arbeitsverhältnisse – sofern es überhaupt einen offiziellen Arbeitsvertrag gibt. Die Arbeiter werden spätestens nach zwei Jahren durch neue Arbeiter aus der alten Heimat ausgetauscht. Dadurch fehlt „den Arbeitenden jegliche Einbettung in die lokale und nationale Gesellschaft“, sie „wissen häufig nicht über ihre nationalstaatlich geregelten Rechte Bescheid und sind nicht in lokalen Gewerkschaften organisiert.“²⁷⁵ Analoges gibt es bspw. aus der deutschen Fleischindustrie zu berichten, wo vorwiegend arme Südosteuropäer mittels Subunternehmen und auf Werkvertragsbasis dafür sorgen, dass die Kosten für die Unternehmen sinken und die Profitrate steigt.²⁷⁶ Ähnliche Zustände berichten in periodischen Abständen investigative Journalisten, der Internationale Gewerkschaftsbund (IGB), Amnesty International etc. über ausgebeutete Erntehelfer in Griechenland und Süditalien, oder auch über das Baugewerbe im großen, europaweiten Stil, das immer wieder im Mittelpunkt von Untersuchungen der nationalstaatlichen Staatsanwaltschaften steht. In aller Regel scheitern die lokalen Behörden an den intransparenten Netzwerkkonstruktionen aus Subunternehmen und Subsubunternehmen, oder müssen gar feststellen, dass diese Systeme, die z.B. lokale Mindestlöhne und Arbeitsrechte umgehen, im transnationalen Rechtsgebaren legal sind.²⁷⁷

²⁷⁴ Vgl. Bastaroli, Susanna: „Chinesische Sklavenarbeit in der Toskana“, in: *Die Presse* vom 06.04.2014, online abrufbar: <https://diepresse.com/home/wirtschaft/international/1587121/Chinesische-Sklavenarbeit-in-der-Toskana> (Stand: 05.03.2018)

²⁷⁵ Flecker 2017, 239

²⁷⁶ Vgl. Honnigford, Bernhard: „So ergeht es osteuropäischen Arbeitern in der Schweinemast-Branche“, in: *Badische Zeitung* vom 14.04.2014, online abrufbar: <http://www.badische-zeitung.de/deutschland-1/so-ergeht-es-osteuropaeischen-arbeitern-in-der-schweinemast-branchen--83245124.html#> (Stand: 02.03.2018)

²⁷⁷ Vgl. die umstrittene Entsende-Richtlinie der EU für den grenzüberschreitenden Einsatz von Arbeitskräften, die von manchen

Ein weniger dramatisches, nichtsdestotrotz prototypisches Anschauungsmaterial in Sachen Finanzialisierung und Transnationalisierung liefert der Umgang mit *Nokias* Produktionsstandort (u.a. für Mobiltelefone und Smartphones) in Bochum.²⁷⁸ Zwischen 1995 und 2000 wurde das Betriebsgelände mit Subventionen des Landes Nordrhein-Westfalen ausgebaut. Kolportiert wurden Summen zwischen 40 und 60 Millionen Euro. Im Gegenzug hatte sich Nokia zu einer Standortgarantie bis mindestens zum Jahre 2006 bekannt. 2001 drohte Nokia trotzdem mit einer Schließung des Werks, da die Produktionsbedingungen (zu hohe Löhne, zu geringe Flexibilität der Belegschaft) selbst im Vergleich zum finnischen Stammsitz untragbar wären. Politik und Management einigten sich auf einen schrittweisen Abbau von zunächst 350 der 3000 Festangestellten, gleichzeitig stellte Nokia billigere Leiharbeiter ein. 2008 beschloss Nokia trotz positiver Betriebsbilanz die endgültige Auflassung des Standortes. Unternehmenssprecherin Arja Suominen sagte, die Zahlen spiegelten nicht die „Profitabilität unter Marktgesichtspunkten“²⁷⁹ wider. Direkt betroffen waren rund 2300 Festangestellte und 800 Leiharbeiter, indirekt – bspw. bei Zulieferbetrieben und Speditionspartnern – fielen weitere Arbeitsplätze weg. Nokia verlegte die Produktion nach Cluj, Rumänien, was die lokale Politik dem Konzern mit einem Erlass der Gewerbesteuer dankte. Diese Art der Subventionierung brachte Nokia ca. 15 Millionen Euro bis 2011, dann wurde auch dieses Werk geschlossen und 2200 Arbeitskräfte freigestellt.

Aufschlussreich für die Entwicklung des Finanzmarktkapitalismus ist im geschilderten Fall die Aussage von Arja Suominen. Isoliert betrachtet war der Standort Bochum ökonomisch profitabel, technisch kontinuierlich auf dem neuesten Stand gehalten, die Belegschaft seit den Restrukturierungen 2001 strukturell (Leih- und Zeitarbeit) als auch ideell (Bereitschaft zu Feiertags- und Wochenendarbeit, Überstundenpauschalierung, Kurzarbeit) wesentlich flexibilisiert. Unter „Marktgesichtspunkten“ boten andere Standorte jedoch bessere Bedingungen, d.h. in abstracto eine höhere Kapitalrendite, in concreto geringere Löhne, keine starke Gewerkschaft, geringere Abgaben (Steuern, Lohnnebenkosten etc.). Der niedrige und billige Lebensstandard der rumänischen Arbeiterschaft gereichte ihr zum Wettbewerbsvorteil gegenüber dem deutschen Pendant. Die Quintessenz: Nationalstaaten und ihre auf Erwerbsarbeit angewiesene Bevölkerung werden von den Unternehmen im finanzialisierten und transnationalisierten Marktkapitalismus gegeneinander ausgespielt. Im Falle der für viele Menschen empörenden, systemisch jedoch

²⁷⁸ Vgl. Hüwel, Detlev / Kowalewsky, Reinhard: „Das Nokia-Lehrstück“. In: *Rheinische Post*, 30.09.2011, online abrufbar: <http://www.rp-online.de/wirtschaft/unternehmen/das-nokia-lehrstueck-aid-1.2318315> (Stand: 02.03.2018)

²⁷⁹ Zit. nach einem Bericht im *Spiegel*, vom 30.01.2008, siehe: <http://www.spiegel.de/wirtschaft/134-millionen-euro-nokia-soll-in-bochum-fette-gewinne-eingefahren-haben-a-532050.html> (Stand: 02.03.2018)

absolut schlüssigen und geradezu gebotenen Entscheidung des Managements von Nokia trat die ganze gesellschaftliche Sprengkraft zu Tage. Jürgen Rüttgers, damaliger Ministerpräsident Nordrhein-Westfalens für die CDU, sagte 2009 bei einer öffentlichen Wahlkampfveranstaltung in Duisburg: „Im Unterschied zu den Arbeitnehmern hier im Ruhrgebiet kommen die Rumänen eben nicht morgens um sieben zur ersten Schicht und bleiben bis zum Schluss da, sondern sie kommen und gehen wann sie wollen und wissen nicht, was sie tun.“²⁸⁰ Die Häme, die Rüttgers angesichts kolportierter Schwierigkeiten im rumänischen Nokia-Werk über das Management ausschüttete, hat einen offen kulturrassistischen Boden. Gerade diese Argumentationsstrategie, die Sündenböcke präsentiert, passt in das Bild einer heuchlerischen kapitalorientierten Politik – einerlei ob nominell christdemokratisch-konservativ oder sozialdemokratisch –, welche strukturell alles dafür getan hat, globale Märkte zu öffnen und Regulatorien abzubauen, was die hohen sozialen und arbeitsrechtlichen Standards der deutschen Wirtschaft notwendig unterminieren musste. Diese Politik erweckt nicht nur den Eindruck, der ausländische Arbeiter würde dem Einheimischen den Arbeitsplatz wegnehmen, sie befördert ihn. Transnationalisierung und doppelte Mobilität sind beispielsweise in Gestalt von Pflegekräften aus Osteuropa längst bei allen Gesellschaftsschichten Österreichs angekommen.²⁸¹

4.2 Digitalisierung und Automatisierung

Im frühen 21. Jahrhundert sind nahezu alle Berufe und Arbeitsformen mit digitaler Technik verknüpft: Vom einfachen Lehrer, der seinen Unterricht in einem elektronischen Klassenbuch dokumentiert, Hausübungen per E-Mail sammelt oder die Schüler im Internet für Referate und Gruppenarbeiten recherchieren lässt, über den Bäcker, der seine Zutatenbestellungen bei Großhändlern via online-Formular ordert, den Architekten, der ohne Papier und Stift allein am Computer mittels CAD-Programmen (computer aided design) seine Pläne erstellt, bis zum Metallfacharbeiter, der CNC-basierte (computerized numerical control) Maschinen nutzt und selbst programmiert. In all den genannten Fällen sehen wir die Digitalisierung der Arbeit auf ihrer ersten Stufe, d.h. sie ersetzt analoge Medien und Umgangsformen wie Papier, Telefonate oder

²⁸⁰ Mitglieder der Jungen Sozialisten schnitten die Wahlkampfrede mit und stellten sie anschließend ins Internet. Siehe: https://www.youtube.com/watch?v=MNNUXx4_UJE (Stand: 02.03.2018)

²⁸¹ Im Jänner 2017 waren laut Wirtschaftskammer Österreich 60.589 Personenbetreuerinnen auf selbstständiger Basis aktiv. Hinsichtlich der Nationalität entfallen davon 43,1% auf die Slowakei, 39,9% auf Rumänien und nur 1,7% auf Österreich. Vgl. Staudacher, Anita: „24-Stunden-Betreuung wird österreichischer“, in: *Kurier* vom 21.02.2017, online abrufbar: <https://kurier.at/wirtschaft/24-stunden-betreuung-wird-oesterreichischer/247.626.737> (Stand: 02.03.2018)

die manuelle Ausrichtung von Schneidewerkzeugen. Dies scheint auf den ersten Blick wenig spektakulär. Die zugrundeliegende Veränderung ist jedoch fundamental: Alle individuellen Schritte und alle Inhalte im Arbeitsprozess werden informatisiert, d.h. in ein standardisiertes Datenformat gebracht. Wissen und Information lösen sich vom operativ tätigen Menschen, werden in riesigen digitalen Datenbanken kategorisiert und archiviert. Auf der Basis des Internets sind die so gewonnenen digitalen Datensätze räumlich ungebunden, können global vernetzt und mit anderen Daten verglichen werden. Eine moderne transnationale Industrieproduktion wäre ohne diesen sekundenschnellen Datenaustausch undenkbar.

Wenn wir heute von *Digitaler Revolution* oder *Industrie 4.0* sprechen, dann meinen wir damit die nächste Stufe der Digitalisierung: Computersysteme sollen auf Basis der ihnen zur Verfügung stehenden Daten selbstständig tätig werden. Dazu müssen zunächst sämtliche „Maschinen, Behälter, Materialien und Produkte mit Chips ausgestattet [werden], die für die direkte ‚Kommunikation‘ zwischen diesen Artefakten genutzt werden. Damit sollen umfassende Produktionsprozesse ohne menschliche Eingriffe auskommen.“²⁸² Für den konkreten Arbeitsalltag des Bäckers hieße das: Das Computersystem hat den Überblick über den aktuellen Lagerbestand, kann aus der Langzeiterfassung der Verkaufsdaten den Absatz der nächsten Wochen antizipieren und ordert in der Folge selbstständig die ökonomisch richtige Menge an Zutaten. Beim Großhändler registriert seinerseits ein Computersystem die Bestellung, gibt die entsprechenden Befehle an das vollautomatisierte Lager weiter, worauf der Auslieferungsprozess stattfinden kann. Die Route des Lieferwagens wird ebenso von Computersystemen geplant und durch Daten über die aktuelle Straßen- und Verkehrssituation umfänglich optimiert.

Digitalisierung im kapitalistischen System zielt also auf einen effizienteren Produktionsprozess, auf automatisierte und standardisierte Abläufe ab, sodass die Rentabilität steigt. In der Beurteilung der Auswirkungen auf die Zahl der Arbeitsplätze für Menschen gehen die Meinungen von Ökonomen und Sozialwissenschaftlern auseinander. 2013 untersuchten die Oxford-Professoren Carl Frey und Michael Osborne in einer Studie das Automatisierungspotential von 702 Jobs in den USA.²⁸³ Sie kamen zu dem Ergebnis, dass bis 2040 rund 50% davon durch Computersysteme ersetzt werden könnten, bspw. im Verkehrswesen (Taxichauffeure sowie

²⁸² Flecker 2017, 207

²⁸³ Frey, Carl B. / Osborne, Michael A.: The Future of Employment: How susceptible are jobs to computerisation? Oxford University, September 2013. Online abrufbar: https://www.oxfordmartin.ox.ac.uk/downloads/academic/The_Future_of_Employment.pdf (Stand: 12.06.2018)

Lenker im Öffentlichen Nahverkehr oder im Gütertransport etc.), in der industriellen Güterproduktion (diverse Monteurstätigkeiten, einfache Rohstoffverarbeitung etc.), im Verwaltungswesen (Buchhaltung, Sekretariatsaufgaben etc.) und im Finanzwesen (von der einfachen Bankangestellten bis zum Steuerprüfer des Finanzamtes). Andere Untersuchungen wie die von Arntz et al.²⁸⁴ (2016) oder Nagl et al.²⁸⁵ (2017) kommen zu niedrigeren Ergebnissen (ca. 10% wegfallende Jobs), berücksichtigen dabei allerdings die politischen Interventionsmöglichkeiten. Einig ist sich die Forschung lediglich dahingehend, dass sich die These, Digitalisierung – und die damit verbundene Computer- und Roboterisierung – würde lediglich Menschen in Jobs mit niedrigem Qualifizierungsanspruch freisetzen, nicht bestätigen lässt. Die Dynamisierung geht vielmehr quer durch alle Sparten und Berufsfelder, betrifft Landwirtschaft, produzierendes Gewerbe und den Dienstleistungssektor gleichermaßen. Selbst Menschen in kreativen Berufsfeldern wie Film und Literatur scheinen nicht davor gefeit, von Computersystemen, die einschlägige Datenbanken mit Hilfe von Sprach- und Mustererkennung durchforsten und so den Aufbau eines kreativen Werks zunächst systematisieren, dann die Bestandteile in anderer Zusammensetzung replizieren, quasi mechanisch-plagiatorisch arbeiten, konkurrenziert zu werden.²⁸⁶ Trotz oder gerade wegen des sich anbahnenden Vielfrontenkriegs wird in der Forschung die Idee einer schöpferischen Zerstörung offen diskutiert, ob nämlich durch die Digitalisierung vielleicht sogar mehr Arbeitsplätze entstehen als verschwinden würden. Für die industrielle Güterproduktion lassen sich Tendenzen absehen. Der Produktivitätsfortschritt im 20. Jahrhundert hat in vielen Branchen dazu geführt, mit einer geringeren Zahl von Arbeitskräften die gleiche oder sogar eine höhere Menge an Gütern zu produzieren. Am Ende der Entwicklung steht die (fast) arbeiterlose Fabrik. Ein Beispiel: Seit 2013 produziert der schweizerische Uhrenkonzern *Swatch* in Boncourt (Kanton Jura) erstmals eine Automatikuhr ausschließlich mit Maschinen. Die wenigen menschlichen Arbeitskräfte in der laborartigen Fertigungshalle haben lediglich Kontrollaufgaben und greifen nur bei Störfällen ein.²⁸⁷ Pro Tag verlassen 6000 solcher

²⁸⁴ Arntz, Melanie et al.: The risk of automation for jobs in OECD countries: a comparative analysis. OECD Social, Employment and Migration Working Papers No. 189, Paris 2016, OECD

²⁸⁵ Nagl, Wolfgang / Titelbach, Gerlinde / Valkova, Katarina: Digitalisierung der Arbeit: Substituierbarkeit von Berufen im Zuge der Automatisierung durch Industrie 4.0. Projektbericht IHS, Wien 2017

²⁸⁶ Eine Vorform dieser kreativen Software bilden die heute in der Branche üblichen Schreibprogramme wie *Final Draft*, *Celtx* oder das von der Filmuniversität Babelsberg mitentwickelte *DramaQueen*. Diese Computerprogramme unterstützen den Autor primär bei der Erfüllung von Formalkriterien, integrieren aber mit jeder neuen Version komplexere Hilfs- und Analysetools zur Storyentwicklung, Figurencharakterisierung etc.

²⁸⁷ Vgl. Hohendahl, Andrea: „Ein großer Rationalisierungsschritt in der Uhrenindustrie“, in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 20.11.2014, online verfügbar: <https://www.nzz.ch/wirtschaft/swatch-automatikuhr-sistem-51-wird-produktion-im-basissegment-total-veraendern-1.18428272#> (Stand: 08.03.2018). Siehe auch den Videobeitrag der *SRF*, der seltene Einblicke in den Fabrikalltag gewährt, online verfügbar: <https://youtu.be/-JDashzjTpo> (Stand: 08.03.2018). Auf *Youtube* lassen sich unzählige weitere Videos finden, die bspw. den hohen Automatisierungsgrad und das Vermögen der Robotik in der Automobilindustrie dokumentieren.

Uhren die Produktionsstraßen. Der von *Swatch* avisierte Endverbraucherpreis beträgt ca. 140 Euro.

Im Dienstleistungsbereich ist es heute möglich, viele Abläufe vollständig zu automatisieren. Einer hundertprozentigen Selbstbedienung im Supermarkt per Self-Scanning der Waren mit anschließend kontaktlosem Bezahlen via nfc-fähigem (near field communication) Smartphone steht technisch nichts mehr im Wege.²⁸⁸ Allerdings zeigten veröffentlichte Erkenntnisse des *Rewe*-Konzerns im Jahr 2010, dass eine deutliche Mehrheit der österreichischen Kunden den fehlenden sozialen Kontakt beim Einkaufen vermisst und auf dem traditionellen System beharrt.²⁸⁹ Jüngere Erfahrungen aus der Schweiz lassen hingegen vermuten, die ablehnende Haltung österreichischer Kunden sei letztlich eine Sache der Gewohnheit. So wächst der Anteil an Self-Scanning-Kassen bei *Migros* und *Coop* seit der umstrittenen Einführung 2013 kontinuierlich an und liegt heute bei rund 20% – Tendenz steigend.²⁹⁰ Die Handelskonzerne argumentieren, dass keine Arbeitsplätze verloren gingen, schließlich handle es sich um ein zusätzliches Service für die Kunden. Außerdem könnten sich die Angestellten so vermehrt auf Beratung konzentrieren, was eine anspruchsvollere und für die Mitarbeiter befriedigendere Aufgabe sei. Entgegen den Meldungen der PR-Abteilungen sieht die Praxis dann bspw. nur mehr vier anstelle der bis dahin üblichen acht besetzten Kassen vor, sodass die Kunden subtil zu den Self-Scanning-Kassen gelenkt werden. Zudem besteht die erweiterte Beratung in einem am Regal platzierten scannbaren Code, der auf im Internet verfügbare Produktinformationen inkl. Kundenbewertungen verweist. À la longue wird Selbstbedienung zur praktischen Normalität und die Arbeitsplätze sind auf wundersame Weise nicht mehr nötig. Ökonomisch betrachtet: Die Kosten können gesenkt, die Rentabilität erhöht werden, da der Konsument jene Arbeitsschritte

²⁸⁸ Die Elektrohändelskette *Media-Markt/Saturn* eröffnete im März 2018 in Innsbruck die erste kassenlose Filiale. Auch Supermarktketten in ganz Europa haben kassen- bzw. fast vollständig mitarbeiterlose Filialen im Testbetrieb. Vgl. Trentmann, Nina: „Die Kasse im Supermarkt ist ein Auslaufmodell“, in: *Welt* vom 28.10.2013, online abrufbar: <https://www.welt.de/wirtschaft/webwelt/article121303999/Die-Kasse-im-Supermarkt-ist-ein-Auslaufmodell.html>; vgl. <https://derstandard.at/2000075706374/Saturn-eroeffnet-europaweit-ersten-Kassa-freien-Store-in-Innsbruck>;

²⁸⁹ *Rewe*-Sprecherin Corinna Tinkler erklärte im Jahr 2010: „Man muss aber schon dazu sagen, dass wir bemerken, dass der Österreicher jetzt nicht unbedingt so etwas möchte. Das heißt unsere Kunden schätzen es schon sehr, dass wir Kassen haben, wo es auch eine Kassiererin gibt, oder einen Kassier.“ Siehe: <http://helpv1.orf.at/index.html@story=9750> (Stand: 08.03.2018)

²⁹⁰ Vgl. Felber, Philipp: „Self-Scanning-Kassen von Migros und Coop boomen – auf Kosten der Angestellten?“, in: *Aargauer Zeitung* vom 21.1.2018, online abrufbar: <https://www.aargauerzeitung.ch/wirtschaft/self-scanning-kassen-von-migros-und-coop-boomen-auf-kosten-der-angestellten-132106599> (Stand: 08.03.2018)

übernimmt, die vorher ein bezahlter Angestellter leisten musste. In der Arbeits- und Industrie-soziologie hat sich dafür der Begriff des *Prosumers*²⁹¹ (zusammengesetzt aus *Produzent* und *Konsument*) etabliert.

Dass mit einem Geschäftsmodell, das auf unbezahlter Arbeit beruht, findige Unternehmer Millionen verdienen können, belegt das Beispiel der 2005 in den USA gegründeten Onlinezeitung *The Huffington Post*. Ursprünglich als unabhängige Nachrichten- und Kommentarplattform errichtet, auf der neben einem kleinen Team von festangestellten und bezahlten Journalisten vorwiegend freie Autoren und Blogger Beiträge einstellen oder auf diese verlinken konnten, fand das Projekt durch seine systemische Konzipierung rasch ein großes Internetpublikum. Der Lohn für die Schreiberlinge bestand einzig und allein in der potentiellen Steigerung der persönlichen Bekanntheit, was indirekt zu einer bezahlten Stelle bei einer anderen Zeitung, einem Verlag etc. führen sollte. Die hohe und damit werbetechnisch lukrative Reichweite der Plattform rief 2011 den US-amerikanischen Medienkonzern AOL auf den Plan, der dieselbe für 315 Millionen Dollar kaufte. Dieses Geld ging an die Eigentümerin Arianna Huffington. Innerhalb der idealistischen Bloggercommunity, die sich selbst als Speerspitze der demokratisch-demokratisierenden, egalitären und von Kapitalinteressen weitgehend unabhängigen digitalen Informationswelt sah, kam es zu einem Aufschrei. Dutzende Autoren verlangten von Huffington eine nachträgliche Entlohnung. Jonathan Tasini klagte vor Gericht und argumentierte, der ökonomische Wert der *Huffington Post* verdanke sich ganz entschieden den vielen unbezahlten Autoren, welche „have essentially been turned into modern day slaves on Arianna Huffington's plantation“²⁹² und für ihre Arbeit entschädigt werden müssten. Da Huffington ihr Geschäftsmodell von vornherein transparent gestaltet hatte, wurde die Klage 2012 folgerichtig abgewiesen. Die von Tasini aufgeworfene Grundsatzfrage bleibt dennoch virulent: Wie ist mit dieser menschlichen Arbeit umzugehen, die digitalen Sammelplattformen einen solchen finanziellen Wert beschert? Digitalisierung schafft nicht nur neue Automatisierungsmöglichkeiten, sie schafft auch neue Arbeitsformen, die – ähnlich wie im Falle der Hausarbeit – offensichtlich von gesellschaftlichem Nutzen sind, dabei aber von traditionellen Arbeitsverträgen bzw. Entlohnungsmodellen nicht umfasst werden. Die Techniken der Digitalisierung tragen so „zum Verschwimmen der Grenzen

²⁹¹ Vgl. Rieder, Kerstin / Voß, Günter: Der arbeitende Kunde – Wenn Konsumenten zu unbezahlten Mitarbeitern werden. Campus, Frankfurt a.M. & New York 2005

²⁹² Zit. nach: Sabbagh, Dan: „Bloggers take legal action over Huffington Post sale“, in: *The Guardian* vom 12.04.2011, online abrufbar: <https://www.theguardian.com/media/2011/apr/12/arianna-huffington-post-sale?INTCMP=ILCNETTXT3487> (Stand: 08.03.2018)

zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit bei.“²⁹³ Aber warum funktioniert das Geschäftsmodell der *Huffington Post*, die seit der Übernahme durch AOL global expandiert und sich in immer mehr Ländern²⁹⁴ etabliert? Kritische Stimmen monieren die Selbstausbeutung der unbezahlt arbeitenden Autoren und führen diese auf ein übersteigertes Mitteilungs- und Geltungsbedürfnis zurück. Das Schreiben werde als Form des zeitgemäßen Wettbewerbs und des Konkurrenzierens um *likes* wahrgenommen und zum Spielplatz von Ehrgeiz und Eitelkeit. Andere Stimmen rücken dagegen die Leidenschaft für verschiedene Themen oder die öffentliche Diskussionswürdigkeit politischer Streitpunkte, die in traditionellen Medien zum Teil unreflektiert blieben, in den Vordergrund. Beiden Seiten kann in diesem Diskurs etwas abgewonnen werden. Kaum ein Mensch drängt in die Öffentlichkeit, ohne einen Anflug von Eitelkeit, oder harmloser: ohne Wunsch nach mehr Anerkennung. Anthropologisch betrachtet, kommt das Web 2.0 – d.h. die Möglichkeit des *user generated content*, der Selbstentwerfung in den digitalen Raum – also nur auf technisch neue Weise den grundlegenden menschlichen Antrieben entgegen. Im Rahmen der herrschenden Eigentumsordnung haben findige Unternehmer wie die Gründerin der *Huffington Post* daraus ein geniales Geschäftsmodell gemacht, das den alten Traum der Kapitalisten realisiert: Die Arbeit kostet nichts, der Gewinn kann vollständig in die eigene Tasche abgeschöpft werden.

Digitalisierung und Roboterisierung werden im 21. Jahrhundert weitere Bereiche gravierend verändern. Mit dem Sozial- und Gesundheitswesen könnten sie einen Sektor erobern, der bislang wie prädestiniert dafür schien, die aus anderen Wirtschaftssektoren ausgeschiedenen menschlichen Arbeitskräfte aufzufangen. Folgen wir der demographischen Entwicklung hochentwickelter Länder wie Japan, Deutschland oder Österreich, so zeichnet sich in den nächsten Jahrzehnten ein deutlicher Überhang älterer (>65 Jahre) Menschen ab. Mit höherem Lebensalter steigt die Wahrscheinlichkeit, dass Menschen aus gesundheitlichen Gründen auf dauerhafte Unterstützung angewiesen sind, bspw. zur Wahrung der Mobilität, der Körperpflege oder hinsichtlich einer sinn- und freudvollen Nutzung ihrer Zeit. Einsamkeit ist für viele alte Menschen eine zentrale Erfahrung, da das heute vorherrschende Gesellschaftsmodell sozial desintegrativ

²⁹³ Flecker 2017, 217

²⁹⁴ Noch im Jahr der Übernahme, 2011, wurden Ableger in Kanada (je nach Region zweisprachig geführt), Großbritannien und Frankreich (in Kooperation mit *Le Monde*) gegründet. 2012 starteten Plattformen in Spanien (mit *El País*) und Italien (mit *Gruppo Espresso*), 2013 folgten Japan (mit *Asahi Shimbun*), Deutschland (mit *Burda-Mediengruppe*) und eine französischsprachige Version für den nordafrikanischen Maghreb-Raum. Seit 2014 gehören auch Brasilien und Südkorea zu den bespielten Staaten. In Deutschland erreicht der Ableger im Jahr 2018 ca. 6,52 Millionen Menschen. Vgl. Bericht der dt. AGOF (Arbeitsgemeinschaft Onlineforschung): *daily digital facts* vom 01.02.2018, online abrufbar: <https://www.agof.de/studien/daily-digital-facts/studienarchiv-daily-digital/studienarchiv-daily-digital-facts-2018/#05.02.2018> (Stand: 08.03.2018)

wirkt. Einst lebten verschiedene Generationen einer Familie unter einem Dach, jung und alt waren gleichermaßen in ein alltägliches Miteinander eingebunden und stützten einander. Dieses Modell ist selbst auf dem Land, fern der eigengesetzlichen und sich tendenziell aus jüngeren Bevölkerungsschichten zusammensetzenden Stadt, passé. In Summe steigt der gesellschaftliche Bedarf an Pflegekräften. Um ihn zu decken, braucht es viele motivierte menschliche Arbeitskräfte, welche wiederum nur zu bekommen sein werden, wenn sich die Arbeitsbedingungen verbessern. Wer heute einen Einblick in den Ausbildungs- und alltäglichen Arbeitsprozess von Pflegekräften erhält, wird auf ein altbekanntes System treffen: den Taylorismus. Von der frühmorgendlichen Mobilisierung über die Körperpflege bis zur Nahrungsverteilung sehen wir minütlich getaktete, repetitive und standardisierte Arbeitsschritte. Der Grund für dieses kaum als menschenwürdig zu bezeichnende Vorgehen besteht im ökonomischen Druck, denn wenige Arbeitskräfte kommen auf viele Pflegebedürftige.²⁹⁵ Privat geführte Pflegeheime sind systemgemäß gewinnorientierte Unternehmen, was jedoch nicht den Umkehrschluss zulässt, staatliche Einrichtungen könnten auf kapitalistische Kriterien verzichten. Der finanzialisierte Marktkapitalismus bestimmt längst alle Staatseinrichtungen, Schulen und Universitäten ebenso wie Spitäler und Pflegeheime. Pflegearbeit ist je nach Bedürftigkeitsstufe körperliche Schwerstarbeit. Die unternehmerisch ausgerichtete Pflegeforschung begreift daher nicht nur wegen der quantitativen Überforderung des Personals technische Hilfsmittel auf digitaler Basis als notwendiges Entlastungsinstrument. Japan gehört zu den Vorreitern in der Entwicklung von Pflegerobotern, die etwa für das Tragen und Mobilisieren von Pflegebedürftigen eingesetzt werden können und so die körperlichen Belastungen des Personals reduzieren.²⁹⁶ In diesem Fall unterstützt die Maschine den souverän über sie verfügenden Menschen. Die Verlockungen der Forschung weisen jedoch weiter: In Verbindung mit künstlicher Intelligenz könnten Roboter oder Androide soziale Bedürfnisse befriedigen. Es stellt sich die Frage: Besteht zwischen der tayloristisch organisierten menschlichen Pflegekraft und der emotionalen Kälte von Technik ein praktisch erfahrbarer Unterschied? Dass vielen Menschen die technischen Verheißungen erstrebenswert erscheinen, hängt mit der Qualität zwischenmenschlicher Beziehungen zusammen, die unter dem

²⁹⁵ Vgl. die Diskussion um Personal- und Qualifikationsschlüssel in Pflegeheimen, d.h. wie viele Patienten in welcher Pflegestufe pro Mitarbeiter gerechnet werden. Diese Regelungen sind in Österreich Ländersache und daher von Bundesland zu Bundesland verschieden. Vgl. Straflinger, Heidemarie: „Mindestpersonalschlüssel in der Pflege: Utopie oder Wirklichkeit“, Arbeit & Wirtschaft Blogbeitrag vom 20.07.2016, online abrufbar: <https://www.awblog.at/mindestpflegepersonalschluessel-in-alten-und-pflegeheimen-utopie-oder-wirklichkeit/>

²⁹⁶ Vgl. den Videobeitrag der *Financial Times* vom 09.05.2016 über Möglichkeiten, Akzeptanz, Vorzüge und Gefahren von Robotern in der japanischen Gesellschaft, online abrufbar: <https://youtu.be/ppPLDEi82lg> (Stand: 08.03.2018). Auch die Technische Universität Wien forscht an einem Pflegeroboter mit interaktiv-sozialem Handlungsvermögen, siehe: <http://hobbit.acin.tuwien.ac.at/> (Stand: 08.03.2018).

Diktat des Kapitals leidet. Wenn es der Gesellschaft nicht gelingt, die Wertmaßstäbe insbesondere im Bereich sozialer Arbeit neu auszurichten, d.h. sie der kapitalistischen Logik zu entreißen, scheint langfristig eine gravierende Veränderung der *conditio humana* möglich. Ähnlich wie im Falle der Selbstbedienungskassen im Supermarkt könnten die Menschen allmählich dazu verleitet werden, von sich aus nach raffinierten und intelligenten Maschinen zu verlangen, die eine perfekte Imitation sozialen menschlichen Handelns leisten. Der anthropologische Verweisungszusammenhang als *zoon politikon* steht vor seiner Aufhebung durch die technischen Substitute.

Informatisierung – zumal im Forschungsfeld der Molekulargenetik – und Digitalisierung verändern die gesellschaftliche Produktionsweise ebenso wie langfristig das Denken und das soziale Handeln des Menschen, sodass sich die ontologische Frage nach seinem normativen Selbstverständnis neu stellt. Die Entwicklungen von Robotik und künstlicher Intelligenz werfen philosophische Probleme für das 21. Jahrhundert auf, die in Zusammenhang mit der Bewegung des Transhumanismus zu sehen sind. Letztere vertritt die Position, dass ein technischer Fortschritt, der intelligente, selbstlernende und final autonome Maschinen hervorbringt, von einem evolutionären Fortschritt des Menschen hin zur Kybernetik begleitet sein müsse. Andernfalls könnte sich *nolens volens* ein Herr-Knecht-Verhältnis durchsetzen, das heute noch im Bereich der dystopischen Science-Fiction angesiedelt ist.²⁹⁷ Die Digitalisierung und die mit ihr möglichen technischen Apparate stehen heute erst am Beginn ihrer Entwicklungsgeschichte. Sie werden unser Bild von menschlicher Arbeit und Gesellschaft möglicherweise so revolutionieren wie einst die Industrielle Revolution.

4.3 Vom nahen Ende der Erwerbsarbeit

Erwerbsarbeitslosigkeit ist ein konstantes gesellschaftliches Phänomen seit der Industrialisierung, Vollbeschäftigung das begriffliche Gegenstück. Selbst in den Phasen des Nachkriegsbooms im 20. Jahrhundert wiesen die offiziellen Arbeitsmarktstatistiken von Japan über Europa

²⁹⁷ Man denke an den Film *Matrix* (1999), der eine Welt vorstellt, in der die Menschen den Maschinen als Energielieferant dienen, davon aber gar nichts wissen, weil ihr Gehirn an eine Virtuelle Realität angeschlossen ist, die als vollkommen real erfahren wird. Der Film kreist um klassische, d.h. zeitlose Fragen der Philosophie, von René Descartes bis Hilary Putnam: Was ist die Wirklichkeit? Wie sicher können wir sein, was – und dass überhaupt etwas – existiert?

bis in die USA einen gewissen Anteil an Menschen ohne Erwerbsarbeit aus.²⁹⁸ Seit den 1970ern ist dieser Anteil tendenziell immer größer geworden. Der Begriff Vollbeschäftigung ist überdies irreführend. Dahinter versteckt sich nämlich eine (politisch oder wissenschaftlich) festzulegende Definitionsgröße: Mitte des 20. Jahrhunderts sah der Ökonom William H. Beveridge Vollbeschäftigung erreicht, wenn die Arbeitslosenquote unter 3% falle (und mehr offene Stellen als Arbeitslose in der Volkswirtschaft vorhanden seien). Dass Vollbeschäftigung eine variable Größe darstellt, die von politischen Repräsentanten je nach Opportunität unterschiedlich definiert und gehandhabt wird, zeigt die Geschichte: In den 1960ern galt in den USA eine Arbeitslosenquote unter 4%, in der BRD hingegen unter 1,5% als Vollbeschäftigung.²⁹⁹ Seit den 1990ern liegen die Grenzwerte dieser sog. Sockel- bzw. strukturellen Arbeitslosigkeit zwischen 3% und 5%. Auch wenn von Vollbeschäftigung gesprochen wird, trifft nicht zu, was der Begriff suggeriert: dass alle Menschen, die arbeiten wollen, einen Arbeitsplatz finden.

Vor dem Hintergrund wachsender Arbeitslosenzahlen entwickelte sich in den 1990ern eine intensive Diskussion über die ökonomischen Ursachen und die gesellschaftlichen Konsequenzen. Jeremy Rifkins 1995 erschienenes Buch *Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft* (im Original: *The End of Work*) geriet zum Bestseller – gewiss auch dank des werbefreundlichen Titels, der die Differenz zwischen Arbeit und Erwerbsarbeit ignoriert. In seinen einleitenden Worten heißt es:

Seit der Weltwirtschaftskrise der 30er Jahre war die Arbeitslosigkeit nicht mehr so hoch wie heute. Weltweit sind mehr als 800 Millionen Menschen unterbeschäftigt oder arbeitslos (International Labor Organization 1994). Millionen Arbeitsplätze werden einer technologischen Revolution zum Opfer fallen; in fast allen Wirtschaftszweigen ersetzen Maschinen menschliche Arbeitskräfte. [...] Das Informationszeitalter hat begonnen, und dank immer leistungsfähigerer Computerprogramme werden wir schon bald in einer Welt ohne Arbeit leben.³⁰⁰

Tatsächlich meint Rifkin (*1945) mit einer „Welt ohne Arbeit“ eine Welt ohne *Erwerbsarbeit*. Er stützt sich in seiner Diagnose vor allem auf die empirischen Befunde zum Produktivitätswachstum in der US-amerikanischen Industrie: „Von 1979 bis 1992 stieg die Produktivität um

²⁹⁸ Vgl. Booth, Melanie: „Die Entwicklung der Arbeitslosigkeit in Deutschland“, Bundeszentrale für politische Bildung, 30.03.2010, online abrufbar: <http://www.bpb.de/geschichte/deutsche-einheit/lange-wege-der-deutschen-einheit/47242/arbeitslosigkeit>; Vgl. die Zahlen für Japan und USA von Angelika Ernst: „Arbeitslosigkeit und Unterbeschäftigung in Japan“, in: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, No. 1/78, online abrufbar: http://doku.iab.de/mittab/1978/1978_1_MittAB_Ernst.pdf (Stand: 14.03.2018)

²⁹⁹ Vgl. den Eintrag zur Arbeitslosigkeit im Handwörterbuch der Wirtschaftswissenschaften, Bd.1, hrsg. von Willi Albers et al., Fischer/Mohr/Vandenhoeck & Ruprecht, Stuttgart/New York/Tübingen/Göttingen 1977, insb. 277f

³⁰⁰ Rifkin, Jeremy: *Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft*. Aktualisierte Neuauflage, Fischer, Frankfurt a.M. 2005, 51f

35 Prozent an, die Zahl der Beschäftigten nahm im selben Zeitraum um 15 Prozent ab.“³⁰¹ Automatisierung und Roboterisierung auf der einen, weiterentwickelte Management- und Arbeitsorganisationsmethoden auf der anderen Seite machen es möglich, mit weniger Arbeitskräften dieselbe oder sogar eine größere Menge an Gütern zu produzieren. Ähnliche Ergebnisse weist Rifkin für den Landwirtschaftssektor nach, in dem 1850 „ein einzelner Farmarbeiter genug Lebensmittel für vier Menschen [erzeugte], heute ernährt in den USA jeder Farmer mehr als 78 Personen“³⁰². Potentiale derselben Größenordnung sieht Rifkin im Dienstleistungssektor, wo intelligente Computersysteme u.a. die Aufgaben des Bank-, Verkaufs- oder Empfangspersonals übernehmen könnten.³⁰³ Der Verlust von Arbeitsplätzen beschränkt sich keineswegs auf die hochentwickelten Industriestaaten. Über kurz oder lang werden die ökonomischen Pullfaktoren der Entwicklungsländer, d.h. vor allem der Lohnkostenvorteil, an Zugkraft verlieren. Die Vorstellung vieler Freihandelsbefürworter, wonach „die Verlagerung von Produktionsanlagen in ärmere Länder diesen höhere Beschäftigung und größeren Wohlstand brächte, ist obsolet geworden.“³⁰⁴ Denn auch in diesen Ländern greifen Automatisierung und Informatisierung um sich, sorgen Steigerungen der Produktivität für ein Sinken der benötigten menschlichen Arbeitskräfte, nehmen gesellschaftlich polarisierende Tendenzen zwischen ökonomischen Gewinnern und Verlierern zu. Erweitert man den Blick um wissenschaftliche Prognosen zur globalen Klimaveränderung sowie zum Bevölkerungswachstum dieser schwächer entwickelten Regionen, so entsteht ein beunruhigendes Bild.

Doch kommen wir zurück zum Kern unseres Themas. Im Jahr 2017 feiern Großbritannien, Deutschland und Österreich Rekordbeschäftigung, d.h. einen historischen Höchststand der Erwerbstätigenzahl. Wie geht das mit Rifkins Prognose zusammen? Sehen wir in der Statistik wie in der Praxis einen Widerspruch zu seinen Thesen? Erstens ist darauf zu verweisen, mit den richtigen Zahlen zu operieren. Statistik verschleiern bekanntlich soviel wie sie erhellt. Die hohe Zahl der Erwerbstätigen darf nicht isoliert betrachtet werden, denn dahinter kann z.B. eine Bevölkerungszunahme und/oder eine massive Ausweitung von Teilzeitarbeit stehen. Sie ist daher im Kontext des Arbeitsvolumens zu sehen, d.h. wie viele Stunden Erwerbstätige tatsächlich geleistet haben. Dann sehen wir beispielsweise im Falle Deutschlands, dass zwischen 1960 und 2010 das Arbeitsvolumen pro Erwerbstätigem zurückgegangen ist, obwohl die Wirtschaftsleistung (BIP) kontinuierlich stieg. Das bedeutet: die Produktivitätssteigerungen führten zu einer

³⁰¹ Ebd. 59

³⁰² Ebd. 109

³⁰³ Vgl. ebd. 130-145

³⁰⁴ Ebd. 169

Reduzierung der Arbeitszeit.³⁰⁵ Seit 2010 stagniert die tatsächlich geleistete Arbeitszeit, teilweise steigt sie in geringem Umfang. Zweitens haben wir auf regionale Unterschiede zu achten. Sowohl in europäischen Staaten wie auch in den USA hat der wirtschaftliche Strukturwandel dazu geführt, dass neue Orte der Prosperität entstanden, hingegen die vormaligen Zentren von industrieller Arbeit und Produktion zu sozioökonomischen Brennpunkten wurden. Dem Niedergang des US-amerikanischen Rust Belt, dem Industriegürtel entlang der Großen Seen, steht ein florierendes Silicon Valley, das Herz der Digitalwirtschaft in Kalifornien, gegenüber.³⁰⁶ Owen Jones beschreibt in seinem Buch *Prolls* nicht nur den Niedergang ehemaliger Industrieregionen im Vereinigten Königreich, sondern in Anlehnung an Engels' Bericht von 1845 auch die nachhaltigen sozialen Konsequenzen der ökonomischen Perspektivlosigkeit, da die Politik es verabsäumte – oder es aus ideologisch-machtperspektivischen Gründen vielmehr bewusst unterließ –, kräftig in lokale Bildungs- und Umschulungsprogramme zu investieren und andere Wirtschaftszweige anzusiedeln. Vergleichbar schwierig ist die Lage im deutschen Ruhrgebiet, wo in den 1960ern die Stahl- und Kohleindustrie viele gut bezahlte Arbeitsplätze offerierte. Heute ist hier die Kaufkraft der Bevölkerung z.T. schwächer als in Ostdeutschland.³⁰⁷ Drittens müssen wir die internationale Situation im Auge behalten: Während die o.g. Länder zum Jahresende 2017 ähnlich niedrige Arbeitslosenquoten wie in den Wirtschaftswunderjahren des 20. Jahrhunderts aufweisen, kämpfen Italien, Griechenland oder Spanien mit Quoten über 10%. Noch höher liegen die Zahlen, wenn man die Jugendarbeitslosigkeit (bis 24 Jahre) betrachtet.³⁰⁸ Ohne uns auf Einzelheiten hinsichtlich der Gründe dieser Unterschiede einzulassen, wozu die Rolle der Währung, die Entwicklungen der Lohnstückkosten, besondere länderspezifische Stärken in bestimmten Wirtschaftszweigen etc. gehören, ist klar zu sehen, dass Erwerbsarbeitslosigkeit ein massives Problem darstellt. Die absehbaren technischen Entwicklungen werden eine

³⁰⁵ Vgl. Franzmann, Manuel: „Der aktuelle Beschäftigungsoptimismus in historischer Perspektive“, Blogbeitrag vom 3.11.2010, online abrufbar: <https://grundeinkommensblog.blogspot.co.at/2010/11/der-aktuelle-beschaeftigungsoptimismus.html> (Stand: 14.03.2018).

Auch für Österreich belegt die Statistik Austria einen Rückgang der tatsächlich geleisteten Wochenarbeitsstunden unter Erwerbstätigen von 35,6 Stunden 2004 auf 31,4 Stunden 2015. 2016 weist jedoch eine Erhöhung von 0,2 Stunden auf. Siehe: http://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/arbeitsmarkt/arbeitszeit/durchschnittlich_geleistete_arbeitszeit_ueberstunden/062884.html (Stand: 14.03.2018)

³⁰⁶ Viele wichtige Industriestädte des Rust Belt wie Detroit (Michigan), Gary (Indiana), Flint (Michigan) und Cleveland (Ohio) verloren zwischen 2000 und 2015 über 20% ihrer Bevölkerung. Nordkalifornien um San Francisco und das Silicon Valley erlebt hingegen eine starke Zuwanderung.

³⁰⁷ Vgl. Büschemann, Karl-Heinz: „Der Pott verdient mehr Solidarität“, in: Süddeutsche Zeitung vom 29.04.2017, online abrufbar: <http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/situation-des-ruhrgebiets-der-pott-verdient-mehr-solidaritaet-1.3482867> (Stand: 14.03.2018); Vgl. auch den Bericht der amtlichen Statistikstelle Nordrhein-Westfalens über die Armutsgefährdungsquoten 2016, online abrufbar: https://www.it.nrw.de/presse/pressemitteilungen/2017/pres_238_17.html (Stand: 14.03.2018)

³⁰⁸ Vgl. die Messungen von Eurostat. Online abrufbar: <http://ec.europa.eu/eurostat/web/lfs/data/main-tables>

Verschärfung der Situation bringen. Vor diesem Hintergrund wirkt das aktuelle Beschäftigungswunder wie die Ruhe vor dem Sturm. In welche Richtung sollten Politik und Gesellschaft also steuern?

Gegenwärtig erklärt die Politik in fast allen Staaten Erwerbsarbeit für sakrosankt. Kriterien der Arbeitsqualität müssen sich selbst in sozialdemokratischen Programmen der Vorstellung unterordnen, zuerst müsse jeder Mensch überhaupt irgendeine Erwerbsarbeit haben. Diese Leitidee zeugt von wenig historischem Bewusstsein. Wie wir in vorhergehenden Kapiteln gesehen haben, dominierten über Jahrhunderte andere Organisationsformen von Arbeit und Beschäftigung. Lohnarbeit als Massenphänomen korreliert mit der Industriellen Revolution. Im 21. Jahrhundert könnte diese Ära mit der Digitalen Revolution zu Ende gehen – und mit ihr auch das Herrschaftsmodell des Nationalstaats. Gleichwohl Rifkin die Geschwindigkeit der technischen Umwälzungen über- und die systemerhaltenden Bestrebungen des Kapitals unterschätzte, weisen seine Überlegungen zu den anstehenden politischen Herausforderungen in die richtige Richtung:

Der Marktwert der menschlichen Arbeit sinkt und wird weiter sinken. Jahrhundertlang wurde der Mensch nach seiner ‚Produktivität‘ bemessen, jetzt, da überall Maschinen die menschliche Arbeitskraft ersetzen, sieht sich die Arbeitnehmerschaft ihrer gesellschaftlichen Funktion und ihres Selbstverständnisses beraubt. Im selben Maß wie die menschliche Arbeit verliert auch die staatliche Politik an Bedeutung. Multinationale Unternehmen eignen sich die Macht der einzelnen Länder an.³⁰⁹

Die im Weltmaßstab kleinen europäischen Nationalstaaten stehen der ökonomischen und technischen Entwicklung machtlos gegenüber. Nationalstaatliche Regulierungen des Außenhandels mittels Zollschränken würden die eigene Bevölkerung im globalen Wettbewerb nicht schützen, sondern isolieren und massiv schädigen. Wer von nationaler Abschottung und Autarkie träumt, wird beim Aufwachen feststellen, dass die Lebensqualität in jeder Hinsicht verloren gegangen ist. Selbst für bevölkerungs- und ressourcenreiche Staaten wie die USA kann eine isolationistische Politik allenfalls für temporäre Entspannung sorgen. Um wieder die politische Kontrolle über die Wirtschaft zu erlangen, bedarf es mindestens einer kontinentalen Vereinigung. Nur so entsteht eine Kraft, die im globalen Marktgeschehen spürbare Veränderungen bewirken kann. Dann geht es in einem nächsten Schritt darum, die im deregulierten Finanzmarktkapitalismus ungleich verteilten Produktivitätsgewinne wieder für die ganze Bevölkerung nutzbar zu machen. Thomas Piketty (*1971) plädiert auf der Kapitalseite für eine progressive Besteuerung der Kapitaleinkommen und Kapitalvermögen, wodurch er im Nebeneffekt eine Verkleinerung

³⁰⁹ Rifkin 2005, 190

der Finanzmarktblase erreichen will. Rifkin plädiert auf der Produktionsseite für die Flexibilisierung sowie Verkürzung der Arbeitszeit und deutlich steigende Löhne, insbesondere am unteren Ende der Einkommensskala.³¹⁰ Nationalstaatliche Alleingänge hätten auch in diesen Fällen im globalen Wettbewerbssystem gravierend nachteilige Auswirkungen. Vorreiter könnten allenfalls Unternehmen werden, die in bestimmten Nischen tätig sind, ein exzeptionelles Produkt erzeugen und/oder sich der Profitmaximierungsidee bewusst entziehen. Letzteres ist zum Teil im KMU-Bereich gelebte Praxis, da in vielen inhabergeführten Firmen zwar gewinnorientiert gewirtschaftet wird, jedoch ohne alles einer absoluten Profitmaximierung unterzuordnen. Wer als Unternehmer auf die Senkung von Opportunitätskosten um jeden Preis verzichtet, steht freilich mit einem Bein außerhalb des Kapitalismus.

In einem weiteren, ungleich größeren Schritt wird es politisch um die Entwicklung einer Alternative zum Erwerbsarbeitsmodell gehen müssen. Jeremy Rifkin setzt seine Hoffnungen auf den *Dritten* Sektor, der neben dem privatwirtschaftlichen *Ersten* und dem staatlichen *Zweiten* Sektor einen konstitutiven Beitrag zum Bestand der modernen Gesellschaft leistet. Diesem Sektor werden alle Betätigungen zugerechnet, die wir unter Ehrenamt, Gemeinnützigkeit oder Non-Profit verbuchen, d.h. die wir nicht aufgrund kapitalistischer Motive oder Zielsetzungen, sondern primär der sozialen Bindungen wegen leisten. Rifkin argumentiert implizit aristotelisch: Der Mensch als lebendiges soziales Wesen findet weder im abstrakten Staat noch im den Egoismus und das reziproke Konkurrenzieren schürenden Kapitalismus den Raum eines konkret erfahrbaren positiven Miteinander-Daseins.

Die Organisationen des Dritten Sektors erfüllen eine ganze Reihe von Funktionen. [...] Sie haben zur Integration der Einwandererströme beigetragen. Sie reichen den Armen und Hilflosen eine helfende Hand. Museen, Büchereien und historische Gesellschaften bewahren Traditionen und ermöglichen neue geistige Erfahrungen. [...] Hier sucht man Gesellschaft und findet Freunde. Hier gibt es Raum für spirituelle Erfahrungen. [...] Und schließlich ist der Dritte Sektor ein Platz, wo die Menschen sich entspannen und spielen können, wo sie die Freuden des Lebens und die Schönheiten der Natur genießen können.³¹¹

Im 21. Jahrhundert werden weder der Erste noch der Zweite Sektor verschwinden, aber ihre Bedeutung für den Lebensalltag vieler Menschen wird sich verringern. Bislang tragen vor allem private Spenden und soziale Stiftungen sowie Gelder der öffentlichen Hand zur Finanzierung

³¹⁰ Vgl. Rifkin 2005, 177f; Vgl. auch den Report zur Einkommensverteilung des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung vom 25.01.2017, worin festgehalten wird, dass die Reallöhne (berücksichtigt die Inflation) der unteren 20% zwischen 1991 und 2014 gesunken sind (bis -8%) oder maximal stagniert haben, wogegen die des fünften Dezils immerhin um 9%, die des obersten Dezils gar um 27% zulegen konnten. Der Report ist online abrufbar: <http://www.diw.de/sixcms/detail.php?id=550890> (Stand: 14.03.2018)

³¹¹ Rifkin 2005, 198

dieser Aktivitäten bei. Rifkin schlägt vor, der Staat solle beispielsweise durch Steuererleichterungen und andere finanzpolitische Maßnahmen intensiver auf den Ausbau dieses Bereichs einwirken, mit dem Ziel, „Millionen von Langzeitarbeitslosen mit sinnvoller Arbeit“³¹² zu versorgen. Im Kern geht es darum, der durch die Industrialisierung angestoßenen Atomisierung der Gesellschaft mit einer neuen Form von Gemeinschaftlichkeit entgegenzutreten. Die Akteure im Dritten Sektor sollen auf lokaler und basisdemokratisch organisierter Ebene jene Aufgaben übernehmen, die von Wirtschaft oder Staat vernachlässigt werden. Dazu zählt Rifkin infrastrukturelle Bautätigkeiten, eine dezentrale Energieversorgung, Pflegedienste sowie Weiterbildungs- und Kulturangebote. Um Menschen – insbesondere jene, die bereits heute als Langzeitarbeitslose aus dem Wirtschaftskreislauf ausgesteuert wurden – für diese Aufgaben zu gewinnen bzw. zu motivieren, schlägt Rifkin ein steuerfinanziertes soziales Einkommen vor, das nach dem gesellschaftlichen Umbau, im Sinne eines neuen humanistischen Welt- und Menschenbilds, in ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle Bürger münden soll: „Dieses Einkommen an eine gemeinnützige Arbeit zu koppeln, würde zu einer Weiterentwicklung der Gemeinwirtschaft beitragen und langfristig den Übergang zu einer gemeinschafts- und dienstleistungsorientierten Gesellschaft erleichtern.“³¹³

Die alte philosophisch-utopische Idee des Grundeinkommens erfährt angesichts der gegenwärtigen technischen und wirtschaftlichen Gesamtsituation von Protagonisten unterschiedlichster Denkrichtungen und in allen Teilen der Welt mehr und mehr Zuspruch. Der neokonservative US-Ökonom Milton Friedman goss in den 1960ern diese Idee in die Form der negativen Einkommensteuer, die die bedarfsorientierte Transferleistung und jedes weitere wohlfahrtsstaatliche Programm ersetzen sollte. Er setzte die Eigenverantwortung des mündigen Bürgers absolut. Der Staat verteilt einen Teil der Wirtschaftsleistung so um, dass das individuelle Überleben (theoretisch) gesichert ist – alles Weitere ist Sache der Individuen im Rahmen der kapitalistischen Marktwirtschaft.

Als Vertreter der bürgerlich-prokapitalistischen Beiträge zum Thema Grundeinkommen ist der dt. Soziologe Ulrich Beck zu nennen. Nahezu deckungsgleich mit Rifkins sozialem Einkom-

³¹² Ebd. 203

³¹³ Ebd. 209

mensmodell entwickelt Beck ein sog. *Bürgergeld*, welches eine Erwerbslohnersatz- bzw. Sozialhilfeersatzleistung im Gegenzug für Bürgerarbeit darstellen soll.³¹⁴ Unter Bürgerarbeit versteht er „neue, attraktive Arbeitsplätze im Zwischenraum von Staat und privater Wirtschaft, die [...] zum Beispiel dem Zerfall der Innenstädte und des öffentlichen Raumes entgegenwirken, Wege zum Energiesparen aufzeigen, eine Bastelkultur technischer Innovationen ermutigen, [...] kurz, Unternehmergeist mit Gemeinwohlorientierung verbinden.“³¹⁵ Das Bürgergeld ist weder als bedingungslos zu bezeichnen, da an eine spezifische Tätigkeit gebunden, noch befreit es die Gesellschaft vom Zwang zur Erwerbsarbeit, da es in Becks Konzeption vor allem zur Aktivierung von (Langzeit-)Arbeitslosen dient. Über die finanzielle Höhe des Bürgergelds denkt Beck ähnlich wie Friedman, d.h. es soll maximal knapp über dem Niveau der existenzsichernden Sozialhilfe liegen. Beck spricht zwar allenthalben vom freiwilligen Charakter der Bürgerarbeit, aber damit verschleiern er lediglich die naheliegende politische Forderung seiner Konzeption, nämlich jede Form von Sozialhilfe künftig an Bürgerarbeit zu koppeln und damit zum Zwang zu machen. Explizit fordert er einen neuen Gesellschaftsvertrag im Sinne eines „Aktivitäts-Vertrages“, der „mit dem Tätigkeitsmonopol der Erwerbsarbeit bricht, andererseits es ermöglicht, die diversen Tätigkeitsfelder *in ihrem Zusammenhang*“ zu gestalten und so „das Verhältnis von Sicherheit und Freiheit neu aufeinander abzustimmen. ‚Aktivität‘ meint dabei Tätigkeiten, die eine *Verpflichtung* einschließen, egal ob diese bezahlt oder nicht bezahlt, in Eigeninitiative oder im (politischen) Auftrag anderer übernommen wird.“³¹⁶

Die Grundeinkommensmodelle von Friedman, Beck und anderen geistesverwandten Autoren haben einen ganz praktischen Vorzug: Sie lassen sich staatlich (relativ unbürokratisch) organisieren, ohne grundsätzlich an der kapitalistischen Marktwirtschaft und den Eigentumsverhältnissen zu rütteln. Daher erhalten sie von libertären, liberalen, konservativen und sozialdemokratischen Politikern gleichermaßen Zuspruch. Die besitzende Klasse kann sich ihres exklusiven Reichtums sicher sein.

³¹⁴ Der Begriff des Bürgergelds als Form eines garantierten Grundeinkommens geht im deutschen Sprachraum auf die Steuerreforminitiative der Ökonomen Wolfram Engels, Joachim Mitschke und Bernd Starkloff anno 1973 zurück. Das Bürgergeld stellt das zentrale Element ihrer sog. *Staatsbürgersteuer* dar. Der Originaltext ist online abrufbar: <http://www.staatsbuengersteuer.de/staatsbuengersteuer.pdf> (Stand: 16.03.2018)

³¹⁵ Beck, Ulrich: „Wohin führt der Weg, der mit dem Ende der Vollbeschäftigungsgesellschaft beginnt?“, in: Ders. (Hrsg.): *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie*. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2000, 47

³¹⁶ Ebd. 59

Eine radikalere Position vertritt der Philosoph André Gorz. Mit Blick auf die Produktivitätssteigerungen, die ungleiche Verteilung der Gewinne im kapitalistischen System und die absehbaren Verwerfungen am Arbeitsmarkt qua Automatisierung und Roboterisierung pocht Gorz auf einen umfassenderen Umbau der Gesellschaft. Ein Grundeinkommen sollte weder darauf reduziert werden, die vom Wirtschaftssystem als überflüssig und unbrauchbar Ausgeschiedenen so zu alimentieren, dass sie gerade noch am Marktgeschehen teilhaben können – getreu der Devise: „Eines Tages muss sich der Kapitalismus seine Kunden kaufen, indem er Zahlungsmittel umsonst verteilt.“³¹⁷ –, noch sollte jenes so konstruiert werden, dass es erst recht zur Kapitalisierung bisher unkapitalisierter Tätigkeiten führt. Anstatt Ehrenamt, Reproduktionsarbeit, familiäre Pflegedienstleistungen usw. über Monetarisierung stärker in Richtung kapitalistischer Marktwirtschaft zu bewegen, braucht es

neue soziale Beziehungen, die sich der Logik des Marktes, des Geldes, der geschlechtsspezifischen Aufgabenverteilung entziehen, neue zeitliche Freiräume, die nicht der Lohnarbeit unterworfen sind, neue Produktionstechniken und ein neues Verhältnis zur Umwelt, die für das natürliche Gleichgewicht und andere Lebensformen Sorge tragen, etc. Im Zentrum all dieser Neugestaltungen steht die individuelle und kollektive Wiederaneignung der Zeit und der Zeiteinteilung.³¹⁸

Ein Grundeinkommen sollte daher erstens so dotiert sein, dass es Menschen tatsächlich von den Zwängen zur Erwerbsarbeit befreit und gleichzeitig mehr gesellschaftliche Teilhabe und soziales Engagement zulässt als ein allein existenzsichernder Betrag; zweitens muss es als ein sozial- und wirtschaftspolitischer Baustein neben anderen gesehen werden. Ein ausreichendes Grundeinkommen ohne Anpassung der Arbeitszeitmodelle, der Steuergesetzgebung, der internationalen bzw. interkontinentalen Handelsregeln, der Regulierung der globalen Finanzmärkte und Kapitalströme³¹⁹ usw. greift zu kurz. Den Schlussstein bildet nach Gorz die gesellschaftliche Neuinterpretation der Eigentumsordnung. Damit Menschen wirklich vom Zeitdiktat der kapitalistisch-marktwirtschaftlichen Erwerbsarbeit unabhängig und aus freien Stücken tätig

³¹⁷ André Gorz 2004 im Fernsehinterview für *Kulturzeit* des Senders 3sat. Online abrufbar: <http://www.3sat.de/dynamic/sitegen/bin/sitegen.php?tab=2&source=/kulturzeit/themen/135178/index.html> (Stand: 16.03.2018)

³¹⁸ Gorz 2000, 112

³¹⁹ Der deutsche Philosoph Richard David Precht schlägt zur Finanzierung eines Grundeinkommens vor, auf alle Finanztransaktionen eine minimale Steuer im Bereich von 0,1% oder weniger zu erheben. Dies würde für eine stabile Grundsicherung ausreichen und gleichzeitig die Vorteile eines global dynamischen Kapitals kaum beeinträchtigen. Vgl. Precht, Richard David: *Jäger, Hirten, Kritiker – Eine Utopie für die digitale Gesellschaft*. Goldmann, München 2018. Eine andere Form der Finanzierung eines Grundeinkommens könnte über die sog. Wertschöpfungsabgabe sichergestellt werden. Dieses Modell, in Österreich vom SPÖ-Politiker Alfred Dallinger zur allg. Finanzierung des Sozialsystems bereits in den 1980ern vorgeschlagen, stellt anders als die bisherigen Finanzierungsmechanismen nicht mehr nur auf Anteile des Bruttolohnes ab, was einseitig den Produktionsfaktor Arbeit belastet, sondern zieht als die Bemessungsgrundlage die gesamte Wertschöpfung eines Betriebes heran. Kapitalintensive und/oder stark automatisierte, jedoch personalarme Unternehmen würden stärker belastet.

werden können, fordert Gorz – in Anlehnung an den Grundeinkommenstheoretiker Michael Opielka – ein Recht auf eigene Produktionsmittel:

Denn allein dieses Recht, als einlösbares, befähigt die Menschen, sowohl ‚die Abhängigkeit vom Arbeitgeber und den sozialen Bezügen des kapitalistischen Industriesystems‘ als auch ‚die Abhängigkeit vom Staat als Versorger‘ zu durchbrechen. ‚Wofür das garantierte Grundeinkommen (also) wegbereitend sein soll, ist die Aneignung der Arbeit.‘³²⁰

Diese Forderung teilt auch Jeremy Rifkin, der in seinen Überlegungen auf das Konzept der Allmende rekurriert, das beinahe so alt ist wie der Mensch selbst.³²¹ Ursprünglich bezeichnet der Begriff Allmende ein gemeinschaftlich genutztes Stück Land, das allen Mitgliedern der Gemeinschaft zu gleichen Teilen Ertrag brachte. Im frühen Mittelalter kannte fast jedes Dorf ein solches Gemeingut, ehe diese Tradition durch gewaltherrschaftliche Aneignungen zusehends verloren ging. Die in Kapitel 2.2.3 behandelte englische Einhegungsbewegung ab dem 15. Jahrhundert zerstörte die Allmenden und führte das Land in Privateigentum über. Derselben Tendenz sehen wir uns heute im globalen Kapitalismus ausgesetzt, wo Landkäufe und Privatisierungen – teils unter zwangsähnlichen Bedingungen – an der Tagesordnung stehen.³²² Rifkin und Gorz sehen beide einer Wiederbelebung des Allmendegedankens entgegen. Dies kann in der Praxis unterschiedliche Formen annehmen: Von genossenschaftlichen Modellen der Produkterzeugung über lokale Kooperationsringe zum Austausch von Dienstleistungen bis zur freien Nutzung von *commons* in der digitalen Welt – bspw. Wikipedia, Linux oder andere Software im Rahmen der GPL (General Public License). In einer Wiederentdeckung des Gemeinschaftsprinzips und einer materiellen Wiederaneignung des öffentlichen Raums schlummern enorme Potentiale für die gesellschaftliche Entwicklung, für die Entfaltung und Wertschätzung von menschlicher Arbeit.

³²⁰ Gorz 2000, 118; Vgl. Opielka, Michael / Vobruba, Georg: Das garantierte Grundeinkommen. Frankfurt a.M. 1986

³²¹ Vgl. Ostrom, Elinor: Die Verfassung der Allmende – Jenseits von Staat und Markt. Mohr Siebeck, Tübingen 1999

³²² Weltbank und Internationaler Währungsfond zwingen bspw. überschuldete Nationalstaaten zu Privatisierungen, da sie andernfalls keine Unterstützungsleistungen bekommen. Dies beschert großen, internationalen Kapitalinvestoren immer wieder Schnäppchen. Jüngstes Beispiel war der Verkauf griechischer Inseln, Häfen u.a.m. im Zuge der Finanzkrise von 2008. Auch in anderen Fällen von Staatskrisen bzw. staatlichen Zerfallserscheinungen (bspw. Auflösung der UdSSR, div. Militärdiktaturen in Südamerika etc.) konnten sich Privatpersonen unter günstigen Bedingungen riesige Vermögenswerte aneignen. Unter den engl. Begriff *Land Grabbing* lassen sich die teilweise (semi-)legalen, teilweise illegalen Landkäufe in Afrika oder Osteuropa subsumieren. Die im Dienste der Kapitalbesitzenden agierenden politischen Repräsentanten bringen selbst Staaten der EU, die den Verkauf ihrer Böden streng reglementieren wollen, an den Rand der Krise, siehe den Fall Ungarn 2018: <http://www.handelsblatt.com/politik/international/europaeischer-gerichtshof-ungarn-darf-landnutzungsrechte-von-auslaendern-nicht-loeschen/21039068.html>; Vgl. ferner die Berichte von *Oxfam*, online abrufbar: <https://www.oxfam.de/unsere-arbeit/themen/landgrabbing> (Stand: 17.03.2018)

Die Sorgen, wonach einerseits die Digitale Revolution das Ende der Arbeit, andererseits ein bedingungsloses Grundeinkommen das Ende der Arbeitswilligkeit bringt, entbehren jeder Substanz. Im Gegenteil könnten das Ende der Erwerbsarbeit und die Herauslösung des Menschen aus den industriell-kapitalistischen Produktionsbedingungen, d.h. die nach William Morris rundum befreite menschliche Arbeit, zu einer bisher unbekannten Blüte des Lebens und der Aktivitäten führen. Flache Hierarchien, flexible Arbeitszeiten, ein hohes Maß an Eigenverantwortlichkeit – all dies zählt heute zu den Standardkriterien für *gute* Arbeitsplätze. Doch diese guten Plätze sind rar. Das Grundeinkommen ist ein Baustein, um für mehr Menschen die Möglichkeit zu schaffen, eine gute, selbstbestimmte Arbeit aufzunehmen. So wie die Schreiber der *Huffington Post*, die unzähligen ehrenamtlich Tätigen oder die vielen Frauen und Männer im Rahmen ihrer Familien schon heute ohne Entlohnung ganze Arbeit leisten, so könnte das Grundeinkommen diesen Antrieb auf andere Felder ausweiten. Wer um seine Existenz nicht fürchten muss, kann vielleicht ein Hobby zum Beruf machen, kann ein Handwerk aufnehmen oder eine Dienstleistung anbieten, die am Markt nicht so stark nachgefragt wird, um allein davon leben zu können. Die jüngsten Erfahrungen mit dem Grundeinkommensversuch in Finnland belegen, dass fast alle Beteiligten damit begonnen haben, ihre *Berufung* umzusetzen.³²³ Auf der psychischen Ebene scheint das Grundeinkommen für eine spürbare Entlastung zu sorgen, da im Unterschied zum klassischen Arbeitslosengeld mit seiner entblößenden Bedürftigkeitsprüfung weniger Scham- und Schuldgefühle entstehen. Die Zwischenberichte der Studie ernüchtern freilich allzu optimistische Träume, weil auch das Grundeinkommen nicht vor den Irrungen und Wirrungen des Lebens schützt, weil es Krankheiten, Depressionen, Schicksalsschläge ebenso wenig verhindern kann wie die naturgemäße Ungleichverteilung von kognitiven Fähigkeiten oder die ethische Skrupellosigkeit bestimmter Individuen. Karl Reitter kommt in seinen Überlegungen zum Grundeinkommen zum realistischen Schluss, dass dieses „uns nicht das Paradies, aber doch etwas mehr an Würde und Selbstbestimmung ermöglicht“³²⁴. Der entscheidende Vorzug und revolutionäre Aspekt besteht also in der Etablierung eines neuen Prinzips: in Freiheit tätig sein. Was die Menschen daraus machen, steht auf einem anderen Blatt.

³²³ Tatsächlich handelt es sich nur in Ansätzen um ein echtes Grundeinkommen. 2000 arbeitslose Menschen wurden für die von 2017 bis 2019 laufende Studie ausgewählt. Sie erhalten monatlich bedingungslose 560 Euro, dazu bei Bedarf weitere Sozialhilfemaßnahmen (z.B. Wohngeld). Die Erfahrungen sind also schwer zu interpretieren und kaum verallgemeinerbar, da die möglichen Auswirkungen auf bisher Erwerbstätige unerfasst bleiben. Vgl. die *Weltspiegel-Reportage* der ARD vom 13.01.2018, online abrufbar: <http://www.daserste.de/information/politik-weltgeschehen/weltspiegel/reportage/sendung/finnland-experiment-grundeinkommen-102.html> (Stand: 17.03.2018)

³²⁴ Reitter, Karl: *Bedingungsloses Grundeinkommen – Intro: Eine Einführung*. Mandelbaum, Wien 2012, 93

5. Philosophie und das Ende der Arbeit

Wir haben in den vergangenen Kapiteln verschiedene Stationen auf dem Weg der Geschichte der menschlichen Arbeit beleuchtet. Dabei sind wir von einer begrifflichen Annäherung ausgehend zu philosophiehistorischen Positionen gelangt, haben uns mit der Utopie der befreiten menschlichen Arbeit von William Morris beschäftigt, sind schließlich sehr konkret mitten in den komplexen wirtschaftspolitischen Problemen der globalisierten und finanzialisierten Arbeitswelt gelandet. In einer den Kreis schließenden Reflexion kehren wir nun zu Morris und zu einer philosophischen Perspektive zurück.

Die kapitalistisch-industrielle Lebensform beherrscht seit rund 150 Jahren das Dasein auf Erden. Von Europa ausgehend hat sie sich wie ein Virus über den ganzen Erdball ausgebreitet, jeden Kulturraum erobert, jeden Bereich des Denkens und Handelns infiltriert. Den Arbeitsauftrag des Menschen im Rahmen der biblischen Paradies-Erzählung (Gen 2,4b-25) hat sie bis zur Unkenntlichkeit umgeformt: An die Stelle des Bebauens und Behütens traten Ausbeutung und Beherrschung. In Gestalt einer massiv vom Menschen umgearbeiteten Erdoberfläche wird diese Verschiebung objektiv sichtbar. Weniger sichtbar sind freilich die ontologischen Verschiebungen, die jener Lebensform zugrunde liegen: die Dominanz der instrumentellen Vernunft, die entfremdete Arbeit, der Verlust eines auf Dauer angelegten Zeithorizonts.

5.1 Die Herrschaft der instrumentellen Vernunft

Das lat. ‚instrumentum‘ ist die Übersetzung des griechischen Begriffs *τέχνη* und bezeichnet in seiner vorrangigen Bedeutung ein Werkzeug, also ein Mittel *um zu* ... Durch die instrumentelle bzw. synonym technische Vernunft erscheint alles im Licht einer Mittel-Zweck-Rationalität. Offensichtlich ist sie ein wesentlicher Bestandteil nicht nur des menschlichen Lebens, da auch andere Tiere – allerdings in sehr engen Grenzen – über eine technische Vernunft verfügen und Werkzeuge zielorientiert zu benutzen wissen. Der Vorzug der menschlichen Vernunftanlage besteht demgegenüber in ihrer Universalität. Als freies Wesen steht der Mensch vor der Herausforderung, seinem technischen Tun selbst Grenzen zu setzen. Grenzen setzen heißt Herrschaftsbereiche abstecken. Eine solche Grenze ziehen zum Beispiel Mythos und Religion. Der epochale Bruch, der Mittelalter und Neuzeit trennt, besteht folglich darin, dass nun die instrumentelle Vernunft zur grenzenlosen Herrschaft durchbricht und die Weltsicht der Menschen,

zunächst der Denker, dann der weltlichen Herren, zuletzt der gemeinen Bevölkerung, bestimmt. Zensur, Hexenverbrennungen, Inquisition – verzweifelte wie sinnlose Versuche, die je schon in der menschlichen Vernunft angelegte und nun sich entfaltende Macht des Instrumentalen einzufangen, die das religiöse Geheimnis schamlos zerstört. Auf die Konsequenzen der Dialektik der Aufklärungsphilosophie, die Verstand und Vernunft gegenüber Mythos und Religion letztlich siegreich in Stellung brachte, haben Max Horkheimer (1895-1973) und Theodor W. Adorno (1903-1969) hingewiesen:

Der Mythos geht in die Aufklärung über und die Natur in bloße Objektivität. Die Menschen bezahlen die Vermehrung ihrer Macht mit der Entfremdung von dem, worüber sie die Macht ausüben. Die Aufklärung verhält sich zu den Dingen wie der Diktator zu den Menschen. Er kennt sie, insofern er sie manipulieren kann. Der Mann der Wissenschaft kennt die Dinge, insofern er sie machen kann. Dadurch wird ihr An sich Für ihn. In der Verwandlung enthüllt sich das Wesen der Dinge immer als je dasselbe, als Substrat von Herrschaft.³²⁵

Gebundet von der Macht der instrumentellen Vernunft, übersieht der neuzeitliche Mensch die Gefahr einer schrankenlos operierenden Vernünftigkeit, die dadurch selbst in den Rang einer absoluten, alles beherrschenden Macht aufsteigt. Als Mittel, um den *wirklichen* Sachverhalt der Dinge aufzudecken, begreift der Mensch die naturwissenschaftlich-technischen Apparate und erkennt, dass dahinter eine technische Vernunft agiert, die die Dinge nur ihrer Maßgabe entsprechend wahrnehmen und beschreiben lässt. Auf diese Doppelbödigkeit weist Martin Heideggers (1889-1976) kritische *Frage nach der Technik* (1953) hin: „Technik ist [...] nicht bloß ein Mittel“, sondern „eine Weise des Entbergens“³²⁶, d.h. im Sinne der *ποίησις* ein Hervorbringen und Herausstellen dessen, was (bislang) verborgen war. Das spezifisch Neue an der modernen Technik ist denn auch der in ihr zum Ausdruck kommende totalitäre Anspruch, alles, was die Erde an Lebensstoffen verbirgt, für den kapitalistischen Verwertungsprozess zu erschließen. Da das Kapital als rein fiktive Schöpfung des Geistes keine materiellen Grenzen kennt, gleichzeitig als Mittel und als Zweck fungiert und so die Dynamisierung aus sich selbst hervorbringt, kommt jenes Erschließen erst zu seinem natürlichen Ende, wenn alles Erschließbare erschlossen ist. Heidegger spricht von einem „Herausfordern, das an die Natur das Ansinnen stellt, Energie zu liefern, die *als solche* herausgefördert und gespeichert werden kann. [...] Dieses Fördern bleibt jedoch im voraus darauf abgestellt, anderes zu fördern, d.h. vorwärts zu treiben in die größtmögliche Nutzung bei geringstem Aufwand.“³²⁷ Die „Herausforderung“ im

³²⁵ Horkheimer, Max / Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung – Philosophische Fragmente. Fischer, Frankfurt a.M. 1988, 15

³²⁶ Heidegger, Martin: „Die Frage nach der Technik“, in: Ders.: *Vorträge und Aufsätze*. Bd. 7 d. Gesamtausgabe, Vittorio Klostermann, Frankfurt a.M. 2000, 13

³²⁷ Ebd. 15f

Lichte der instrumentellen Vernunft verändert total die menschliche Wahrnehmung der Dinge, was Heidegger am Beispiel eines Wasserkraftwerks nachzeichnet: Der Rheinstrom kommt nicht als Rheinstrom, d.h. als fließendes Gewässer in der Landschaft in den Blick, sondern als (potentieller) Wasserdrucklieferant für Turbinen, deren Drehungen elektrischen Strom gewinnen lassen, d.h. als verwert- und kapitalisierbares Objekt. Manifest wird die Verschiebung, die die technische Weltanschauung bringt, im Vergleich zu anderen Bauten im Rhein: „Das Wasserkraftwerk ist nicht in den Rheinstrom gebaut wie die alte Holzbrücke, die seit Jahrhunderten Ufer mit Ufer verbindet. Vielmehr ist der Strom in das Kraftwerk verbaut.“³²⁸ Es ist eine Sache, die unverborgenen Naturkräfte in schonender, nicht ausbeuterischer Weise zu nutzen, so wie eine Windmühle die Windenergie übersetzt, um Korn zu mahlen, eine Brücke den Fluss *als Fluss* überspannt, um ihn passierbar zu machen; es ist aber eine andere, die Erdkruste aufzufressen und Kohle oder Öl *als gespeicherte Energie* zu fördern, um sie durch Verbrennen, also Zerstörung, nutzen zu können. Neue Technologien erweisen sich unter diesen Gesichtspunkten als janusköpfig: Um Sonnenenergie durch Photovoltaik schonend nutzbar zu machen, müssen seltene Metalle zu Tage gefördert und verarbeitet werden. Im dynamischen Kapitalismus hat die instrumentelle Vernunft jedenfalls einen kongenialen Partner gefunden, der den Willen zum Wissen mit dem Willen zur Macht kombiniert. Es widerspricht der inneren Logik dieses Systems, einerseits im Sinne eines Bebauens und Behütens nur das Notwendige zu erschließen, zum anderen dieses durch Arbeit Erschlossene den Arbeitern selbst zu überlassen. Der Kapitalist bzw. Investor ist die eine Hauptfigur in diesem System, der Ingenieur als Agens der instrumentellen Vernunft die andere, gern übersehene, wie Oswald Spengler betont:

[...] *der Ingenieur*, der wissende Priester der Maschine. Nicht nur die Höhe, das *Dasein* der Industrie hängt vom Dasein von hunderttausend begabten, streng geschulten Köpfen ab, welche die Technik beherrschen und immer weiter entwickeln. Der Ingenieur ist in aller Stille ihr eigentlicher Herr und ihr Schicksal. Sein Denken ist als Möglichkeit, was die Maschine als Wirklichkeit ist. Man hat, ganz materialistisch, die Erschöpfung der Kohlenlager gefürchtet. Aber solange es technische Pfadfinder von Rang gibt, gibt es keine Gefahren dieser Art. Erst wenn der Nachwuchs dieser Armee ausbleibt, deren Gedankenarbeit mit der Arbeit der Maschine eine innere Einheit bildet, muß die Industrie trotz Unternehmertum und Arbeiterschaft erlöschen.³²⁹

Was Spengler 1922 schrieb, gilt fast 100 Jahre später noch immer. Obwohl alles darauf hindeutet, dass die kapitalistisch-industrielle Lebensform unter der geistigen Führung der instrumentellen Vernunft eine kausale Rolle bei der Zerstörung der Biosphäre spielt, ist das Vertrauen in

³²⁸ Ebd. 16

³²⁹ Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes – Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. DTV, München 1991 [1922], 1191

die Figur des Ingenieurs ungebrochen. In der gegenwärtigen Bildungspolitik steht die Förderung der technischen Fächer (MINT) von der Grundschule bis zu den Fachhochschulen im Mittelpunkt, wobei innerhalb dieser Aus-Bildung gerade jene Elemente ein Schattendasein fristen, die William Morris in seiner Tätigkeit als Lehrer und Handwerksmeister als die wichtigsten erkannte: Ästhetik, Moral, Bewusstsein für Geschichte und Natur. Dem Faktum einer immer stärker von Technik durchwalteten Lebenswelt begegnet Politik mit dem Ruf nach mehr Technikern. Von Arbeitskräften, die für den Arbeitsmarkt ausgebildet werden, also darauf hin geschult sind, im bestehenden Wirtschaftskreislauf zu funktionieren, lässt sich schwerlich erwarten, dass sie es sein werden, die die Phantasie zur Entwicklung alternativer Lebensformen aufbringen, welche den Einsatz von Technik und Maschinen zugunsten einer Rehumanisierung minimieren. Heidegger vertritt in seinem Aufsatz zur *Frage nach der Technik* keine fatalistische, vielmehr eine dialektische Position. Er erblickt den natürlichen Gegenspieler der instrumentellen Vernunft im ästhetischen Bewusstsein, d.h. in der Kunst, die bei den Griechen – wie später bei Morris – von derselben Wurzel genährt wird:

Einstmals trug nicht nur die Technik den Namen τέχνη. Einstmals hieß τέχνη auch jenes Entbergen, das die Wahrheit in den Glanz des Scheinenden hervorbringt. Einstmals hieß τέχνη auch das Hervorbringen des Wahren in das Schöne. Τέχνη hieß auch die ποίησις der schönen Künste. [...] Die Künste entstammten nicht dem Artistischen. Die Kunstwerke wurden nicht ästhetisch genossen. Die Kunst war nicht Sektor eines Kulturschaffens.³³⁰

Morris' Verständnis von Kunst hat genau diesen Bezug zur lebendigen Alltagswelt des Arbeitens und Tuns wiederhergestellt. Sein Arbeitsideal steht im offenen Widerstreit zu einer Verabsolutierung der Vita activa im industriell-kapitalistischen Sinn, worin das Denken zur Berechnung und das Handeln zur mechanischen Bewegung herabgesunken sind.

5.2 Die entfremdete Arbeit

Die jüdisch-christliche Schöpfungsgeschichte weist dem Menschen einen offenen, auf Dauer angelegten Zeithorizont zu. Daher kommt dem biblischen Arbeitsauftrag essentiell ein sorgender Charakter zu. Die kapitalistisch-industrielle Lebensform agiert hingegen zeit- und seinsvergessen, hat sich von jedem Gedanken an Kontinuität, Erhaltung und Weitergabe der natürlichen Lebensgrundlage gelöst. In Gestalt der Maschine hat sie jedoch eine Illusion von Ewigkeit hervorgebracht, die fatal auf das Selbstverständnis des Menschen zurückwirkt, so der Philosoph

³³⁰ Heidegger 2000, 35

Byung-Chul Han (*1959): „Das industrielle Dispositiv ist ein zeitökonomischer Imperativ, der den Menschen gemäß der Taktung der Maschine zu formen hat. Es gleicht das menschliche Leben dem maschinellen Arbeitsprozeß, dem Funktionieren an.“³³¹ Die Maschine ist kein einfaches, geschweige denn ein moralisch unschuldiges Stück Technik, das einfach als zeitgemäßes Analogon zur urzeitlichen Erfindung der Spitzhacke, quasi als selbstständig agierendes Werkzeug, gesehen werden kann. Sie ist das künstliche Ding par excellence, weil sie keine natürliche Erschöpfung im *output*, kein Ende des Hungers nach den sie antreibenden Ressourcen im *input* kennt. Den menschlichen Benutzer reißt sie mit sich, er wird buchstäblich zum ohnmächtigen Mit-Arbeiter im end- bzw. ziellosen Produktionsprozess. Wer dem Maschinentakt nicht folgen kann, der kann diesen weder aufhalten noch einbremsen, vielmehr fliegt er selbst aus der Bahn und wird ersetzt durch einen Tauglicheren. Die Maschine formt sich gewissermaßen durch ihre Funktionsweise ihre eigenen Mit-Arbeiter. Aus tiefer Sorge um die Folgen einer solchen Abrichtung – d.h. der Selbstentfremdung – des Menschen, wollte Morris die Verwendung von Maschinen auf ein Minimum reduzieren. Schließlich ist die Annahme absurd, eine Tätigkeit, die ein Mensch acht Stunden oder länger, Tag für Tag und Woche für Woche ausführt, hätte keine Auswirkungen auf die psychophysische Verfasstheit desselben. Die Tragweite dieser Dehumanisierung von Arbeit hat der Philosoph Günther Anders (1902-1992) in seinem Hauptwerk *Die Antiquiertheit des Menschen* (1956) demonstriert. Anders' Überlegungen fußen auf seiner praktischen Lebenserfahrung. Er, der vor dem Nationalsozialismus flüchten musste, erkannte eben darin das Muster der entfremdeten Arbeit wieder, jetzt freilich zugespitzt zu einem rassistischen Vernichtungsprogramm. Für Anders ist in der spezifisch kapitalistisch-industriellen Arbeitsweise Arbeiten primär „zu einem [...] ‚Mit-Arbeiten‘ geworden“, zu einem „Mit-Funktionieren mit dem (unübersehbaren, aber für den Arbeitenden verbindlichen) Betrieb; mit dem Betrieb, dem die anderen Arbeitenden gleichfalls nur als Betriebsstücke angehören.“³³² Da die Arbeitsgesellschaft seit der Industrialisierung grundsätzlich auf einer so gestalteten (Erwerbs-)Arbeit aufbaut, also die meisten Individuen in diesen Entfremdungsprozess eingespannt sind, verändert sich auf dem Wege der Gewöhnung die Einstellung der Massen. Nach Anders läuft letztlich all unser Tun „auf konformistisches *Mit-Tun* heraus.“³³³ Wohin massenhaft unkritisches Mit-Tun führen kann, hat der Nationalsozialismus der Menschheitsgeschichte eingeschrieben. In seinem Bemühen, den ideologischen wie den praktischen ‚Erfolg‘

³³¹ Han, Byung-Chul: *Der Duft der Zeit – Ein philosophischer Essay zur Kunst des Verweilens*. transcript, Bielefeld 2014, 92

³³² Anders, Günther: *Die Antiquiertheit des Menschen – Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution*. Bd. 1, C.H. Beck, München 2002 [1956], 286

³³³ Ebd. 287. Eine punktgenaue Charakterzeichnung des Mitläufers lieferten 1961 Carl Merz und Helmut Qualtinger: *Der Herr Karl*. Deuticke, Wien 2007

dieser Bewegung zu verstehen, gelangt Anders zum Ergebnis, „daß sich die Täter, mindestens viele von ihnen, in den Situationen, in denen sie ihre Verbrechen begingen, im Prinzip nicht anders benommen haben, als sie es in ihrem Arbeitsbetrieb, der sie geprägt hatte, gewöhnt gewesen waren.“³³⁴ Sehr deutlich legt Günther Anders die Grundzüge jener Arbeitsform offen, in der noch heute viele Menschen gefangen sind:

Denn zum durchschnittlichen Betrieb, mindestens zum heute ausschlaggebenden Großbetrieb, gehört es eben, daß er (gleich was seine Ziele sein mögen) auf Verbindlichkeit Anspruch macht; und zum Arbeitenden, daß er ‚mitgetrieben mittreibe‘; daß er, obwohl seine einzige raison d’être darin besteht, täglich zur Erreichung der Betriebsziele beizutragen, von deren Bilde ausgeschlossen bleibt; daß er [...] noch nicht einmal ‚Eigentümer‘ des Zielbildes der Produktion ist, daß diese Ziele ihn nichts angehen. Wenn dem so ist, wenn er also das Ziel *nicht weiß*, nicht zu wissen braucht oder nicht wissen soll, dann braucht er offensichtlich auch *kein Gewissen* zu haben. Vielmehr wird das vom individuellen Gewissen geprüfte oder gar diktierte ‚Handeln‘ suspendiert und durch *Gewissenhaftigkeit* des ‚aktiv-passiv-neutralen‘ Mit-Treibens ersetzt [...].³³⁵

Anders verweist in diesem Zusammenhang auf die Aussagen ehemaliger Angestellter in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern, die ihre Tätigkeit ex post als gewöhnliche Erwerbsarbeit klassifizierten. Auch die auf den höheren Ebenen der Verwaltung oder der strategischen Planung beschäftigten Menschen argumentierten, sie hätten nichts Böses im Sinne gehabt, ja im Gegenteil: sie wären ihrer (moralischen) Pflicht zur Arbeit nachgekommen und hätten ihren kleinen, unbedeutenden Beitrag geleistet – so wie alle anderen. Das Entsetzen über die Gedankenlosigkeit von Menschen, die heute zu Tausenden für Rüstungsfirmen, Glücksspiel- oder Chemiekonzerne arbeiten, verliert weder an Stärke, wenn die Entfremdungsmechanismen transparent gemacht werden, die es strukturell begünstigen, solche Arbeiten aufzunehmen; noch entlasten diese Mechanismen die Akteure von ihrer moralischen Schuld – wie überhaupt die meisten Menschen sehr genau wissen, was sie eigentlich tun, aber gleichzeitig jede Anstrengung unternehmen, dieses Wissen zu verdrängen.³³⁶ Zum kapitalistischen System gehört wesentlich die Tendenz zur Verschleierung. Klar, evident und legitimiert ist der Zweck, das Streben nach Profit, aber Mittel und Wege sind Verhandlungsmasse. Um den Spielraum möglichst weit zu gestalten, haben die Kapitalisten neben dem Zwang zur Erwerbsarbeit die Idee von der moralischen Neutralität ihres Produkts verankert. In Anders’ Worten: „Während Arbeiten als solches unter allen Umständen als ‚moralisch‘ gilt, gelten in actu des Arbeitens

³³⁴ Ebd. 288

³³⁵ Ebd. 288f

³³⁶ Dies gilt ganz besonders für die Menschen, die sich freiwillig in den Dienst einer Armee stellen und sich an Angriffskriegen jedweder Art beteiligen. Vgl. den pointierten Song *Universal Soldier* (1963) der kanadischen Sängerin und Friedensaktivistin Buffy Sainte-Marie, einem größeren Publikum bekannt geworden durch das Cover des britischen Sängers Donovan.

Arbeitsziel und -Ergebnis – das gehört zu den verhängnisvollsten Zügen unserer Zeit – als ‚moralisch neutral‘.“³³⁷ Im öffentlichen Diskurs über Arbeitslosigkeit erschallt aus der politischen Arena denn auch ständig der Ruf, lieber irgendeine Arbeit als keine zu haben. Diesen Ruf hörte schon Morris im 19. Jahrhundert: „It is assumed by most people nowadays that all work is useful, and by most well-to-do people that all work is desirable. Most people [...] believe that, even when a man is doing work which appears to be useless, he is earning his livelihood by it – he is ‘employed’, as the phrase goes [...].“³³⁸ Gute Arbeit erschöpft sich weder in beliebiger Beschäftigung, noch ist sie unabhängig von ihrem Endprodukt zu bewerten. Um der entfremdenden Arbeit gesamtgesellschaftlich zu entkommen, fordert Morris uns zu überlegen auf, wie und was wir arbeiten wollen. Das Grundeinkommen würde wohl auch Morris als einen ersten Schritt sehen, der *allen* Menschen die Möglichkeit erschließt, frei tätig zu werden. Dass die Erwirtschaftung des Grundeinkommens im 21. Jahrhundert mittels intelligenter Maschinen gesichert werden wird, muss bei einer am Gemeinwohl³³⁹ ausgerichteten politischen Regulierung keine Angst machen. Der Maschinenkritiker Morris war sich des dialektischen Potentials bewusst: „Ich habe die Hoffnung, daß gerade die Vervollkommnung der Maschinen in einer Gesellschaft, die nicht unbedingt auf Vermehrung der Arbeit, sondern auf Vermehrung des Lebensgenusses aus ist, schließlich zu einer Vereinfachung des Lebens und somit auch zu einer Begrenzung der Zahl der Maschinen führen wird.“³⁴⁰

5.3 Der Verlust der Dauer

Während die vorindustrielle Herstellung von Gütern in einen auf Dauer angelegten Zeithorizont eingeeht war, drängt die moderne Arbeit zu Kurzfristigkeit, Innovation und ständigem Wachstum. Kapitalvermehrung kann nur stattfinden, wenn Kapital zirkuliert – und dies am Besten weltweit und in Sekundenbruchteilen. Solange das Kapital sich zu diesem Zweck der Güterwirtschaft bedient, trachtet es danach, den Ausstoß von Waren zu maximieren und ihren Umsatz zu beschleunigen. Was Morris als Kunsthandwerker zunächst ganz praktisch erfuhr und später durch die Lektüre von Marxens Analyse des Kapitalismus theoretisch näher aufzuschlüsseln lernte, war die Einsicht in die innere Logik dieses Wirtschaftsmodells, welches nicht auf Dauer,

³³⁷ Anders 2000, 289

³³⁸ Morris, William: „Useful work versus useless toil“, in: Ders.: *Selected Writings ...*, a.a.O., 117

³³⁹ Vgl. die Initiative der Gemeinwohlökonomie, u.a. Felber, Christian: *Die Gemeinwohl-Ökonomie – Das Wirtschaftsmodell der Zukunft*. Deuticke, Wien 2010

³⁴⁰ Morris, William: „Wie wir leben und wie wir leben könnten“, in: Morris 1983, a.a.O., 156f

d.h. auf die Qualität der Produkte aus war. Massenproduktion verlangt eo ipso nach Massenkonsum. Aus einer kapitalistischen Arbeitsgesellschaft erwächst notwendig eine Konsumgesellschaft, die genauer als Wegwerfgesellschaft tituiert werden müsste. Was steckt hinter diesen Schlagworten? Konsumgüter werden unterteilt in kurzlebige Verbrauchsgüter und langlebige Gebrauchsgüter. Zu ersteren zählen klassisch Lebensmittel, zu letzteren ein Kugelschreiber, Kleidung oder Computer. Für Verbrauchsgüter ist die kurze Dauer ihres Bestehens konstitutiv, wogegen Gebrauchsgüter sich langsam im Zuge ihrer Anwendung abnützen. In einer Konsumgesellschaft nähern sich jedoch die Bestandszeiten aller Güterformen denen der Verbrauchsgüter an. Die Gebrauchsgüter verschleifen nicht nur rasch, sie werden auch nicht mehr repariert, da der Neukauf eines ganzen Produkts einen größeren Beitrag zum Umsatz im Wirtschaftskreislauf darstellt. Unternehmen und Produzenten fördern dies auf mannigfache Weise, sei es durch Einsparung von Material (bspw. einer geringeren Blechstärke beim Automobil) oder durch bewusst schlechtere Qualität (bspw. von Elektrokondensatoren auf elektrischen Schaltplatinen). *Geplante Obsoleszenz* bezeichnet den Versuch der Hersteller, die Dysfunktionalisierung ihrer Produkte möglichst nahe an den Zeitpunkt des Ablaufs allfälliger gesetzlicher Gewährleistungsfristen zu legen. Weniger durchsichtig nehmen sich die demselben Zweck dienenden Strategien aus, bei Computern oder anderen Endgeräten sicherheitsrelevante Softwareupdates nur temporär befristet anzubieten und/oder neue Funktionen trotz hardwaretechnischer Realisierbarkeit allein neuen Modellen vorzubehalten. Nach Byung-Chul Han reflektieren solche Maßnahmen die folgerichtigen Entwicklungen in einer auf Wachstum und raschen Kapitalumsatz bauenden Wirtschaftsordnung:

Der kapitalistische Imperativ zum Wachstum bringt es mit sich, daß die Dinge in immer schnellerem Tempo produziert und verzehrt werden. Der Konsumzwang ist dem System der Produktion immanent. Das wirtschaftliche Wachstum ist auf einen raschen Verzehr und Verbrauch der Dinge angewiesen. Die aufs Wachstum angelegte Wirtschaft würde ganz zum Erliegen kommen, wenn Menschen plötzlich anfangen, die Dinge zu schonen, sie vor dem Verfall zu bewahren, ihnen zu einer Dauer zu verhelfen.³⁴¹

Morris sprach von der zum Prinzip erhobenen Verschwendung. Geplante Obsoleszenz ist nur eine Option im Feld des kapitalistisch-industriellen Geschäftsmodells. Eine andere besteht darin, die Konsum- und Gebrauchsgüter symbolisch aufzuladen und mit ihnen beispielsweise den sozialen Status des Konsumenten zu adressieren. Ein weitere, äußerst ertragreiche spielt sich im Feld der menschlichen Bedürfnisbefriedigung ab. So wie die Menschen einst zur Arbeit in den Fabriken abgerichtet werden mussten, so musste ihnen auch das Verlangen nach Dingen eingimpft werden, derer sie vorher nie bedurft hatten. „Der Schlüssel zum wirtschaftlichen

³⁴¹ Han 2014, 93

Wohlstand ist die organisierte Unzufriedenheit“³⁴², erklärte der ehemalige Vorstand von *General Motors*, Charles Kettering. Dies gestaltet sich umso leichter, je weiter die Menschen von sich selbst entfremdet sind, je weniger Muße sie haben bzw. Räume des Nachdenken- und Verweilen-Könnens sie finden, argumentiert Han.³⁴³ Freud lehrte, dass die Menschen nicht Herr im eigenen Hause sind. Aber wer nicht einmal bei sich selbst zuhause ist, läuft Gefahr, in seiner Obdachlosigkeit heute hier und morgen da Unterschlupf zu finden, wobei er seine Autonomie einbüßt. Die Heteronomie beginnt nicht erst mit dem Konsum, mit der Beeinflussung durch Werbung, sondern wird – in Anlehnung an Günther Anders – bereits über unsere Form des entfremdeten Arbeitens als Mit-Funktionieren im Betrieb inkorporiert. Han rekurriert in seiner Kritik der kapitalistisch-industriellen Zustände letztlich auf Nietzsches Forderung in *Menschliches, Allzumenschliches* (1868), der Mensch möge wieder auf den Weg der *Vita contemplativa* geführt werden:

Aus Mangel an Ruhe läuft unsere Zivilisation in eine neue Barbarei aus. Zu keiner Zeit haben die Tätigen, das heisst die Ruhelosen, mehr gegolten. Es gehört deshalb zu den notwendigen Korrekturen, welche man am Charakter der Menschheit vornehmen muss, das beschauliche Element in grossem Masse zu verstärken.³⁴⁴

Für die Hoffungslosigkeit dieses Unterfangens spricht die seit der Industrialisierung konsequent betriebene – betriebliche – Austreibung jedes Moments der Ruhe und Besinnlichkeit, gleichgültig ob in der besitzenden oder in der besitzlosen Klasse; das meditative Vermögen ist auf beiden Seiten tief verschüttet. Gegen die Möglichkeit einer Rettung auf kontemplativem Pfad spricht näherdings auch die philosophisch-pragmatische Einsicht in den ontologisch obdachlosen Menschen der Moderne, die Blaise Pascal (1623-1662) formuliert hat:

Langeweile.

Nichts ist dem Menschen so unerträglich, als wenn er sich in vollkommener Ruhe befindet, ohne Leiden, ohne Beschäftigungen, ohne Zerstreuungen, ohne Betriebsamkeit. Dann fühlt er seine Nichtigkeit, seine Verlassenheit, seine Unzulänglichkeit, seine Abhängigkeit, seine Ohnmacht, seine Leere. Sogleich werden vom Grunde seiner Seele die Langeweile, der Trübsinn, die Traurigkeit, der Kummer, der Verdruss und die Verzweiflung aufsteigen.³⁴⁵

Unsere Arbeitsgesellschaft ist rast- und ruhelos in ihrem Furor des Produzierens und Konsumierens. Sie kennt kaum noch Momente des Innehaltens während der Arbeit, denn: *Zeit ist Geld*. Für die gewöhnliche Erwerbsarbeit, vom Frisurenschneiden über das Regaleinräumen bis

³⁴² Zit. nach Rifkin 2005, 67

³⁴³ Vgl. Han 2014, 106-111

³⁴⁴ Nietzsche, Friedrich: *Menschliches, Allzumenschliches* I. Kritische Gesamtausgabe, 4. Abteilung, Bd. 2, Berlin 1967, 236

³⁴⁵ Pascal, Blaise: *Gedanken – über die Religion und einige andere Themen*. Fragment Nr. 622 Lafuma (= Nr. 131 Brunschvicg), hrsg. von Jean-Robert Armogathe, übers. aus dem Französischen von Ulrich Kunzmann, Reclam, Stuttgart 1997, 366

zum Programmieren von Apps, ist die Suspension des kritischen Denkens eine Erfolgsvoraussetzung. Wer mit dem Kunden zuerst über die genderspezifische Dimension eines bestimmten Frisurentyps nachdenken will, wird in einem kapitalistisch organisierten Betrieb nicht weit kommen. Das Denken depraviert in einer auf Massenabfertigung und Serienproduktion getrimmten Arbeitsweise zur funktionalistischen Rechnerei, zur ökonomisch kalkulierenden Problemlösung – ungleich stärker noch, wenn eine Maschine den Takt vorgibt. William Morris hat deswegen für eine „new handicraft period“ (unter kommunistischen Rahmenbedingungen) geworben, weil in ihr das Sinnieren und Innehalten zumindest nicht von einer Maschine verhindert wird, ja im Falle der Produktherstellung sogar geboten ist, auf dass sich der Arbeitende stets *sein* Wirken an Stoff und Form bewusstmacht und dadurch etwas Besonderes und nicht etwas gedankenlos Beiläufiges erzeugt. Der Philosoph und Soziologe Richard Sennett hat in seinen Überlegungen zur *Kultur des neuen Kapitalismus* auf eine Revitalisierung der „handwerklichen Einstellung“³⁴⁶ als Gegengewicht zum herrschenden kapitalistisch-industriellen Arbeitsparadigma gepocht. Er stimmt mit Morris überein, dass der Handwerkskünstler primär „von seinem Wunsch, etwas um seiner selbst willen gut“³⁴⁷ zu machen, beseelt ist. Im Gegensatz zum entfremdeten Arbeiter entwickelt jener „ein Gefühl der inneren Verpflichtung“³⁴⁸, weil er sich handwerkliche Fertigkeiten und theoretisches Wissen erarbeiten muss, also eine Zeiterfahrung der Dauer macht, in der sich sein Selbst- wie sein Weltbezug verändern. In eine handwerkliche *Aus-Bildung*, die nach Morris und Sennett eben nicht auf eine funktionalistisch-zweckorientierte Richtung beschränkt bleiben kann und darf, setzt letzterer seine Hoffnungen, um die Zahl der Menschen in entfremdender Erwerbsarbeit zu reduzieren. Sennett weiß, dass dies nur gekoppelt an eine Veränderung des wirtschaftlichen wie gesamtgesellschaftlichen Rahmens nachhaltige Wirkungen entfalten würde und verweist diesbezüglich in Richtung des bereits diskutierten bedingungslosen Grundeinkommens.

Morris' kritischer Ansatz besteht jedoch anders als der von Nietzsche und Han nicht in einer hilflos in den leeren Raum projizierten Forderung nach Stärkung des antithetischen kontemplativen Moments. Es scheint mir sinnvoller, diese künstliche Gegenüberstellung von *Vita activa* und *Vita contemplativa* aufzugeben. Morris will den kritischen menschlichen Geist durch – im weitesten Sinne – ästhetische Bildung wieder innerhalb des Arbeitsprozesses fruchtbar machen. Dadurch entstehen einerseits bessere, freudvolle, ethisch unbedenkliche Produkte, andererseits

³⁴⁶ Sennett, Richard: *Die Kultur des neuen Kapitalismus*. Bloomsbury, Berlin 2005, 153

³⁴⁷ Ebd., 153

³⁴⁸ Ebd., 154

wird den essentiellen Anlagen des Menschen eine ganzheitliche Entfaltung ermöglicht. Ein gutes, glückliches Leben besteht im Einklang von körperlicher und geistiger Arbeit, von Anstrengung und Muße, wobei es sich dabei nicht um ein zeitliches Nacheinander von scheinbar disparaten Dingen handelt. Der Work-Life-Balance-Ansatz führt in diese Irre, ebenso die Dichotomie von Vita activa und Vita contemplativa. Vielmehr geht es um den integrativen Versuch, die Arbeit selbst mußevoll zu gestalten. Denken wir an die Kunst der Rede: Eine rhetorisch geschliffene, rundum überzeugende Rede besteht nicht aus einer staccatoartigen Abfolge von Pointen, sondern in einem klug konstruierten Auf und Ab der Spannungsmomente. Oder: Ein Opernsänger im Dauerforte verliert an Vielschichtigkeit und Intensität im Ausdruck, er ermüdet nur allzu rasch sich und seine Zuhörer. Arbeit und Muße sind in diesem Sinne nicht als Gegensätze zu betrachten. Das gegenwärtig vorherrschende kapitalistische Erwerbsarbeitsmodell, in dem die Dauer einer Tätigkeit kostenrelevant ist, also ein Auf und Ab der Arbeitsintensität möglichst verhindert werden muss, gilt es aufzubrechen. Anstatt menschliche Arbeit einem externen und repressiven maschinellen Takt zu unterwerfen, sind Arbeitsorganisationsmodelle zu entwickeln, die dem natürlichen Rhythmus des Menschen entsprechen. Dank der digitalen Algorithmen werden heute Werbeeinschaltungen oder medizinische Heilmittel personalisiert eingesetzt. In naher Zukunft könnten diese Vorzüge auch auf das Arbeitsleben übertragen werden und eine flexible, den individuellen Vermögen und Wünschen Rechnung tragende Arbeitsleistung in den Mittelpunkt rücken.

5.4 Ein Ausblick

Morris war ein Optimist und ein Kämpfer. Er zweifelte nicht daran, dass sich langfristig der positive Weltbezug durchsetzen werde, d.h. die Abschaffung der kapitalistisch-industriellen Lebens- und Arbeitsform von einer ästhetischen, nicht-instrumentellen Vernunftseinsicht angestoßen und in weiterer Folge praktisch-revolutionär herbeigeführt werden kann. Allein, die Grenzen des wirtschaftlichen Wachstums³⁴⁹ sowie der Ausbeutung der Natur und aller Lebewesen werden seit Jahrzehnten, ja seit Jahrhunderten intensiv diskutiert. *Man* weiß, dass es so nicht weitergehen kann. Doch der Glaube an eine Alternative zum Kapitalismus ist im frühen 21. Jahrhundert schwach. Dies kommt nicht von ungefähr. Der Mensch findet sich heute eingebettet in ein scheindemokratisches politisches System, eingehegt in das überwältigende Zerstreuungsangebot der Konsumkultur, ausgeliefert einer konzentrierten Medienwelt. Hinter all

³⁴⁹ Vgl. den Bericht *The Limits to Growth* des Club of Rome aus dem Jahre 1972.

dem verbergen sich die Interessen des Kapitals. Wo die Gefahr eines Zusammenbruchs qua kollabierender Biosphäre wächst, wachsen zunächst einmal die Selbsterhaltungskräfte. Und so scheint es äußerst zweifelhaft, dass der mögliche Hauptgewinn der Digitalen Revolution, der darin bestünde, die entfremdete Arbeit überwinden zu lassen, auch die ganze Gesellschaft erreicht. Anders als die Vertreter der Kapitalinteressen durch Verschleierungspropaganda glauben machen wollen, folgte die Expansion des Kapitalismus immer einem einzigen Ziel:

Look how the whole capital world is stretching out long arms towards the barbarous world and grabbing and clutching in eager competition at countries whose inhabitants don't want them; nay, in many cases, would rather die in battle, like the valiant men they are, than have them. So perverse are these wild men before the blessings of civilization which would do nothing worse for them (and also nothing better) than reduce them to a propertyless proletariat. And what is all this for? For the spread of abstract ideas of civilization, for pure benevolence, for the honour and glory of conquest? Not at all. It is for the opening of fresh markets to take in all the fresh profit-producing wealth which is growing greater and greater every day; in other words, to make fresh opportunities for *waste*; the waste of our labour and our lives.³⁵⁰

Es scheint daher realistischer, dass die Dinge sich zunächst nach Maßgabe ihrer Profitabilität entwickeln. Im Blick auf die Möglichkeiten der Digitalen Revolution hinsichtlich einer algorithmisch organisierten Kontrolle und Steuerung der Menschen gestalten Literaten moderne Dystopien.³⁵¹ Damit aber der Weg, den die Menschheit im 21. Jahrhundert einschlägt, hoffentlich ein anderer, ein – im Sinne von William Morris – utopischer sein wird, braucht es die Arbeit der Philosophen. Der griechische Begriff ‚philosophia‘ meint übersetzt eine Liebe zur Weisheit. Weisheit besteht in ihrem Kern darin, den Lauf des Weltgeschehens zu verstehen und zu klären, was Menschsein bedeutet, was ein gutes Leben ausmacht und welche Rolle dabei der *Arbeit* zukommt. Insofern philosophische Arbeit dazu beiträgt, ist sie nie ausschließlich Theorie, sondern immer auch Praxis.

³⁵⁰ Morris, William: „The Last May Day“, From an article in *Justice*, 1. May 1896, in: Morris/Briggs 1962, a.a.O., 306

³⁵¹ Dave Eggers thematisiert in seinem Buch *The Circle* (Verlag Alfred Knopf, New York 2013) die Macht einer weltweit operierenden Internetfirma, die, als soziales Netzwerk gestartet, zusehends mehr und mehr an Wirtschaftsmacht gewinnt und letztlich zum all-in-one-Dienstleister mutiert. Durch die Verpflichtung der Nutzer zu totaler Transparenz wird jede Privatsphäre zerstört, Konformismus ist das Ziel.

6. Anhang

6.1 Abstract

Deutsch

Die vorliegende Masterthesis untersucht die Vielschichtigkeit des Phänomens Arbeit in philosophischer Perspektive. Im Zentrum steht die Fragestellung nach der Bedeutung menschlicher Arbeit für das individuelle wie gesellschaftliche Dasein. Daraus resultieren Fragen nach dem Sinn und Unsinn von Arbeitsteilung, der Hierarchie von Arbeitsformen oder den Machtverhältnissen durch Arbeit im sozialen Feld. Zunächst werden exemplarisch historische Positionen aus Antike, Mittelalter und Neuzeit beleuchtet, anschließend wird die revolutionäre ästhetische Kultur- und Arbeitstheorie von William Morris (1834-1896) diskutiert. Im letzten Schritt wird versucht, die zuvor gewonnenen Einsichten im Lichte gegenwärtiger Diskussionen (Stichworte: globalisierter Finanzkapitalismus, Digitalisierung, Ende der Arbeit) philosophisch fruchtbar zu machen, d.h. auf unsere lebenspraktischen Konsequenzen hin auszulegen.

English

This Master's thesis is looking at the complexity of the phenomenon "work/labour" in a philosophical perspective, focussing on the interrogation of the significance of human labour for individual and social existence. This results in questions about the meaning and nonsense of division of labour, the hierarchy of working forms and the power relations through work in the social field. First of all, historical positions from antiquity, the Middle Ages and modern times will be looked at, followed by a discussion of William Morris' revolutionary and utopian good-work aesthetic theory. The final part deals with the previously gained insights in relation to current discussions (financialisation and globalisation of capitalism, digitalisation, automation and robotics, end of work) based on how it affects our daily lives.

6.2 Literaturverzeichnis*

Primärliteratur von William Morris

- Selected Writings and Designs. Edited by Asa Briggs, Penguin Books, Middlesex u.a. 1962
- Wie wir leben und wie wir leben könnten – Vier Essays. Übers. u. hrsg. von Hans Christian Kirsch, Diederichs, Köln 1983
- Kunst und die Schönheit der Erde – Vier Vorträge über Ästhetik. Übers. und komm. von Jan Pätzold, Stattbuch, Berlin 1986
- Kunde von Nirgendwo – Eine Utopie der vollendeten kommunistischen Gesellschaft und Kultur. Mit einem Vorwort von Wilhelm Liebknecht, hrsg. von Gerd Selle, DuMont Schauberg, Köln 1974
- News from Nowhere. Thames & Hudson, London 2017

Weitere Literatur

- Anders, Günther: Die Antiquiertheit des Menschen – Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. Bd. 1, C.H. Beck, München 2002
- Arendt, Hannah: Vita activa oder vom tätigen Leben. Piper, München 20087
- Aristophanes: Frauen in der Volksversammlung. Reclam, Stuttgart 2004
- Aristophanes: Die Wolken. Reclam, Stuttgart 2014
- Aristoteles: Metaphysik – Schriften zur Ersten Philosophie. Übers. u. hrsg. von Franz F. Schwarz, Reclam, Stuttgart 1987
- Aristoteles: Politik – Schriften zur Staatstheorie. Übers. u. hrsg. von Franz F. Schwarz, Reclam, Stuttgart 1989
- Arntz, Melanie et.al.: The risk of automation for jobs in OECD countries: a comparative analysis. OECD Social, Employment and Migration Working Papers No. 189, Paris 2016
- Augustinus, Aurelius: Über den Wortlaut der Genesis. Hrsg. von Carl Johann Perl, Ferdinand Schöningh, Paderborn 1964
- Augustinus, Aurelius: Die Handarbeit der Mönche (De opere monachorum). Augustinus-Verlag, Würzburg 1972
- Augustinus, Aurelius: Vom Gottesstaat (De civitate dei). DTV, München 2007
- Beck, Ulrich: „Wohin führt der Weg, der mit dem Ende der Vollbeschäftigungsgesellschaft beginnt?“, in: Ders. (Hrsg.): Die Zukunft von Arbeit und Demokratie. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2000
- Bellamy, Edward: Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887. Übers. von Georg von Gizycki, hrsg. von Wolfgang Biesterfeld, Reclam, Stuttgart 1983

* Im Text zitierte Artikel aus Tages- und Wochenzeitungen sowie aus Internetquellen werden hier nicht wieder aufgeführt.

- Benedikt von Nursia: Die Benediktus-Regel – lateinisch-deutsch. Hrsg. Von Basilius Steidle, Beuron Kunstverlag, Beuron 1975
- Bradley, Ian: William Morris and his World. Thames & Hudson, London 1978
- Callenbach, Ernest: Ecotopia – The Notebooks and Reports of William Weston. Banyan Tree Books, Berkeley, California 1975
- Dickens, Charles: Harte Zeiten. Übers. von Carl Kolb, Dearbooks, Bremen 2012
- Engels, Friedrich: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Hrsg. von Vladimir Adoratskij, Verlag für Literatur und Politik, Wien (u.a.) 1932
- Engels, Friedrich: Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft. In: Marx-Engels-Werke, Bd. 19 [177-228]
- Felber, Christian: Die Gemeinwohl-Ökonomie – Das Wirtschaftsmodell der Zukunft. Deuticke, Wien 2010
- Flecker, Jörg: Arbeit und Beschäftigung – Eine soziologische Einführung. Facultas/UTB, Wien 2017
- Forschner, Maximilian: Thomas von Aquin. C.H. Beck, München 2006
- Füllsack, Manfred: Arbeit. Facultas.wuv, Wien 2009
- Gombrich, Ernst H.: Die Geschichte der Kunst. Phaidon, Berlin/New York 2006
- Gorz, André: Arbeit zwischen Misere und Utopie. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2000
- Han, Byung-Chul: Der Duft der Zeit – Ein philosophischer Essay zur Kunst des Verweilens. transcript, Bielefeld 2014
- Haupt, Heinz-Gerhard (Hrsg.): Das Ende der Zünfte – Ein europäischer Vergleich. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2002
- Hauskeller, Michael: Was ist Kunst? Positionen der Ästhetik von Platon bis Danto. C.H. Beck, München 1998
- Heidegger, Martin: „Die Frage nach der Technik“, in: Ders.: Vorträge und Aufsätze. Bd. 7 d. Gesamtausgabe, Vittorio Klostermann, Frankfurt a.M. 2000
- Henderson, Philip: William Morris – His Life, Work and Friends. Thames & Hudson, London 1967
- Homerus: Homerische Hymnen. Griech. u. dt., hrsg. von Anton Weiher, München 1986
- Honnef, Karl: Dichterische Illusion und gesellschaftliche Wirklichkeit – Zur ästhetischen Struktur und historischen Funktion der Vers- und Prosaromanzen im Werk von William Morris. Wilhelm Fink, München 1978
- Horkheimer, Max / Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung – Philosophische Fragmente. Fischer, Frankfurt a.M. 1988
- Hume, David: “Of the standard of taste”, in: Ders.: Four Dissertations. London 1757
- Jahoda, Marie: Wieviel Arbeit braucht der Mensch? Arbeit und Arbeitslosigkeit im 20. Jahrhundert. Beltz, Weinheim/Basel 1986
- Jones, Owen: Prolls – Die Dämonisierung der Arbeiterklasse. Verlag André Thiele, Mainz 2013

- Kirsch, Hans Christian: William Morris – Ein Mann gegen die Zeit: Leben und Werk. Diederichs, Köln 1983
- Komlosy, Andrea: Arbeit – Eine globalhistorische Perspektive. Promedia, Wien 2014
- Krippner, Greta R.: Capitalizing on Crisis – *The Political Origins of the Rise of Finance*. Harvard University Press 2012
- Lindsay, Jack: William Morris - Writer. William Morris Society, London 1961
- Loheide, Johannes: Finanzmarkt ohne Grenzen? Regionalpolitik und Finanzplätze in der Globalisierung. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2008
- Luther, Martin: Von der Freiheit eines Christenmenschen – Fünf Schriften aus den Anfängen der Reformation. Hrsg. von Wolfgang Metzler, Siebenstern Taschenbuch Verlag, München u. Hamburg 1964
- MacCarthy, Fiona: William Morris – A Life for Our Time. Faber, London 1994
- Mancoff, Debra: Jane Morris - The Pre-Raphaelite Model of Beauty. Pomegranate, San Francisco 2000
- Marx, Karl: „Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie – Einleitung.“ In: Marx, Karl / Engels, Friedrich: Studienausgabe in 5 Bänden, Bd. 1 Philosophie, hrsg. von Iring Fetscher, Aufbau, Berlin 2004
- Marx, Karl & Engels, Frederick: Collected work, Vol 47, Letters 1883-86. Lawrence & Wishart, Electric Book, 2010
- Marx, Karl / Engels, Friedrich: Manifest der Kommunistischen Partei. Reclam, Stuttgart 2014
- Marx, Karl: Ökonomisch-philosophische Manuskripte. Mit einem Kommentar von Michael Quante, Suhrkamp, Frankfurt a. M. 2015²
- Nagl, Wolfgang / Titelbach, Gerlinde / Valkova, Katarina: Digitalisierung der Arbeit: Substituierbarkeit von Berufen im Zuge der Automatisierung durch Industrie 4.0. Projektbericht IhS, Wien 2017
- Nietzsche, Friedrich: Menschliches, Allzumenschliches I. Kritische Gesamtausgabe, 4. Abteilung, Bd. 2, Berlin 1967
- Opielka, Michael / Vobruba, Georg: Das garantierte Grundeinkommen. Frankfurt a.M. 1986
- Ostrom, Elinor: Die Verfassung der Allmende – Jenseits von Staat und Markt. Mohr Siebeck, Tübingen 1999
- Pascal, Blaise: Gedanken – über die Religion und einige andere Themen. Hrsg. von Jean-Robert Armogathe, übers. aus dem Französischen von Ulrich Kunzmann, Reclam, Stuttgart 1997
- Piketty, Thomas: Das Kapital im 21. Jahrhundert. C.H. Beck, München 2016
- Platon: Der Staat. Übers. u. hrsg. von Karl Vretska, Reclam, Stuttgart 2012
- Porter, Michael E.: *Competitive Advantage: Creating and Sustaining Superior Performance*. Simon & Schuster, New York 1985
- Precht, Richard David: Jäger, Hirten, Kritiker – Eine Utopie für die digitale Gesellschaft. Goldmann, München 2018

- Reitter, Karl: Bedingungsloses Grundeinkommen – Intro: Eine Einführung. Mandelbaum, Wien 2012
- Rieder, Kerstin / Voß, Günter: Der arbeitende Kunde – Wenn Konsumenten zu unbezahlten Mitarbeitern werden. Campus, Frankfurt a.M. & New York 2005
- Rifkin, Jeremy: Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft. Aktualisierte Neuauflage, Fischer, Frankfurt a.M. 2005
- Ruskin, John: Die Steine von Venedig. Bd. II, hrsg. von Wolfgang Kemp, Harenberg, Dortmund 1994
- Saage, Richard: Politische Utopien der Neuzeit. Wiss. Buchges., Darmstadt 1991
- Saage, Richard: Vermessungen des Nirgendwo: Begriffe, Wirkungsgeschichte und Lernprozesse der neuzeitlichen Utopien. Wiss. Buchges., Darmstadt 1995
- Schiller, Friedrich: Über die ästhetische Erziehung des Menschen. Hrsg. von Klaus L. Berg-hahn, Reclam, Stuttgart 2000
- Sennett, Richard: Die Kultur des neuen Kapitalismus. Bloomsbury, Berlin 2005
- Sennett, Richard: Handwerk. Berliner Taschenbuch, Berlin 2009
- Smith, Adam: Der Wohlstand der Nationen – Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen. DTV, München 1974
- Spengler, Oswald: Der Untergang des Abendlandes – Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte. DTV, München 1991
- Taylor, Frederick W.: The Principles of Scientific Management. Harper & Brothers, New York 1911
- Wandel, Reinhold: Sozialkritik und regressive Ideale in den politisch engagierten Schriften von William Morris. Peter D. Lang, Frankfurt a.M. & Bern 1981
- Weber, Max: Schriften zur Soziologie – Wirtschaft und Gesellschaft. Reclam, Stuttgart 1995
- Weber, Max: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Textausgabe auf der Grundlage der ersten Fassung von 1904/05, hrsg. von Klaus Lichtblau und Johannes Weiß, Beltz Athenäum, Weinheim 1996²
- Wilde, Oscar: „Die Seele des Menschen im Sozialismus“, in: Ders.: Sämtliche Werke in sieben Bänden, Bd. 7 Essays II, hrsg. von Norbert Kohl, Insel, Frankfurt a.M. 1982
- Zimmer, Robert: Das neue Philosophenportal – Ein Schlüssel zu klassischen Werken. DTV, München 2007